E e 44.

Phil 910

Enc

621

Reden und Abhandlungen,

der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften

vorgetragen

von

Friedrich Schleiermacher.

Aus Schleiermachers handſchriftlichem Nachlaſſe

herausgegeben

von

L. Jonas,

Prediger an der St. Nikolaikirche zu Berlin.

EIGENTHUM DER STADT ...

Berlin,

gedruckt und verlegt bei G. Reimer.

1835.

3. 1. P. 1. 18.

Vorwort des Herausgebers.

I.

Schleiermacher, mein verehrter Lehrer und väterlicher Freund, hat mir kurz vor ſeinem Tode ſeine Papiere überwieſen mit dem Auftrage, den Theil derſelben, welcher die Dialektik, die chriſtliche Sittenlehre und ſeine Anſichten über die Apoſtelgeſchichte enthält, zu ordnen und in Druck zu geben. Was aber das Uebrige betrifft: ſo hat er ſich zwar über einiges günſtiger erklärt, über anderes ungünſtiger, dennoch aber die Beſtimmung darüber, was davon dem Publicum vorzulegen ſein werde und was nicht, lediglich dem Urtheile anvertraut, das ſich mir nach gewiſſenhafter Prüfung des vorhandenen Materials werde gebildet haben. Der erſte Blick nun auf den mir anvertrauten Schatz lehrte mich

zweierlei. Zuerſt dieſes, daß er im Allgemeinen von weit größerem Werthe ſei, als Schleiermachers Aeußerungen vermuthen ließen, daß ich alſo weniger darauf bedacht ſein dürfe, nur einiges Auserleſene mitzutheilen, als darauf, wenig oder gar nichts vorzuenthalten. Dann aber auch dieſes, daß die Aufgabe an keinem Puncte werde zu löſen ſein ohne langwierige und mühevolle Arbeit. Denn auch was für den Herausgeber als fertig angeſehen werden konnte, nämlich die dieſen Band füllenden akademiſchen Reden und Abhandlungen, war ſtellenweiſe ſo wenig zu entziffern, daß ſich vorausſehen ließ, es werde manches nie eigentlich geleſen, ſondern nur in dem Maaße erſchloſſen werden können, in welchem zuvor ſein Ganzes aus dem Lesbaren werde erfaßt ſein. Alles Uebrige aber, bald mehr die Wurzel, bald mehr die Frucht, bald mehr die Stütze des in der Univerſität Vorgetragenen, bot zuvörderſt einzelne in ſich durchaus ungeordnete Notizen dar, die nur dem verſtändlich ſein können, der die Schleiermacher eigenthümliche Conſtruction derjenigen Wiſſenſchaft, auf welche ſie ſich beziehen, ſchon kennt, für dieſen aber auch von hohem Intereſſe ſind. Glücklicherweiſe indeß zeigten ſich doch nur zwei der von Schleiermacher vorgetragenen Disciplinen, die nichts aufzuweiſen haben von ſeiner Hand, als ſolche Notizen; für die übrigen fanden ſich ferner zwar in ſich zuſammenhangende aber ſehr ungleiche, anfangs je vor dem mündlichen Vortrage, und dann ſehr kurz ja faſt nur andeutend gehaltene, ſpäter nach demſelben niedergeſchriebene, und dann mehr oder weniger ausführliche Dar-

ſtellungen, wie er ihrer ſcheint bedurft zu haben, wenn er einerſeits nicht in Gefahr ſein ſollte während der Vorleſungen den Faden zu verlieren, und wenn er andrerſeits für zukünftigen Vortrag derſelben Wiſſenſchaft des einmal Gedachten auch im Einzelnen ſicher bleiben wollte. Aber auch nur wenige Mappen boten nichts als dieſe Grundlage, die meiſten gaben mehr, nämlich auch noch wieder vor oder nach wiederholtem Vortrage niedergeſchriebene, bald ſtätig fortlaufende bald mannigfach unterbrochene, die Grundlage theils ausführende theils umgeſtaltende Rand- oder ſonſtige Nebenſchriften, bis endlich für einige Disciplinen ſich auch wol Anſätze zu gründlicherer nicht mehr auf die Vorleſungen allein berechneter Bearbeitung herausſtellten, aber dann zwei drei auch nicht überall der eine die anderen überflüſſig machende, ſondern meiſtens ſich einander nicht weniger vorausſetzende und ergänzende als wiederholende Anſätze, ſo daß ſchon hieraus jedem einleuchten wird, daß zur Bearbeitung dieſer Manuſcripte nichts geringeres erforderlich ſcheinen konnte, als eine lange Reihe der verwickeltſten Operationen ſcharfer und beſonnener Kritik und zwar aus einer ſo innigen Vertrautheit heraus mit Schleiermachers Anſchauungen, Syſtem und Kunſt, wie ſie niemand von vorn herein zur Sache hinzubringen, ſondern wie ſie erſt in und mit der Ausführung gewonnen werden könne. Noch beſtimmter aber muß dies jedem hervortreten, wenn er hinzunimmt, daß, wo die Manuſcripte nur andeuten oder gar ſchweigen, nirgend Hülfe zu finden iſt als bei den Nachſchriften der Hörer, deren jede für ſich und deren verſchiedene

Jahrgänge in ihrem Verhältniß zu einander doch natürlich nicht nur wieder dieſelben Aufgaben ſtellen müſſen, wie die Manuſcripte ſelbſt, ſondern noch andere dazu von ganz eigenthümlicher Art.

Einem ſolche Schwierigkeiten darbietenden Stoffe nun, ſei es daß er geordnet zu Tage gefördert, ſei es daß er nicht ohne zuvor von allen Seiten ſcharf darauf angeſehen zu ſein für immer der Vergeſſenheit übergeben werden ſoll, können, das ſieht jeder, die Kräfte eines Einzelnen, überträfen ſie die meinigen auch noch ſo weit, nicht gewachſen ſein; ich freue mich alſo melden zu können, daß es mir, wie es denn auch nicht anders zu erwarten war, ohne Mühe gelungen iſt für beides, für die Mitprüfung und für die Mitbearbeitung deſſelben, aus der mir zugänglichen Zahl der Freunde und Schüler Schleiermachers Männer zu gewinnen, deren bei weitem die meiſten durch ihren Namen allein Bürgſchaft genug für den Werth der Bemühungen leiſten, die ſie auch dieſer Sache widmen werden, die anderen aber auch durch das allein, was ſie in dieſer Sache leiſten werden, es niemandem werden zweifelhaft laſſen, daß wie ihrem Eifer ſo ihrer Umſicht und Einſicht mit Fug und Recht vertraut werden durfte. Das nähere Uebereinkommen aber, das wir getroffen haben, iſt dieſes. Die Dialektik, die Pſychologie, die akademiſchen Reden und Abhandlungen, die chriſtliche Sittenlehre und das Leben Jeſu ſind mir vorbehalten, des Uebrigen aber haben ſich jene angenommen, und zwar

der Pauliniſchen Briefe Herr Profeſſor Bleek,
der Kirchengeſchichte Herr Profeſſor Bonnel,
der Pädagogik und Politik Herr Profeſſor Brandis,
der Schriften des Lucas Herr Profeſſor Lachmann,
der Aeſthetik Herr Profeſſor Lommatzſch,
der Hermeneutik und Kritik, der Einleitung ins N. T., der Ev. des Matth. und des Joh., der katholiſchen Briefe und des Briefes an die Hebräer Herr Profeſſor Lücke,
der praktiſchen Theologie Herr Profeſſor Nitzſch,
der Geſchichte der Philoſophie Herr Profeſſor H. Ritter,
der philoſophiſchen Ethik Herr Profeſſor Schweizer,
der Encyclopädie, der kirchlichen Statiſtik und der Predigten Herr Prediger Sydow.

Aber auch, nachdem nun die Arbeit gehörig getheilt iſt, ſieht jeder, daß, ſoll anders der Sache ihr Recht werden, immer nur langſam wird vorgeſchritten werden können. Und ſo werden wir denn unſrerſeits zwar eilen, aber auch nichts übereilen, überzeugt, daß der Tadel, der gegen uns laut geworden iſt, und die Befürchtungen für die Sache, die hie und da gehegt werden, ſich wenn nicht früher doch dann gewiß als ungegründet erweiſen werden, wenn beharrliche Gründlichkeit Schleiermachers Schöpfungen im Gebiete der Wiſſenſchaft ſo wird ans Licht geſtellt haben, wie die uns zu Gebote ſtehenden Materialien, und zwar nur dieſe, es fordern und zulaſſen.

Was ſonſt geſagt werden muß, werde ausge= ſprochen, wo über das Einzelne Rechenſchaft abzulegen iſt. Hier ſei nur noch bemerkt, daß der literariſche Nachlaß der urſprünglichen Abſicht entgegen nunmehr ſelbſtſtändig hervortritt, und daß ich an der Herausgabe der auch ſonſt ſchon gedruckt vorliegenden Schriften Schleiermachers keinen Theil nehme, ſondern meine Thätigkeit lediglich auf dasjenige beſchränke, was mir von ihm ſelbſt anvertraut iſt.

II.

Was nun die nachfolgenden Reden und Abhandlungen insbeſondere betrifft: ſo iſt zuvörderſt eine zwiefache Inconſequenz zu bekennen. Die erſte iſt, daß zwei früher ſchon gedruckte Reden, I, 4 und 16, aufgenommen ſind; die zweite, daß die unter I, 21 mitgetheilte nicht die Stelle einnimmt, die ſie ihrem Datum nach einnehmen ſollte. Aber dieſe zuletzt genannte Inconſequenz beruht bloß auf einer Unachtſamkeit, die ich zu entſchuldigen bitte; die erſte dagegen findet ihre Erklärung darin, daß die genannten Reden unter Umſtänden aufgenommen und abgedruckt wurden, welche noch die Verbindung, nicht die Trennung, des früher ſchon Gedruckten und des zum erſten Male Hervortretenden zu fordern ſchienen.

Zweitens iſt zu berichten, daß ich drei zu I. gehörige Reden nicht habe abdrucken laſſen. Die eine iſt überſchrieben, Preisertheilung der philoſophiſchen Claſſe den 3. Juli 1822; die andere, Antwort an Herrn Ritter; die dritte, Anrede an Herrn Eichhorn. Die letzte iſt zu unvollſtändig, die zweite zu flüchtig, die erſte von zu geringem Intereſſe, als daß ihre Veröffentlichung wäre rathſam geweſen. Die Gedächtnißrede auf Buttmann iſt handſchriftlich gar nicht mehr vorhanden. Die übrigen unter I. mitgetheilten ſind, 1 und 4 ausgenommen, alle von Schleiermachers Hand geſchrieben. Sie fanden ſich zuſammengelegt in einem Umſchlage,

der die Aufſchrift führt, Zurückgenommene Abhandlungen. Daß ich ſie deſſenungeachtet habe abdrucken laſſen, wird hoffentlich niemand mißbilligen, da ihnen, wenn auch hier und da der wiſſenſchaftliche, doch ſchwerlich ſo ungefeilt ſie meiſtens ſind der künſtleriſche Werth kann abgeſprochen werden, und noch weniger der, daß ſie ſich als ächte Gepräge wie des Geiſtes ſo beſonders auch der Geſinnung ihres Verfaſſers zu erkennen geben. So freimüthig war ſeine Treue, und ſo verſöhnend ſo edel und fein ſeine Freimüthigkeit, wie ſie ſich hier ausſprechen; und klar tritt auch hier hervor, was das Geheimniß iſt ſeiner, des Redners, immer feſſelnden Kraft, daß er nämlich, wozu nur Geiſt befähigt, der der Geſinnung dient, das ſcheinbar Kleinſte und Vereinzeltſte in dem Mittelpunct des geiſtigen Lebens zu erfaſſen und aus demſelben heraus als überall vom Höchſten berührt und daſſelbe ſeinerſeits berührend darzuſtellen wußte.

Wo dieſen Reden der Schluß fehlt, iſt ſchwerlich zu folgern, daß Manuſcript verloren gegangen ſei; denn ſie brechen nicht am Ende ſondern auf der Mitte des Blattes ab.

Drittens iſt zu bemerken, daß die unter V, 1. 2. und VI. gegebenen Abhandlungen nach einer unter der Leitung des Herrn Prof. H. Ritter, von welchem auch mit Dank anzuerkennende Citate herrühren, angefertigten Copie abgedruckt ſind. Die erſte und die letzte dieſer Abhandlungen hat nämlich Herr Ritter unter Schleiermachers die Geſchichte der Philoſophie enthaltenden Manuſcripten aufgefunden, und die zweite hatte ich ihm in der leider getäuſchten Erwartung zugeſchickt,

daß ſich ihr Schluß, der nicht urſprünglich kann gefehlt haben, unter denſelben Manuſcripten mögte auffinden laſſen. Was unter II, 1. 2., III, IV, und V, 4. 5. gegeben iſt, hat Schleiermacher ſelbſt als mittheilbar bezeichnet.

Ferner habe ich über die in Anwendung gebrachte Orthographie und Interpunction zu bemerken, daß beide dem Syſteme, das ſich Schleiermacher in Beziehung auf ſie gebildet hatte, ſo nahe als möglich gebracht ſind. Er ſelbſt hat es nie conſequent ausgeführt, aus Mangel an Zeit, wie er ſagte; aber die Sache war ihm doch ſo wichtig, daß er mir ſeine Principien entwickelte und zur Beachtung empfahl, als er mir etwa ein Jahr vor ſeinem Tode alle ſeine Correcturen übertrug.

Endlich iſt anzuführen, daß nach einem mir von freundlicher Hand mitgetheilten „Verzeichniß der Vorleſungen, welche Herr Prof. Schleiermacher in der Akademie der Wiſſenſchaften gehalten hat,“ folgende Abhandlungen vorhanden ſein müßten:

A. In den Plenarſitzungen geleſene.

1) 1811. Jan. 29. Ueber Diogenes von Apollonia.
2) 1812. Nov. 11. } Ueber Anaximandros von Milet.
3) 1812. Dec. 24. }
4) 1813. Jun. 24. Ueber die verſchiedenen Methoden des Ueberſetzens.
5) 1814. März 24. Ueber den Begriff der verſchiedenen Staatsformen.
6) 1814. Dec. 22. Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung.

7) 1815. Jul. 27. Ueber den Werth des Sokrates als Philoſophen.
8) 1816. Mai 16. Ueber die griechiſchen Scholien zur Nikomachiſchen Ethik des Ariſtoteles.
9) 1817. Dec. 4. Ueber die ethiſchen Werke des Ariſtoteles. I. Abhandl.
10) 1819. März 4. Ueber die wiſſenſchaftliche Bedeutung des Tugendbegriffes.
11) 1820. Aug. 10. Ueber die verſchiedenen Formen des Vertheidigungsweſens.
12) 1821. Mai 17. Ueber die Commentare zu Ariſtoteles Kategorien und Analytik.
13) 1824. Aug. 12. Ueber die wiſſenſchaftliche Behandlung des Pflichtbegriffes.
14) 1825. Jan. 6. Ueber den Unterſchied zwiſchen Naturgeſetz und Sittengeſetz.
15) 1825. Jul. 28. Ueber Platons Anſicht von der Ausübung der Heilkunſt.
16) 1826. Jun. 29. Ueber den Begriff des Erlaubten.
17) 1827. Mai 17. Ueber den Begriff des höchſten Gutes.
18) 1829. Aug. 13. } Ueber den Begriff der Hermeneutik.
19) 1829. Oct. 22.
20) 1830. Jun. 24. Ueber den Begriff des höchſten Gutes. II. Abhandl.
21) 1830. Jul. 8. Gedächtnißrede auf Buttmann.
22) 1831. Aug. 11. } Ueber den Umfang des Begriffs der Kunſt.
23) 1832. Aug. 2.

B. In den Sitzungen der philoſophiſchen Claſſe.

1) 1816. Jan. 8. Ueber den Begriff des Sophiſten, beſonders in Bezug auf den Protagoras.

2) 1816. Apr. 1. Ueber die Aechtheit der Ariſtoteliſchen Ethiken.

3) 1817. Jul. 28. Einige Gedanken über die Auswanderungsverbote. (Auch in der öffentl. Sitzung am 3. Aug. 1818 vorgetragen.)

4) 1820. Febr. 14. Skizze einer Unterſuchung über den Philoſophen Hippon.

C. In den Sitzungen der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe.

1) 1814. Apr. 4. Einiges über die Fragmente des Demokritus.

2) 1815. Jan. 9. Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius.

3) 1818. Jan. 11. Einiges über die Scholien zur Nikomachiſchen Ethik.

4) 1818. Apr. 6. Ueber die Ethik des Ariſtoteles.

5) 1820. (Datum nicht angegeben.) Einiges über die Fragmente des Empedokles in Bezug auf den Pythagoreismus deſſelben.

6) 1820. März 21. Einiges über des Pſeudo-Origenes Zeugniß vom Hippon.

7) 1826. Aug. 8. Ueber eine Gloſſe des Timäus.

8) 1827. Oct. 22. Bemerkungen über die ſchwierige Stelle von der Platoniſchen Zahl in Rep. VIII. und die bisherigen Erklärungen derſelben.

D. In der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe.

1830. März 30. Ueber Begriff und Eintheilung der philologiſchen Kritik.

Davon nun ſind gedruckt

a. in den Jahrbüchern der Akademie: A, 1. 2. 3. 4. 5. 7. 8. 10. 13. 14. 16. 17. 20. 21. B, 3.

b. hier: A, 6. 9. 11. 15. 18. 19. 21. 22. 23. B, 4. C, 2. 7. D.

folglich fehlen: A, 12. B, 1. 2. C, 1. 3. 4. 5. 6. 8., die indeß ſchon lange vermißt ſein müſſen, wenn ſich auf ſie ein B (Buttmann) unterzeichneter Schleiermachers Papieren anliegender Zettel, Die Bücher der Bibliothek, worin Ihre übrigen verlornen Abhandlungen ſtecken, haben wir noch nicht gefunden, beziehen ſollte.

Berlin, den 31. October 1835.

Jonas.

Inhalt.

I. Reden, bei beſonderen Veranlaſſungen geleſen. S. 1—178.

1. Am 10. Mai 1810. (Beim Eintritt in die Akademie.) . S. 3
2. Am 3. Juli 1815. (Zur Charakteriſtik des Herrn v. Leibnitz.) . . . . — 9
3. Am 3. Juli 1815. (Ueber die Preisaufgabe, Welchen Einfluß hat die Philoſophie des Carteſius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt? und welches ſind die Berührungspuncte, die beide Philoſophien mit einander gemein haben?) . . — 19
4. Am 24. Januar 1817. (Wie würde Friedrich der Große heute regieren? In welchem Sinne dieſe Frage dürfe aufgeworfen werden, und wie weit nur man ſie beantworten könne.) . . . . . — 28
5. Am 3. Auguſt 1819. (Was beabſichtigt die Akademie, des Königs Geburtstag feiernd?) . — 41
6. Am 24. Januar 1821. (Friedrich der Große auch darin groß, daß er zugleich die Volksſchulen und die Akademie der Wiſſenſchaften fördert.) . . . . . . — 45

7. Am 21. November 1822. (Zur Nachfeier des Regierungsjubelfeſtes des Königs. Wodurch Reinheit und Vollſtändigkeit einer Freude, wie dieſes Feſt ſie vorausſetzt und erregt, bedingt ſeien. . . . . . S. 49
8. Am 3. Auguſt (1823?) (Was erwirbt auch innerhalb deſſelben Volkes dem einen Staate vor dem anderen die entſchiedene Zuneigung derer, welche der Wiſſenſchaft leben?) . — 57
9. Am 3. Juli 1824. (Ueber Lobreden im Allgemeinen, und die Fontenelleſche auf Leibnitz insbeſondere.) . . . . . . — 63
10. Am 24. Januar 1825. (Erinnerung an die großartige und freiſinnige Weiſe, in welcher Friedrich der Große die Aufſicht des Staates auf die ſchriftſtelleriſche Hervorbringung führen ließ.) . . . . . . — 69
11. Am 24. Januar 1826. (Ueber den Begriff des großen Mannes.) . . . . . . — 73
12. Am 3. Auguſt 1826. (Der König will ſeinen Geburtstag nicht als ein bürgerliches Feſt behandelt wiſſen — eine eines großen Herrſchers würdige Anſicht.) . . . — 85
13. Am 3. Auguſt 1827. (Wie treffend der Totaleindruck, den uns die Art zu ſein eines Mannes giebt, durch die Aehnlichkeit mit den verſchiedenen Ständen der Geſellſchaft bezeichnet werde.) . . . . . — 91
14. Am 24. Januar 1828. (Wie iſt es anzuſehen, wenn ein Regent mit wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Productionen öffentlich hervortritt?) . . . . . . — 100
15. Am 3. Auguſt 1829. (Wie mußte ſich das Verhältniß entwickeln zwiſchen Geſchlecht und Volk, ehe ein königliches Leben nach dem Stil unſerer jetzigen europäiſchen Welt konnte zu Stande kommen?) . . . — 107
16. Am 8. Juli 1830. (Gedächtnißrede auf Philipp Buttmann.) — 116
17. Am 3. Auguſt 1830. (Ueber die Frage, welches Loos glücklicher ſei, zu herrſchen, oder beherrſcht zu werden.) . . . . . — 130

18. Am 7. Juli 1831. (Ueber Leibnitz unausgeführt gebliebenen Gedanken einer allgemeinen philoſophiſchen Sprache.) . . . . . S. 138
19. Am 26. Januar 1832. (Die Akademie der Wiſſenſchaften ein Werk der königlichen Kunſt.) . — 150
20. Am 24. Januar 1833. (Ueber Denkmal und Biographie Friedrichs des Großen.) . . — 163
21. Am 3. Juli 1827. (Bei der Aufnahme des Herrn v. Raumer.) . . . . . . — 173

II. Zur Aeſthetik. S. 179 — 224.

1. Ueber den Umfang des Begriffs der Kunſt in Beziehung auf die Theorie derſelben. Erſte Abhandlung. Geleſen am 11. Auguſt 1831. . . . . — 181
2. Zweite Abhandlung. Geleſen am 2. Auguſt 1832. . — 199
3. Anhang. Anſatz zu einer dritten Abhandlung. . . — 219

III. Zur Politik. S. 225 — 270.

1. Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung. Geleſen am 22. December 1814. . . . . — 227
2. Ueber die verſchiedene Geſtaltung der Staatsvertheidigung. Geleſen am 10. Auguſt 1820. . . . . . — 252

IV. Zur Ethik. S. 271 — 290.

Ueber Platons Anſicht von der Ausübung der Heilkunſt. Geleſen am 28. Juli 1825. . . . . . . — 273

V. Zur Philologie. S. 291 — 402.

1. Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius. Geleſen am 9. Januar 1815. . — 293
2. Ueber die ethiſchen Werke des Ariſtoteles. Geleſen am 4. December 1817. . . . . — 306
3. Ueber eine Gloſſe des Timäus. Geleſen am 8. Auguſt 1826. . . . . — 334

4. Ueber den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F. A. Wolf's Andeutungen und Aſt's Lehrbuch.

A. Erſte Abhandlung. Geleſen am 13. Auguſt 1829. S. 344

B. Zweite Abhandlung. Geleſen am 22. Oct. 1829. — 366

5. Ueber Begriff und Eintheilung der philologiſchen Kritik. Geleſen am 30. März 1830. . . . . . . — 387

VI. Zur Geſchichte der Philoſophie. S. 403 — 410.

Unterſuchung über den Philoſophen Hippon. Geleſen am 14. Februar 1820. . . . . — 405

I.

Reden

bei

beſonderen Veranlaſſungen

geleſen

in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften.

1. *)

Meine Herren!

Indem ich mich vor Ihnen darſtelle, um in Ihrer ehrwürdigen Verſammlung den Plaz einzunehmen, den ich Ihrer Wahl verdanke, befinde ich gewiß mehr als ein andrer mich in dem Fall, daß mir die Annahme deſſelben als Anmaßung könnte ausgelegt werden. Denn wenn auch die Verdienſte derer, welche Ihre Stimme in dieſen Kreis beruft, nicht immer gleich groß ſein können: ſo kann doch nicht jeder ſich damit beruhigen für ſich ſelbſt, ſondern muß in dem was er thut oder geſchehen läßt gerichtet werden nach ſeinen eigenen Anſichten. Leichter alſo hätte es ein andrer, der die Akademie nur anſähe als eine nähere von der Regierung unterſtüzte Verbindung von gelehrten, die zufällig hier zuſammen leben und bald nach Neigung bald von Umſtänden geleitet die entſtandenen Lükken wiederum durch andere ausfüllen. Ich aber, obgleich ich vielleicht übergehen könnte was wol nur wenigen von Ihnen bekannt geworden iſt, fühle mich doch genöthigt mich bei meinem Eintritt in dieſen Kreis an die Ausſage zu erinnern, daß ich mir eine Akademie nur zu denken vermag als einen das ganze der Wiſſenſchaften darſtellenden Verein derer, die in den verſchiedenen Zweigen derſelben Meiſter ſind, und ſo, wohl wiſſend, daß ich alles was

*) Geleſen am 10. Mai 1810. J.

hier in Erwägung kommen kann immer nur als Liebhaberei betrieben habe, muß ich meine Berechtigung hier zu ſein bezweifeln.

Jeder Freund und nach ſeinen Kräften Bearbeiter einer Wiſſenſchaft, wenn ein ehrenvoller Ruf ihn mit einem beſtimmteren Namen bezeichnet oder in den Kreis der vollendeteren verſezt, kann ſich ſelbſt deſſen nur für würdig halten, wenn entweder ein für die Wiſſenſchaft ſelbſt bedeutendes und weſentliches Werk ihn als Meiſter lobt, oder wenn er es durch die That geworden iſt, indem er Schüler an ſich gezogen und weiter gebildet hat. Wiewol immer das lezte ein mißliches Kennzeichen bleibt, weil die Jünglinge von der fremden Hand des Alters geleitet nicht ſelten dem ſchwächſten Wiederſchein einer längſt untergegangenen Sonne nachgehn müſſen, ſich ſelbſt überlaſſen aber eben ſo leicht von falſchem Glanze verführt einer gehaltloſen Erſcheinung folgen. Wenn nun dieſes überall zwar, am meiſten aber in der Philoſophie der Fall iſt, ſo muß ich in die philoſophiſche Klaſſe dieſer Akademie berufen mir um ſo mehr die prüfende Frage vorlegen, welches wol in dieſem Gebiet die für die Sache ſelbſt ſo wichtigen und folgereichen Werke ſind, daß ſie den Meiſter verkündigen.

Unter allen neuern Völkern haben unläugbar wir Deutſche den höchſten Begriff von Philoſophie, die tiefſte Ehrfurcht für ſie, richten eben deshalb aber auch am ſtrengſten über alles, was ſich unter dieſem Namen will geltend machen. Werke, die unter andern Nationen zu einem klaſſiſchen Anſehn gelangt ſind und ihren Urhebern den Ruf ausgezeichneter Philoſophen erworben haben, vermögen wir Deutſche nicht eben ſo anzuſehn; ſeien ſie auch voll richtigen Urtheils über die wichtigſten Gegenſtände, offenbaren ſie auch auf jedem Blatt einen ſeltenen Scharfſinn und ein nachdenkliches Gemüth, welches an höheren Betrachtungen mit Liebe hängt: wir können daran noch immer das vermiſſen, was uns den Philoſophen macht; und nichts erſcheint uns wunderlicher, als wenn Voltaire und Rouſſeau gleich

ſehr als des Cartes und Shaftesbury, oder Hume gleich ſehr als Baco Philoſophen ſein ſollen. So könnten wir noch viele Klaſſen von Werken durchgehn, die anderwärts und in einem weiteren Sinne philoſophiſch heißen, alle ſchätzbar theils wegen der Tiefe des Gemüths und des eignen Wahrheitsſinnes, theils wegen des wiſſenſchaftlichen Charakters; dennoch, in welchen ſich nicht beides vereinigt und zwar auf eine eigenthümliche Art vereinigt zeigt, welche nicht an dem Mittelpunkte alles Wiſſens feſt halten, von da aus mit Licht und Ordnung im ſchaffenden Geiſt Eine Richtung oder alle andeutend und verfolgend: dieſe werden wir auf dem Gebiet der Philoſophie immer nur für untergeordnet erklären, entweder als unſtäte Erſcheinungen von flüchtigem nirgend feſt wurzelndem Leben, oder als abgeleitet von andern und nur, ſei es auch erweitert, wiederholend was ſchon da war. So daß nach unſerer Schäzung als Meiſterwerke nur die übrig bleiben werden, welche uns eine neue Betrachtungsweiſe jener geheimnißvollen Operation, des Erkennens, in einem lebendigen ſchon die Grundzüge ſeiner kräftigen entwikkelteren Geſtalt in ſich tragenden Keim offenbaren, oder eine früher nur unvollkommen mitgetheilte auf die großen Maſſen des Erkennens, die Natur und die Geſchichte, zuerſt lichtvoll und eigenthümlich anwenden, oder endlich eine nicht in einem einzelnen erzeugte ſondern aus dem gemeinſamen Charakter einer Nation oder einer Zeit hervorragende Anſicht auf eine urſprüngliche Weiſe wiſſenſchaftlich auffaſſen und geltend machen.

Wie wenig ich mich rühmen kann ein ſolches Werk erzeugt zu haben, weiß jeder, ich aber auch, daß ich nie eins hervorbringen werde, und ich muß mich nur an die Ueberzeugung halten, daß es vielleicht mit der Philoſophie in Bezug auf Inſtitute wie dieſes eine etwas andre Bewandniß hat als mit den andern Wiſſenſchaften, und daß für eine Akademie ſich weniger diejenigen eignen, die neue Syſteme gegründet oder vollendet haben, als die, welche die Philoſophie hiſtoriſch und kritiſch zu behandeln bemüht ſind.

Die Philoſophie, dieſes Verſenken des Geiſtes in ſeine und der Dinge innerſte Tiefe um die Verhältniſſe des Zuſammenſeins beider zu ergründen, dieſes Beſtreben das höchſte und unmittelbarſte der Erkenntniß klar und ſicher zu erreichen, hat ſich vor unſern Augen ſchon unter unzähligen verſchiedenen Geſtalten wiederholt, jede mit mehreren andern zuſammentreffend in gemeinſamen Zügen, jede auch von andern ſo abweichend, daß ſie ſich von ſelbſt als Gegenſätze darſtellen. Die befangene Unfähigkeit einiger, der ſkeptiſche Kleinmuth andrer unter den Zuſchauern weiß hieraus nur Beweiſe herzuleiten für die Unmöglichkeit der Philoſophie und troſtloſe Abmahnungen von jedem Sichbefaſſen mit ihr als mit einem leeren Geſchäft. Aber auch diejenigen ſelbſt, welchen dieſe einzelnen Formen der Philoſophie ihr Entſtehen und ihre Ausbildung verdanken, ſind größtentheils wie leider die Erfahrung zeigt ganz in den Moment verſenkt, welchen auszufüllen ſie durch ihre Natur und ihre Lage beſtimmt ſind; ja ſie müſſen, ſo will es die Nemeſis, nicht ſelten durch alles was kleinliche Leidenſchaftlichkeit was kleinliche Beſchränkung nachtheiliges mit ſich führt den Ruhm der Erfinder erkaufen. Die ganze Idee der Philoſophie fällt ihnen zuſammen mit der Geſtalt, welche ſie ihr geben, und oft iſt alles was von ihnen geſchehen iſt oder neben ihnen geſchieht für ſie entweder gar nicht da oder nur als der Gegenſtand eines zerſtörenden Eifers. Beides nun ſind Stimmungen unter der Würde eines Vereins wiſſenſchaftlicher Männer und unverträglich mit dem Sinne, der in einem ſolchen herrſchen ſoll. Alles was Wiſſenſchaft zu heißen verdient zu einem ganzen vereinigend muß eine Akademie nothwendig den Glauben in ſich ruhen haben an einen ſolchen Mittelpunkt aller Erkenntniß, wie die Philoſophie ihn darſtellen ſoll, weil ohne ihn ein ganzes der Wiſſenſchaften nur ein leerer Schein wäre oder irgend einem Zwekk des geſchäftigen Lebens untergeordnet; aber zugleich eine Reihe von Geſchlechtern zu Einem zuſammenhangenden wiſſenſchaftlichen Leben verknüpfend darf nichts, was nur eine beſtimmte Gegenwart erfüllt, ſich ihrer ausſchließend bemächtigen.

Fortſchreitend zwar in ihrer Entwikklung darf ſie doch, wenn ſie in der That Eine Perſon höherer Ordnung darſtellen ſoll, in keinen ſolchen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gerathen, wie er unvermeidlich wäre, wenn entweder die Vertheidiger entgegengeſezter Syſteme als ſolche ihren Streit in ihrer Mitte trieben, oder wenn ſie heute Einem Syſtem huldigte, ihre folgende Generation aber von ähnlichem Parteigeiſt nach einer entgegengeſezten Seite getrieben das Werk der früheren nicht zu verbeſſern oder zu ergänzen ſtrebte, ſondern zu zerſtören.

Vielmehr ziemt es der Akademie von der Gewißheit ausgehend, daß nichts was die ächte Form der Philoſophie anzuziehen vermag baarer Irrthum ſein kann, eben ſo überzeugt zu ſein, daß nichts was Eine Periode hervorbringt die ganze Wahrheit in ſich einſchließt. In jeder Geſtaltung der Philoſophie erſcheint ihr der höchſte Forſchungsgeiſt in einer eigenthümlichen Function begriffen, und es iſt ihr Geſchäft eben dies eigenthümliche im Vergleich mit früheren Beſtrebungen richtig aufzufaſſen, den Zuſammenhang dieſer Erſcheinung mit andern Ereigniſſen im Gebiet des menſchlichen Geiſtes zu verſtehen, das poſitive darin was eine Lükke in der bisherigen Behandlung ergänzt hervorzuheben, aber auch nicht zu überſehen, zu welcher Einſeitigkeit ſie ſich hinneigt, und was für Bedürfniſſe ſie ſelbſt der Zukunft erſt zu befriedigen hinterlaſſen wird. Und für dieſes Geſchäft ſind ihr auch nicht die Erzeugniſſe der Gegenwart, von der ſie ſich nicht will beherrſchen laſſen, der einzige Gegenſtand; ſondern weil es nie ganz vollendet ſein kann, ſtiftet es eine lebendige Wechſelwirkung aller Zeiten und kehrt oft zur Unterſuchung und Darſtellung des alten zurükk, weil theils das alte nicht ſelten die überraſchendſten Aufklärungen über das neuere gewährt, theils auch jede bedeutende neue Erſcheinung ein neues Licht auf noch nicht völlig verſtandene frühere Beſtrebungen zurükkwirft.

Dies, meine Herren, iſt es, was ich unter der kritiſchen und hiſtoriſchen Behandlung der Philoſophie verſtehe, und was

mir das vornehmſte Geſchäft der philoſophiſchen Klaſſe in einer Akademie der Wiſſenſchaften zu ſein ſcheint. In einem ſolchen Sinne hat auch dies preiswürdige Inſtitut durch ſeine Arbeiten und ſeine Aufgaben gewirkt und nur unkundigen deshalb weniger zu wirken geſchienen, weil es immer gleich ruhig über dem Streit der Parteien ſchwebte. In demſelben Sinne hat auch jener treffliche Mann, mit deſſen Schilderung Sie, Herr Secretair der philoſophiſchen Klaſſe, nur kürzlich die Akademie beſchenkt haben, die Ereigniſſe ſeines Zeitalters aufmerkſam begleitet. Auch für mich, wenn es mir vergönnt iſt mich hier unmittelbar anzufügen, haben Beſchäftigungen dieſer Art ſeit lange her einen vorzüglichen Reiz gehabt, nur daß ich, auch aus andern Gründen, vorzüglich aber aus gerechter Bedenklichkeit, mich an eine ſolche Betrachtung des gleichzeitigen weniger wage, und die mannichfaltigen Verſuche des Alterthums in dem Gebiet der Philoſophie mich vorzüglich anziehen, — überzeugt daß dergleichen Bemühungen auch denen, die mehr in der Gegenwart leben, nicht geringfügig erſcheinen können, wenn ſie nur den Geiſt athmen, deſſen weſentliches ich eben anzudeuten verſucht habe. Für meine künftigen Arbeiten dieſer Art geht mir die Hoffnung eines beſſeren Gedeihens auf aus meiner Aufnahme in Ihren Kreis. Sich einem ſolchen verbunden fühlen iſt das beſte Mittel um ſich immer in der ruhigen Würde des Forſchers zu erhalten, der kräftigſte Sporn um nicht zu weit hinter dem zurükkzubleiben, was die wohlgebrauchten Kräfte vermögen, und was das größte iſt die ſicherſte Gewährleiſtung Rath und Beiſtand bei den verbrüderten Einſichten zu finden, wo die eigenen nicht hinreichen wollen.

2.

Oeffentliche Sizung

vom

3. Julius 1815.

Wenn unſere Akademie, wie ſie verdiente und ausgezeichnete Mitglieder nach ihrem Tode Einmal zu loben pflegt, ſich zur Pflicht gemacht hat ihres Stifters in jährlich wiederholter Gedächtnißfeier ehrenvoll zu erwähnen: ſo müßten wir, wenn dies nicht grade einen Mann wie Leibnitz gölte, allerdings beſorgen, daß wir bald dahin gebracht würden daſſelbige zu wiederholen und nur durch Kunſt der Rede und Mannigfaltigkeit der Wendungen die Erſchöpfung des Inhaltes verdekken zu müſſen. Was man von den Werken der Kunſt geſagt hat, daß jedes nach dem Maaß ſeiner Vollendung und faſt ohne Unterſchied des Gegenſtandes auch ein unendlicher Gegenſtand für die Betrachtung iſt, das freilich muß auch von den Meiſterſtükken der Natur gelten und alſo vornämlich von jedem nach allen Seiten durchgebildeten und vollendeten Manne. Allein die Kunſt der Betrachtung geht auch wieder ihrerſeits darauf aus das innere Weſen mit Einem Blikk zu durchſchauen und entweder in Einem lebendigen Bilde darzuſtellen oder Eine möglichſt leichte und einfache Formel aufzufinden, in der es ganz aufgehe; und iſt dies einmal erreicht, ſo bleibt die Perſönlichkeit auch des vortrefflichſten Weſens nur

in ſofern ein würdiger Gegenſtand wiederholter Darſtellung, als ein Reichthum fruchtbarer Relationen zu Hülfe kommt, deren aus jedem andern Standpunkt ſich wieder andere darbieten. Es giebt daher eine zwiefache Art, wie die nicht mehr unmittelbar mitlebende Welt ſich mit einem bedeutenden Manne beſchäftigen kann. Die eine trägt noch das Weſen der von ſeinen Zeitgenoſſen ererbten perſönlichen Zuneigung an ſich; ſie arbeitet an jenem Bilde mit Luſt, ſucht alle Einzelheiten in daſſelbe aufzulöſen, und wie die Liebe überall thut auch in dieſen die unmittelbare Beziehung auf das eigene Sein und Leben aufzufinden und dankbar anzuerkennen. Dieſe aber iſt auch für die bedeutendſten Männer nur in einen beſtimmten Zeitraum eingeſchloſſen, ſo lange nämlich diejenigen Gebiete des Lebens, in welchen ſich das Daſein eines ſolchen Mannes am kräftigſten entfaltet hat, noch in derſelben Geſtalt beſtehen, und alſo die Standpunkte noch aufzufinden ſind, aus welchen das einzelne immer neu lehrreich und lebendig erſcheint. Iſt dieſe Zeit vorbei, und eine große Umwälzung zwiſchen die Gegenwart und die Vergangenheit getreten, ſo verſchwindet der Reiz ſolcher Betrachtung und tritt eine Entfremdung ein, in der die perſönliche Zuneigung nicht mehr beſtehen kann; und es bleibt dann nur die zweite Betrachtung übrig, die rein geſchichtliche. In dieſer iſt es ſchwer das Bild des Menſchen zu vervollſtändigen oder zu verbeſſern: es muß genommen werden und aufbewahrt, wie es früher iſt geſtaltet worden, und das einzelne behält nur ſo viel Werth, als davon geſchichtliche Spuren in dem Zuſtand der Dinge ſelbſt zurückgeblieben ſind. In dieſem Verhältniß ſtehen jezt zu uns die großen Männer des Alterthums, von denen wir annehmen können, die darſtellende Kunſt habe ihre Schuld gegen ſie abgetragen. Lange wird das geſchichtliche Leben unſeres Leibnitz dauern, wenn dieſer Zeitpunkt auch für ihn eingetreten iſt, und wegen ſeines vielſeitigen Einfluſſes auf die Wiſſenſchaften ſein Andenken in denſelben nicht untergehen, ſo lange ſich die zuſammenhangende Geſchichte ſeines Zeitalters erhält. Aber noch iſt er uns in dieſe Ferne nicht ent-

rükkt, noch können wir nicht einmal ſagen, daß ein ähnliches mit ſicherer Hand kunſtreich ausgeführtes Bild ſeines Geiſtes vollendet wäre; denn was es von Lebensbeſchreibungen des Mannes giebt verdient hier kaum genannt zu werden, und wir, die wir ihm gleichſam perſönlich verwandt und beſonders dazu berufen ſind, werden noch oftmals Beiträge mancher Art dazu liefern können. Denn wie viele Urtheile über ihn ſind noch zu berichtigen, wie manches in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen, die ſo mannigfaltig und verwikkelt waren, iſt noch ins klare zu ſezen, und wie vieles dadurch in den Wiſſenſchaften ſelbſt aufzuhellen. Denn der Stoß, den er den Wiſſenſchaften gegeben, wirkt überall noch merklich fort, und dieſen richtiger verſtehen heißt alſo den Gang der Wiſſenſchaft ſelbſt aufhellen. Deshalb wird noch lange alles perſönliche des großen Mannes uns intereſſiren, wenn gleich ſchon viele andere bedeutende Erſcheinungen zwiſchen ihn und uns getreten ſind. Ja unſere Gemeinſchaft rühmt ſich an ihm eines ſolchen Stifters, daß alle vier Abtheilungen, in welche ſie zerfällt, in ihren bedeutendſten Beſchäftigungen noch immer die Einflüſſe ſeines Daſeins fühlen, ſo ſehr hat er überall auf die Grundideen und auf die Methoden eingewirkt. Die Mathematik verdankt ihm diejenigen Verfahrungsarten, ohne welche jezt ſchwerlich jemand dieſe Wiſſenſchaft würde betreiben wollen. Wie viele Gegenſtände hat er angeregt in der Naturwiſſenſchaft, wie thätig iſt er geweſen zu Unterſuchungen im großen Styl aufzufordern, und wie tief hat er in das innere der Wiſſenſchaft eingegriffen durch ſeine Theorie der Bewegung, durch ſeine Idee der Dynamik. Für den Hiſtoriker hat er durch ſeine Unterſuchungen über die Verwandſchaften der Völker eine neue Laufbahn eröffnet, die ſeitdem durch tiefere Sprachforſchung unterſtüzt mit mehrerem Glükk iſt verfolgt worden und ſchon vortreffliche Reſultate geliefert hat. Der Philoſoph endlich erkennt in ihm den Stifter einer Schule, welche zwar als ſolche ſich nur unter uns ausgebildet, aber doch weltbürgeriſcher als die übrigen ſich auch einen bedeutenden Einfluß außerhalb unſeres Vaterlandes zu verſchaffen

gewußt hat. Und mit dem allen iſt man verſucht zu ſagen, daß die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und Hervorbringungen nur den kleineren Theil ſeiner Thätigkeit ausmachten, wenn man denkt an ſeine publiciſtiſchen Arbeiten, an ſeine politiſchen Verhältniſſe, an ſein Verkehr mit den großen, ſo daß man glauben muß, dies alles habe ihm wenigſtens eben ſo ſehr am Herzen gelegen, auch wo man es nicht gradezu beziehen kann auf ſeine vielfältigen Beſtrebungen alle geiſtigen Kräfte unter ſich in Verbindung zu bringen und den Wiſſenſchaften ein bürgerliches Daſein zu ſichern.

In dieſem mannigfaltigen und ausgebreiteten Leben findet man den hinreichenden Grund, warum Leibnitz kein einziges großes Werk hinterlaſſen hat; denn Sammlungen wie ſeine **scriptores** und ſein **codex diplomaticus**, wie verdienſtlich ſie auch ſind und wie viel Kraft an ſie verwendet, können wir doch mit dieſem Namen nicht benennen. Aber man kann es zugleich als etwas ihm faſt eigenthümliches anſehen, daß er ohne Eine große imponirende Maſſe aufzuſtellen nur durch die Menge kleiner Productionen einen ſo hohen literariſchen Ruhm erlangt hat. In der Mathematik freilich iſt es möglich große und die Wiſſenſchaft fördernde Unterſuchungen in den engen Raum weniger Blätter zuſammen zu drängen, und vielleicht iſt Leibnitzens Vorliebe für dieſe kleine Form hiervon ausgegangen; aber er hat ſie auch auf alle Gegenſtände übergetragen die er behandelte, und ſie iſt ihm ſo eigen geworden, daß auch was äußerlich größer zu ſein ſcheint, ſeine Theodicee, doch nichts anderes iſt als eine Druſe von ſolchen kleinen Kryſtallen, und daß man auffinden möchte, warum man ſich ein umfaſſendes groß und von weitem angelegtes Werk von Leibnitz auch nicht einmal denken kann. Hiemit mag auch wol zuſammenhangen, daß er die franzöſiſche Erfindung der Zeitſchriften auf deutſchen Boden verpflanzte, die hernach durch Mißbrauch der wahren Wiſſenſchaft in ſo mancher Hinſicht verderblich geworden iſt, die aber das beſte Mittel waren die Thätigkeiten ſeines großen Geiſtes, die ſich in ſo kleine Körper geſtalteten, ſchnell in Umlauf zu bringen.

Bei dieſer Eigenthümlichkeit nun ſind unter allen wiſſen-ſchaftlichen Lorbeern, die er errungen, keine bewundernswürdiger als die auf dem Gebiet der eigentlichen Philoſophie, auf welchem durch eine ſolche Form der Mittheilung gar wenig ſcheint erreicht werden zu können. Dennoch ſtellt ihn die Geſchichte unter die verhältnißmäßig doch immer kleine Zahl derer, in denen ſich ein neues Syſtem der Welterklärung geſtaltet hat, ihn, der nirgend ſelbſt aus ſeinem Geſichtspunkt eine Darſtellung von dem geſammten Gebiet des menſchlichen Denkens wirklich aufgeſtellt hat; er iſt der Stifter einer Schule geworden ohne jemals nach unſerer deutſchen Weiſe öffentlicher Lehrer geweſen zu ſein oder ſonſt einen Kern bildſamer Jugend unmittelbar um ſich verſammelt und eigentliche Schüler gezogen zu haben. Ja wenn man fragt, was er auf dieſem Gebiet eigentlich geleiſtet, ſo ſind es nur Keime, die er hervorgebracht, ein paar Gedanken, die man als ſeine eigentlichen philoſophiſchen Erfindungen anſehen muß, ein paar andere, die er in ein neues Licht geſtellt und ihnen einen größeren Wirkungskreis angewieſen hat, auch urſprünglich nur in jener ihm eigenen Form hingeworfen, hernach etwas mehr ausgebildet durch polemiſche Veranlaſſung, die jedoch auch keine irgend ſyſtematiſche Geſtaltung begünſtigte. Wenn man nicht die Wirkung, welche die von Leibnitz ausgeſtreuten philoſophiſchen Keime auf die deutſchen Schulen während mehr als eines halben Jahrhunderts ausgeübt, und die ſich auch außer der Schule auf die ganze Lebensanſicht verbreiteten, für nichts erklären will: ſo muß man geſtehen, es müſſen fruchtbare und den ganzen geiſtigen Typus dieſer Zeit ausſprechende und die Kraft derſelben frei machende und beflügelnde Ideen geweſen ſein, welche ſo wenig gepflegt und gleichſam unerzogen dennoch ſo viel in der Welt geleiſtet haben. Und gewiß, aus der Idee der Gottheit, wie Herr v. Leibnitz ſie aufgefaßt hatte, und denen Geſezen ihres Handelns, die er ſo beſtimmt ausſprach, aus den Monaden und den Geſezen, wonach einer jeden der Verlauf ihrer Thätigkeiten und ihre ganze Stelle in der Welt beſtimmt wurde, hätte ſich ein

Syſtem der natürlichen und geiſtigen Welt bilden laſſen, das wenn Leibnitz ſich dieſer Arbeit unterzogen hätte ganz anders würde ausgefallen ſein als die größtentheils trocknen und todten Syſteme ſeiner Anhänger. Die Kraft dazu konnte Hrn. v. Leibnitz nicht gefehlt haben, noch hatte er eine zu geringe Meinung von ſich als fehle ſie ihm, da er öfter das Bewußtſein äußert den Spinoza, dem ſie ja nicht fehlte, an philoſophiſcher Bündigkeit zu übertreffen. Aber ſeine Neigung ging durchaus nicht nach dieſer Seite. Mathematik und Geſchichte waren ſeine Hauptrichtungen, die lezte ſchon ſeitdem er dem Rathe jenes ausgezeichneten und gebildeten Edelmannes folgte, die erſtere wenigſtens ſeitdem er ſie auf ſeinen Reiſen in ihrem vollen noch friſchen Glanz hatte kennen gelernt. Die Philoſophie hingegen war aus einer erſten Liebe, was ſie bei ſo vielen ausgezeichneten Jünglingen iſt, eine Nebenſache geworden, der er nur einen kleinen Theil ſeines Lebens widmete, und die ihn nur ſtoßweiſe zu verſchiedenen Zeiten beſchäftigte. Der philoſophiſche Bildungstrieb, wenn er einem ſolchen Genius auch nur in einiger Stärke einwohnt, hat nicht genug an dem Bewußtſein Principien der Erkenntniß zu beſizen, noch an einzelnen Andeutungen, welche wie lichte Punkte in das Dunkel der gemeinen und formloſen Vorſtellungen hineinſtrahlend nur Sehnſucht nach gleichförmiger Erleuchtung erregen müſſen; ſondern zur Einheit des Princips ſucht er die Allheit der Ausführung und ſchafft wenigſtens ein feſtes Gerippe allgemeiner geſezgebender Vorſtellungen, welches dann mit Maſſe auszufüllen dem allgemeinen Verkehr mit den empiriſchen Kenntniſſen überlaſſen wird, welche ſich jenen Vorſtellungen allmählig aſſimiliren müſſen. Hiernach trug Herr v. Leibnitz kein Verlangen, ſondern blieb ſtehen bei Anwendungen ſeiner Grundideen auf einzelne Gegenſtände, wie ihn jezt dieſer dann jener beſonders intereſſirte. Aber freilich, ein ſolches mehr oder minder ausgeführtes Syſtem kann ſchwerlich gelingen bei einer ſo vielſeitig zerſtreuten Thätigkeit des Geiſtes, worin ſich Leibnitz beſonders gefiel, bei jenem raſtloſen und regelloſen Hinauf- und

Herabſteigen vom beſonderſten einzelner Disciplinen zu den allgemeinſten Wahrheiten, wie jenes die Form der Mittheilung und alſo auch des Denkens immer wieder anders modificirende Verkehr mit Menſchen von der verſchiedenſten Bildung über die verſchiedenſten Gegenſtände erfordert. In dieſem aber lebte Herr v. Leibnitz eigentlich und fand darin die Befriedigung ſeines innerſten Triebes, ſo daß auch der Gedanke ein philoſophiſches Syſtem darzuſtellen nicht in ihm aufkommen konnte. Was den Spinoza, der allein unter den tiefſinnigen Geiſtern jener Zeit ein ſolches Gebäude ſchuf, in jene ſtille Zurükgezogenheit hineintrieb, war nicht nur das geſpannte Verhältniß zu ſeiner Nation und der daraus von ſelbſt entſtehende geſellig und religiös iſolirte Zuſtand; auch nicht nur ſeine eigenthümliche Vorſtellung von wahrer Glükſeligkeit: ſondern eben ſo ſehr ſein Gehorſam gegen jenen innern Zug zu einem ſo großen Geſchäft; oder vielmehr dieſes beides war in ihm eben ſo eines und daſſelbe, wie in Herrn v. Leibnitz die Abneigung vor einem großen ſyſtematiſchen Werk und die Befriedigung, die er in einem ſo bunten literariſchen Weltverkehr fühlte. Spinoza theilte ſich freilich auch Menſchen mancherlei Art mit, die auch ſehr weit unter ihm ſtanden, und mit eben ſolcher Geduld; aber wie gering iſt das Volumen ſolcher Mittheilungen im Vergleich mit ſeinem Werk, und wie läßt er ſich doch weislich mit jedem nur in dem Maaß ein, als er fähig war in das innere ſeiner Gedanken einzubringen. So daß man deutlich darin den Charakter der Pflichterfüllung das Geſez der Sparſamkeit erkennt, nicht die Neigung, die unbeſorgt und unbedacht aus der Fülle giebt, wie Herr v. Leibnitz ſich jezt einem Prinzen jezt einem Jeſuiten mittheilt, die beide gleich unfähig waren ihn zu verſtehen. Ferner gehört zur Ausführung eines ſolchen Werkes, in welchem alles einzelne nur aus dem ganzen, alles äußere nur aus dem inneren muß verſtanden werden, und deſſen Werth nur auf dieſem innigſten Zuſammenhange beruht und auf der Nothwendigkeit, mit der das ganze aus dem innerſten Gemüth ſeines Urhebers hervorgegangen iſt, dazu gehört

nothwendig jener ächte Künſtlerſinn, der, nur auf Vollendung bedacht auf genaueſte Uebereinſtimmung der Erſcheinung mit dem inneren Urbilde von deſſen Werthe er mit Begeiſterung erfüllt iſt, auf nichts außer ſich ſieht, auf keinen Beifall anderer bedacht nur ſich ſelbſt genügen will, unbekümmert ob das Werk zweien oder keinem genügen wird. Dieſen beſaß auch Spinoza in einem hohen Grade. Dies zeigt die Art wie er an ſeiner Ethik gearbeitet hat, die er ſo wenig in einem unvollendeten Zuſtand wollte erſcheinen laſſen, daß er es lieber darauf wagte ſie als ein opus posthumum ganz ihrem eigenen Schikkſal zu überlaſſen, ohne ihr irgend zu Hülfe kommen zu können; eben das ſieht man aus der Strenge, mit der er gegen Arbeiten verfuhr, die ihm noch nicht vollkommen genügten. Dagegen hatte für Herrn v. Leibniz keine Darſtellung an und für ſich einen Werth, jede war gleich auf eine unmittelbare beſtimmte Wirkung berechnet, er hatte bei jeder eine einzelne Perſon oder ein ſehr beſtimmtes kleines Publikum im Sinne und deshalb auch für jeden Fall eine beſondere Darſtellungsweiſe, um ſich dem Gedankengange und dem Faſſungsvermögen derer auf die er wirken wollte anzunähern. Das rührendſte und naivſte in dieſer Art iſt wol, wie er ſich bemüht für einen katholiſchen Geiſtlichen die Transſubſtantiationslehre in der Sprache der Monadologie auszudrükken, ohnſtreitig nur um ihm dieſe deſto klarer zu machen. Dieſe beſtimmten Wirkungen verfehlte Leibniz wol nie, aber durch eine ſolche Mannigfaltigkeit in der Behandlung der Gedanken bekamen ſie ſelbſt etwas ſchillerndes, und wurden ſchon von jenem geheimnißvollen Punkt an, wo Stoff und Form Inhalt und Ausdrukk auf das innigſte verwachſen ſind, minder geſchikkt in eine ſyſtematiſche Bildung einzugehen. Spinoza hingegen hatte ſich in jener ſammelnden Zurükkgezogenheit eine Feſtigkeit in der Darſtellung erworben, die gleich weit von harter Manier und von weicher Unbeſtimmtheit entfernt iſt, und deren Charakter ſich ſelbſt da wiederfindet, wo er ſich einzelnen mit Rükkſicht auf ihre abweichenden Vorſtellungen mittheilt. Er war freilich nur mit einer mä-

ßigen Kenntniß fremder Syſteme genährt, aber wo er dieſer in ſeinem Werke gedenkt, da hat die kritiſche Berükkſichtigung ihren von der eignen Production ſtreng geſonderten Ort, und die fremden Gedanken erſcheinen wie ſie von ſeinem Syſtem aus geſehen werden, wogegen bei Leibniz überall beides ſich in einander verliert und ſeine eignen Gedanken nur zu oft der leichteren Aſſimilation wegen in fremder Weiſe und Bekleidung erſcheinen.

Dieſe daß ich ſo ſage mehr dienſtfertige als ſelbſtändige Behandlung hing in Leibniz zuſammen mit der ganzen Art, wie er in der Entwikklung ſeines geiſtigen Daſeins fortſchritt und wie er ſich ſeine Thätigkeit beſtimmen ließ. Auf unmittelbare Wirkſamkeit gerichtet war er geneigt eine jede Aufgabe aufzunehmen, welche in ſeinem vertrauteren Kreiſe oder in dem Gebiet des allgemeineren Gedankenverkehrs eben entſtand. Die großen Mathematiker jener Zeit hatten unter ſich dieſe bis zum Wettkampf ausgebildete Weiſe, die ſich leicht darbot in einer Wiſſenſchaft, wo jede Aufgabe ausgedrükkt werden kann ohne Rükkweiſung auf die Art wie ſie einem grade entſtanden iſt, und wo jede Löſung eben ſo leicht divinatoriſch die erſte Entſtehung aufdekken als auch ganz andere Combinationen enthüllen konnte. Herr v. Leibniz aber verallgemeinerte ſie und war eben ſo bereit aus jeder Wiſſenſchaft Aufgaben zu löſen, die ihm vorgelegt wurden, und um ſo lieber, von je allgemeinerem Intereſſe ſie waren, und mit großer bewundernswürdiger Beweglichkeit angefangene Unterſuchungen und Arbeiten bei Seite zu legen, von einem Gebiet der Wiſſenſchaft in ein anderes überzuſpringen, und auch zu größeren Arbeiten ohne vorherrſchende Neigung ſich durch äußere Umſtände beſtimmen zu laſſen. Als Sachwalter ſeines erſten Gönners und Freundes, des Herrn v. Boinaburg, vertheidigte er, was ſonſt gewiß gar nicht auf ſeinem Wege lag, die kirchliche Trinitätslehre auf philoſophiſche Weiſe gegen die polniſchen Unitarier, und von der Königin von Preußen veranlaßt ſuchte er die Angriffe des Bayle gegen die herrſchenden Vorſtellungen von der göttlichen Weltregierung abzuwehren. Man kann

die wunderbare Zuſammenſezung der Theodicee und die Art wie ſich Leibnitz darüber brieflich erklärt nicht verſtehen, wenn man nicht eben ſowol an die erleuchtete Fürſtin, die das Buch veranlaßte, als an den ſcharfſinnigen und berühmten Gegner, den es widerlegte, und an die ganz verſchiedenen Elemente des Publicums denkt, dem es beſtimmt war. So war Leibnitz mit großer Selbſtverläugnung immer im Dienſt des Augenblikks, und auch bei einem noch längeren Leben würde es ihm nicht an Aufforderungen gefehlt haben, die ihn immer gehindert haben würden an große Arbeiten von langem Athem zu denken.

Wenn aus allem dieſem das Ergebniß hervorzugehen ſcheint, daß eigene Neigung den großen Mann am meiſten von ſyſtematiſcher Ausbildung ſeiner philoſophiſchen Ideen zurükkgehalten hat: ſo mag dies jeder entſchuldigen eben der Eigenſchaften wegen, in denen wir den ſcheinbaren Mangel begründet gezeigt haben, und die ſo groß und bedeutend auf ſein Zeitalter gewirkt haben und noch auf uns fortwirken. Und gewiß erſcheint er auch grade in Beziehung auf die Philoſophie deshalb nicht minder als verehrungswerther Stifter und als nachahmungswerther Patron unſeres Vereins. Denn auch deſſen und ſeiner philoſophiſchen Abtheilung Geſchäft iſt nicht die Aufſtellung eines eignen Syſtems, ſondern mehr ſoll ſie zurükkgehen von den einzelnen Wiſſenſchaften, die innerhalb deſſelben bearbeitet werden, zu den allgemeinen Principien, ſoll den Einfluß, den die philoſophiſchen Schulen auf jene Wiſſenſchaften üben, bald befördern bald wenn er einſeitig werden will im Zaum halten und ergänzen, ſoll endlich den Geſtaltungstrieb jener höheren Principien, wie er ſich in dem Wechſel der Syſteme offenbart, kritiſch begleiten. In dieſen Beſtrebungen muß es uns immer Unterſtüzung und Anſporn ſein auf das Vorbild jenes Mannes, der grade hierin ſo groß war, von Zeit zu Zeit zurükkzuſehen, und ſo oft wir uns ſelbſt, ſo oft wir dem Publicum Rechenſchaft ablegen von unſerer Thätigkeit, dieſe an ſein Andenken anzuknüpfen.

3. *)

Ueber die Preisaufgabe, Welchen Einfluß hat die Philoſophie des Carteſius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt? und welches ſind die Berührungspunkte, die beide Philoſophien mit einander gemein haben.

Die philoſophiſche Klaſſe der Akademie hat dieſe Aufgabe zuerſt im Jahre 1811 aufgeſtellt, und weil nur ſehr wenige, ungenügende Arbeiten eingegangen waren, ſie im Jahr 1813 für das gegenwärtige mit verdoppeltem Preiſe erneuert. Sie hat ſich darin, daß die Aufgabe auch zum zweitenmal Intereſſe erregen würde, nicht getäuſcht, indem vier Arbeiten eingegangen ſind. Wenn dennoch die Klaſſe ſich auch durch keine von dieſen vollkommen befriedigt findet: ſo liegt der Grund wenigſtens nicht durchaus in einem Mißverhältniß der Kräfte der Unternehmer zu dem Gegenſtande, ſondern dies gilt vorzüglich nur von der einen Abhandlung mit dem Motto, Natur führt unſern Geiſt zur Tugend und Tugend führt ihn zur Natur. Der Verfaſſer verweilt überall nur im allgemeinen, und indem er mehr eine Apologie des Spinoza ſchreibt als die Aehnlichkeiten und Verſchiedenhei-

*) Geleſen am 3. Julius 1815. Vergl. Abhandl. der königl. Akad. d. Wiſſenſch. in B. 1814—1815. pag. 5. J.

ten zwiſchen beiden Philoſophen aufſucht, um daraus den Einfluß des einen auf den andern zu beſtimmen: ſo betrachtet er beide weit mehr von Seiten der Geſinnung als daß er in das innere ihrer Syſteme eindränge. Wenn man ſieht, wie er dem erſten Theil der Aufgabe etwas ganz anderes unterſchiebt, nämlich die leitenden Ideen des Spinoza aufzuſuchen, und wie er unter dieſem Abſchnitt von dem natürlichen Gang von der mathematiſchen Form und von dem rechtlichen Charakter der Philoſophie bei Carteſius und bei Spinoza handelt, und wie er im zweiten Abſchnitt, anſtatt einzelne Anſchauungen und Lehrſäze beider Philoſophen zuſammenzuſtellen, die unerwarteten Ueberſchriften, Von der Methodik des Denkens, der Hermeneutik des Verſtandes, der Aſcetik des ſittlichen Charakters, Symbolik der Menſchennatur und Heuriſtik des Lebenszwekkes, zu leſen giebt: ſo überzeugt man ſich ſchon hieraus, daß er an der Aufgabe vorbeigegangen iſt, aber man ahndet nicht, wie unglaublich wenig Kenntniß beider Syſteme in der ganzen Abhandlung entwikkelt iſt, ſo daß auch die dritte und die fünfte der genannten Ueberſchriften ganz unbenuzt geblieben ſind um wenigſtens die ethiſchen Anſichten des Carteſius und Spinoza neben einander zu ſtellen. Nicht beſſer ſind andere Veranlaſſungen, die ſich bei dieſer Behandlung noch darboten, benuzt, daher von dieſer Abhandlung bei Ertheilung des Preiſes wol gar nicht die Rede ſein kann ohnerachtet der lobenswerthen Geſinnungen, die ſich in der Schrift äußern, denn ein großer Theil iſt Anpreiſung der Beſcheidenheit im philoſophiſchen Forſchen und der Achtung für fremde Geiſtesfreiheit, und ohnerachtet der poetiſchen Anführungen, die man zur Zugabe erhält.

Zwei andere Schriften mit dem Motto, Spinozismus überhoch geſteigerter Carteſianismus, und, **Nous voyons toutes choses en Dieu**, zeigen bei weitem mehr Kenntniß beider Syſteme, aber den Sinn der Aufgabe haben ſie ebenfalls verfehlt. Wenn nach einem Einfluß des Carteſius auf die Philoſophie des Spinoza gefragt wird: ſo wird in beiden eine Verſchiedenheit

vorausgeſezt, die aber nicht ohne Abhängigkeit iſt. Von der Philoſophie eines bloßen Schülers wird man nicht ſagen, daß die Philoſophie des Meiſters Einfluß auf ſie gehabt habe, denn dieſe wiederholt ſich nur in ihr. Und indem nach Berührungspunkten gefragt wird, werden theilweiſe Uebereinſtimmungen vorausgeſezt ohnerachtet der Verſchiedenheit. Von dieſer zwiefachen Vorausſezung mußte jeder Bearbeiter ausgehen, geſezt auch ſeine Unterſuchungen brachten ihn dahin zu beweiſen, daß der Einfluß oder die Berührungspunkte oder beides nur eingebildet wären: immer mußte er das Verhältniß beider in dieſer Hinſicht zu beſtimmen ſuchen. Tiefer braucht man nicht in den Sinn der Aufgabe einzugehn, um ſchon zu finden, daß beide Verfaſſer ſie nicht gelöſet haben. Der erſte iſt in immer wiederkehrenden Widerſprüchen befangen, von denen er durchaus keine Ahndung zu haben ſcheint. Im einzelnen findet er ſeinem Motto gemäß alle Begriffe des Spinoza carteſianiſch, ſo daß er auch allgemein ausſpricht, im carteſianiſchen Begriff der Subſtanz ſei ſchon das ganze ſpinoziſtiſche Syſtem eingeſchloſſen. Daſſelbe behauptet er dann auch von den beiden Attributen, ja ſogar meint er, die ſpinoziſtiſche Lehre vom Sein der Dinge in Gott ſei einerlei mit der carteſianiſchen Lehre von der Erhaltung der Dinge durch Gott, nur ſei jene eine gehaltvollere und prägnantere Ausführung des Gedankens. An einem andern Ort aber verweiſet er alles, was vom Carteſius herübergenommen iſt, nur in den Vorhof des ſpinoziſtiſchen Syſtems, ja, wo er noch mehr im allgemeinen ſpricht zieht ſich ſehr gegen den Sinn ſeines Motto eine beſtimmte Ahndung durch von einer dem Carteſius widerſprechenden philoſophiſchen Eigenthümlichkeit des Spinoza. Wird aber dieſes angenommen, ſo kann ja unmöglich die eine Philoſophie nur die Steigerung der andern ſein. Dieſelbe Anſicht ſcheint da angedeutet, wo der Verfaſſer zugeſteht, nach Carteſius müſſe die Gottheit willkührlich handeln und nach Spinoza könne ſie es unmöglich. Denn nimmt man dies an: ſo muß man auch geſtehen, daß der Grund dieſer Differenz bereits in dem Begriff der

Subſtanz liegen, dieſer alſo bei Spinoza ein anderer ſein muß, und nicht der carteſianiſche ſchon das ganze Syſtem des Spinoza in ſich ſchließen kann. Wenn nun der Verfaſſer gegen das Ende ſogar ſagt, Spinoza habe ſeiner Natur nach unmöglich ein Dualiſt ſein können, welches hingegen dem Carteſius ſo nothwendig war, daß er ſich willkührlich feſtſtellte hierüber mit ſeiner philoſophiſchen Forſchung nicht hinauszugehen: ſo iſt hiermit ein Gegenſaz aufgeſtellt, durch welchen nothwendig wird erſt zu erklären, wie ſo ohnerachtet deſſelben Spinoza ſo viel einzelne Begriffe von Carteſius habe annehmen können. Indem nun der Verfaſſer dieſes gar nicht beachtet, hat er weder den einen noch den andern Theil der Aufgabe gelöſet. Aber noch von einer andern Seite hat er ſie zu eng gefaßt. Er redet von der ſittlichen Theorie des Spinoza, aber als ob dies zur Preisaufgabe gar nicht gehöre, ſondern nur eine Zugabe ſei, und ſo iſt auch was er ſagt wie Zugaben zu ſein pflegen. Aber unmöglich kann die Klaſſe gemeint haben, für ihre Aufgabe ſei die ſittliche Theorie des Spinoza eine Nebenſache, von der man eben ſo gut ſchweigen könne als reden, da ja Spinoza ſeine ganze Darſtellung darauf angelegt eine Ethik zu bilden, und in der That auch in ſeiner ſittlichen Theorie alle ſeine Ideen ſich wie in ihrem Brennpunkt vereinigen. Dieſes alles nun zeigt, was auch ſchon die ſehr loſe und willkührliche Anordnung des Verfaſſers darthut, daß er den ganzen Gegenſtand nicht recht philoſophiſch aufgefaßt, ſo wie auch aus vielem einzelnen hervorgeht, daß er ſich überhaupt weit mehr als Literator gefällt und nur eine Excurſion in das ihm fremdere Gebiet der Philoſophie verſucht habe.

Mehr Ordnung herrſcht allerdings in der Schrift, **Nous voyons toutes choses en Dieu**, aber es iſt nicht die rechte, und das gute Vorurtheil, was ſie erregt, verſchwindet bei näherer Betrachtung. Der Verfaſſer vereinzelt zu ſehr, er ſtellt neben einander und vergleicht einzelne Begriffe und Lehrſäze unter gewiſſe Rubriken zuſammengefaßt, und ſo denkt er müſſen die Berüh=

rungspunkte bei dieſer Heerſchau ſich wol finden; aber das Verhältniß beider Syſteme zu einander im ganzen, alſo auch den Einfluß des einen auf die Ausbildung des andern, hat er ganz vernachläſſigt. Nur in der Einleitung zeigt er, theils daß es einen Einfluß des Carteſius auf den Spinoza müſſe gegeben haben, theils äußert er den bekannten Gedanken, Spinoza könne außerdem auch aus der alten Emanationstheorie geſchöpft haben, und nimmt an, er ſei zeitig von der Philoſophie des Carteſius abgewichen. Daß ihm aber eben wegen dieſer Annahme um ſo mehr obliege den Einfluß des Carteſius näher zu beſtimmen, iſt ihm nicht eingefallen, ſondern er zeigt nur Abweichung und Uebereinſtimmung an ohne nach den Gründen von beiden zu fragen. Und ſo hat er auch nicht einmal Berührungspunkte im eigentlichen Sinne nachgewieſen. Denn dies kann doch nur geſchehen, wenn gezeigt wird, wie jeder ſolcher Punkt aus dem Syſtem, welchem er eigentlich angehört, conſtruirt iſt, und verſäumt man dieſes: ſo werden auch die aufgeſtellten Berührungen und Aehnlichkeiten oft nur ſcheinbar ſein. Im zweiten Theil, der von der Lehre handelt, und in zwei Abſchnitten, von Gott und vom Menſchen, zuerſt die Vorbegriffe dann die Hauptſäze vergleichend neben einander ſtellt, zeigen ſich am deutlichſten die nachtheiligen Folgen dieſer zerſtükkelnden Behandlung, bei der kein Saz in ſeinem wahren Zuſammenhange kann aufgefaßt werden. Da nun der Verfaſſer ſich mit dieſen einzelnen Angaben von Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten, oft nur ſcheinbaren, begnügt: ſo hat er nicht ſowol an die Löſung der Aufgabe ſelbſt Hand angelegt, als nur Vorarbeiten geliefert, die aber auch nur mit großer Vorſicht könnten gebraucht werden, weil ihm bei ſeinem Verfahren natürlich vieles weit ähnlicher erſcheint als es iſt. Der Vorzug, den Carteſius der Gottheit als Subſtanz vor den andern Subſtanzen beilegt, wird viel zu ſehr dem Saz des Spinoza von Einheit der Subſtanz gleichgeſtellt, und Carteſius Theilung der Subſtanzen in zwei Klaſſen dem Sezen der beiden Attribute in Gott. Eben ſo der bei Carteſius nur als Mittelbegriff aus-

geſprochene Saz, Gott könne nicht theilbar ſein, dem bei Spinoza ſo fruchtbaren von der Untheilbarkeit der Subſtanz, da doch dieſer bei Spinoza damit zuſammenhängt, daß in Gott die Ausdehnung geſezt wird, jener aber bei Carteſius damit, daß ſie in Gott geläugnet wird. Dagegen werden alle Säze, welche am deutlichſten die Differenz zwiſchen beiden ausſprechen, gleichſam abſichtlich in Schatten geſtellt, als ob es bei der Aufgabe nur darauf ankäme die Aehnlichkeiten herauszuheben.

Vielleicht wäre über dieſe Abhandlungen ſchon zu viel geſagt, wenn nicht eben aus ihren Fehlern am beſten erhellte, wie eigentlich die Aufgabe hätte müſſen gelöſt werden. Uebereinſtimmendes mit Carteſius und abweichendes von ihm iſt in Spinoza vorhanden und allgemein anerkannt. Man muß fragen, Hat beides dennoch eine und dieſelbe Quelle oder jedes ſeine eigene? Man kann das erſte annehmen; dann müßte das eigene des Spinoza ſein Folgerungen aus den Säzen des Carteſius, die dieſer ſelbſt nicht geſehen, Anwendungen auf ein ihm fremdes Gebiet, Erweiterungen in einem weiteren Blikk in einem größeren Talent gegründet, oder Verbeſſerungen deſſen, was in Carteſius etwa leichtſinnig folgewidrig oder ſonſt irrig conſtruirt wäre. Man muß dann aber nachweiſen, daß der ganze philoſophiſche Typus in beiden weſentlich derſelbe iſt, daß beide ſich zu anderen früheren Syſtemen gleich verhalten. Nimmt man eine andere Quelle an für das abweichende: ſo kann dieſe entweder ein anderes Syſtem ſein, und dann wäre Spinoza ein Eklektiker oder Synkretiſt, wie man annimmt wenn man ſagt, die Philoſophie des Spinoza ſei zuſammengeſezt aus dem Carteſianismus und der Emanationslehre. Alsdann muß aber nachgewieſen werden, wie ſein ganzes Syſtem in Beſtandtheile dieſer beiden Arten zerfällt, und ſchwierige Verbindungen, ein ſchillernder Charakter in einzelnen Stellen wenigſtens muß die Naht bemerklich machen. Sieht man aber die Quelle des abweichenden als etwas philoſophiſch eigenthümliches in Spinoza an: ſo kann dieſes wiederum zu dem fremden in ihm, dem carteſiani-

ſchen, in verſchiedenen Verhältniſſen ſtehen. Es kann dieſem untergeordnet ſein. Dann wird entweder weniger von Berührungs= als von abweichenden einzelnen Punkten die Rede ſein können, oder wenn auch das abweichende ſich mehr über das ganze verbreitet, wird es ſich doch nur als individuelle Modification verhalten, immer aber das übereinſtimmende die Hauptſache bleiben. Iſt hingegen das eigenthümliche das vorherrſchende: ſo werden die Berührungspunkte nur Nebenſache ſein, die Grundzüge aber abweichend, oder es wird nur in der Form und Behandlungsweiſe manches angeeignet ſein, wie man ſagen könnte, er habe die Terminologie oder die mathematiſche Form von Carteſius, oder höher hinauf die Einheit der Subſtanz ſei ſeine eigenthümliche Anſchauung, aber daß in dieſer grade die beiden Attribute herausgehoben ſind, ſei der Einfluß des Carteſius. Kurz in Einer von dieſen verſchiedenen Anſichten oder den andern, die ſich etwa noch aufſtellen laſſen, wobei aber wenigſtens bis auf einen gewiſſen Punkt vorher auch die Frage müßte gelöſt ſein, was im Carteſius ihm eigenthümlich ſei und was in ihm ſelbſt aus anderen Quellen gefloſſen, mußte ſich ein Bearbeiter des Gegenſtandes feſtſezen und ſie durchführen gegen die andern, deswegen aber auch dieſe immer im Auge haben. Ob das Reſultat auch ſo je befriedigend ausfallen würde, wenn man nur auf Carteſius allein ſieht und nicht die beiden zu Hülfe nimmt, die jeder auf eine eigene Art zwiſchen ihnen liegen, Geulinx, welcher dem Carteſius treu bleibend im Verhältniß Gottes zu den endlichen Dingen doch dem Spinoza ähnlich geworden iſt durch vorzügliche Bearbeitung der ethiſchen Seite, und Malebranche, welcher im ganzen dem Wege des Carteſius folgend ſich in manchen Punkten ſehr dem Spinoza angenähert hat, dies freilich ſteht dahin. Eben darum weil ein ſo befriedigendes Reſultat nicht leicht zu erwarten war, würde ſchon einer dem obigen gemäß feſtgehaltenen und durchgeführten Anſicht die Klaſſe den Preis nicht verſagt haben.

Dem Verfaſſer der lezten Abhandlung mit dem Motto, In

magnis voluisse sat est, muß man zugeſtehen, daß er bei wenigſtens eben ſo genauer Kenntniß beider Syſteme in den Gegenſtand weit tiefer eingedrungen iſt, ihn weit mehr im Zuſammenhang betrachtet, und eben daher in der Behandlung einen philoſophiſchen Geiſt bewieſen hat, den man auch in der nächſtbeſten Arbeit, der, **Nous voyons toutes choses en dieu**, völlig vermißt. Allein hinter dem eben beſchriebenen eigentlichen Ziele bleibt freilich auch dieſer Verfaſſer bedeutend zurükk. Im ganzen freilich bekennt er ſich zu der Anſicht, das Syſtem des Spinoza ſei die berichtigende Durchführung des carteſianiſchen Princips. Allein einzelne Aeußerungen ſtimmen damit nicht überein. So wenn er ſagt, Spinoza habe ſich die Sprache des Carteſius nur angeeignet, um ſich deſto verſtändlicher zu machen, ferner daß auch bei größerer Conſequenz Carteſius dem Spinoza doch nicht würde gefolgt ſein wegen des Einfluſſes, den auf dieſen ſeine Anſicht von den Gattungsbegriffen gehabt, wohin auch gehört, daß er anerkennt, in der Darlegung der göttlichen Eigenſchaften, d. h. des eigentlichen Inhaltes von dem Begriff der Gottheit, gebe es nichts gemeinſames zwiſchen Carteſius und Spinoza. Eben ſo hat er auch die Aufgabe nicht vollſtändig aufgefaßt, indem auch er wo er auf ſolche gänzliche Verſchiedenheiten ſtößt die Vergleichung abbricht, als ob hier das Gebiet der Aufgabe aufhörte. Daher findet ſich denn am Ende mehr ausgeführt, warum Carteſius nicht habe auf den Spinozismus kommen können, als, ob und wiefern Spinoza durch den Carteſius auf den Spinozismus gekommen ſei.

Dieſe Unſicherheit, mit welcher eine gewiſſe Ungleichförmigkeit der Behandlung zuſammenhängt; dieſer Mangel an beſtimmter Sonderung des dem Spinoza eigenthümlichen, woraus auch einige Mißverſtändniſſe im einzelnen entſtehen, macht, daß die Klaſſe auch dieſer Abhandlung den eigentlichen Preis nicht zuerkennen kann, und daß ſie ihn, wenn es nur auf das Reſultat ankäme, eben ſo zurükklegen müßte wie vor zwei Jahren. Allein man darf nur das Weſen und die Verhältniſſe einer Akademie

der Wiſſenſchaften feſt ins Auge faſſen, um zu ſehen, daß es zwei ganz verſchiedene Hinſichten giebt, in denen ſie Preiſe ausſtellen kann. Die eine, um gelehrte Arbeiten zu fördern und Unterſuchungen anzuſtellen, welche in Verbindung mit ihren eigenen Arbeiten ſtehen, wozu ihr aber entweder die Bedingungen fehlen oder die ſie nicht ſelbſt anſtellen will, aber für wichtig hält. Hiebei kommt es auf das Reſultat an; dieſes kann beurtheilt werden ohne daß der Richter die ganze Arbeit ſelbſt macht, und er wird den Preis billig nur ertheilen, wenn das Reſultat ſeinem Zwekk entſpricht. Ganz anders aber iſt es, wenn Preiſe ausgeſtellt werden um geiſtige Kräfte in der Anwendung auf einen beſtimmten Gegenſtand zu üben, und dies muß überall der Fall ſein, wo der Aufgabe genügt werden kann ohne noch nicht verrichtete geiſtige Arbeiten, durch Anſtrengungen des Tiefſinns und der Urtheilskraft, und wo die Klaſſe um über die eingegangenen Arbeiten zu richten ſchon im Beſiz der Auflöſung ſein muß. Die philoſophiſche Klaſſe wird ſich natürlich am häufigſten in dieſem Falle befinden, und dies iſt auch der gegenwärtige. Daher hält ſich die Klaſſe befugt dem Verfaſſer der zulezt genannten Abhandlung, **In magnis voluisse sat est**, wegen der Vorzüge, die ſie ihm einſtimmig zugeſteht, ohnerachtet ſie urtheilt, daß auch er die Aufgabe nicht befriedigend gelöſt habe, dennoch die Hälfte des zulezt ausgeſezten Preiſes, alſo den einfachen Preis von 50 Dukaten als Acceſſit zuzuerkennen. Die öffentliche Bekanntmachung ſeiner Arbeit aber ſtellt ſie dem Verfaſſer ſelbſt anheim, um ihm dadurch vielleicht zu mancherlei Verbeſſerungen Anlaß zu geben. Auch ohne ganz neue Unterſuchungen anzuſtellen wird er immer, wenn er die ſcharfſinnige aber doch unverhältnißmäßige Unterſuchung über die Beweisführung des Spinoza und Carteſius vom Daſein Gottes abkürzt, und dagegen das, was er auf den lezten Blättern nur eben berührt hat, etwas weiter ausführt, eine ſehr anregende und dankenswerthe Arbeit geliefert haben.

4. *)

Am 24. Januar 1817.

Zwei wol gleich herrliche und ſelige aber ſehr verſchiedene Zeiten giebt es für die Wirkſamkeit eines großen Mannes. Die eine geht an, wenn er die ihm gebührende Stelle in der Welt eingenommen hat, und anerkannt zu werden beginnt für das, was er iſt, wenn ſeine belebende Kraft die Stokkungen auflöſt im geſellſchaftlichen Zuſtand oder in den geiſtigen Beſtrebungen, wenn ſein gebietender Muth das böſe und verkehrte in die Flucht ſchlägt, wenn er ſeine Zeitgenoſſen hebt und erzieht, und das ihm angewieſene Theil der menſchlichen Dinge allmählig ordnet und bildet. Von wie viel Hinderniſſen er auch bedrängt werde, wie vieles auch unvollendet bleibe was er geſtalten wollte, ja wie vorübergehend ſich auch die ſchönſte Blüte ſeiner Schöpfung zeige: herrlich und ſelig für ihn iſt dieſe Zeit immer nach Maaßgabe ſeiner Größe; denn nur der iſt groß, der ſelbſt indem er auf die bewegliche veränderliche Welt wirkt in der ruhigen ſich immer gleichen lebt, über die Zufälligkeiten des Erfolgs erhaben in ſeiner Ueberzeugung in ſeinem Gefühl die Uebereinſtimmung ſeiner Ideen und Zwekke mit der vorher beſtimmten Ordnung mit der nothwendigen Entwikkelung der Dinge trägt und unaufgehalten vorwärts ſchreitet und ſich nur durchdringend und ſiegend erblikkt.

*) Schon abgedruckt in dem von Piſchon redigirten märkiſchen Provinzial-Blatte, im achten Stück Auguſt 1818. J.

Die zweite herrliche Zeit tritt ein, wenn dem irdiſchen Streit längſt entrükkt der große Mann endlich ganz der Geſchichte angehört, und von dort aus ſchon ungehemmt und immer gleich auf die fernen Geſchlechter der Menſchen wirkt nach dem Maaß der Empfänglichkeit eines jeden. Denn nicht nur, mit Platon zu reden, in den überhimmliſchen Räumen der Weisheit, wo die ewigen Ideen auf unverrükkbaren Grundlagen ſtehend geſchaut werden, nährt ſich das edelſte der Seele, ſondern gedeihliche Nahrung kommt ihm auch her aus den irdiſchen zwar doch verklärten in heiterer Höhe ſchwebenden Gärten der Geſchichte, wo die einzelnen ausgezeichneten Geſtalten der Menſchheit, denen vergönnt geweſen iſt einen größeren Theil ihres Geſchlechts zu leiten, und eben dadurch zu höherer Vollkommenheit heraufgebildet den irdiſchen Schauplaz zu verlaſſen, nun in gereinigtem Glanze wandeln, und beſtimmt ſind je nachdem ſie zu dem erſten oder zweiten Plaz durchgedrungen waren längere oder kürzere Zeit, denn ewig iſt nichts auf dem ſterblichen Gebiet, durch das Mittel einer ungetrübten Luft geſchaut, die Nachkommen zu erleuchten, und je tiefer ihr Licht eindringt durch das Auge in verwandte Seelen um ſo mehr dieſe zu ſtärken und zu erheben. Daß dieſes, unbeſchadet des eigenen Lebens was ſie in uns unerreichten Welten führen, das ſelige und herrliche Schattenleben der edlen Geiſter auf dieſer Erde ſei, wird niemand bezweifeln.

Aber zwiſchen dieſen beiden Zeiten müſſen auch ſie durch ein dunkles und verworrenes Daſein ſich durchwinden. Denn nicht gleich wenn ſie dem irdiſchen entrükkt ſind gelangen ſie zu jener geſchichtlichen Ruhe, ſondern erſt wenn die menſchlichen Dinge, denen ſie vorſtanden und die der Schauplaz ihrer Größe waren, nicht mehr in denſelben Kreiſen ſich bewegend in einen neuen Abſchnitt ihrer großen Bahn eingeſchritten ſind. Bis dahin nämlich dauert, ſind ſie ſelbſt gleich verſchwunden, ihre unmittelbare Wirkſamkeit in nur allmählig ſich verkleinernden Schwingungen noch immer fort; aber weil ſie ſich doch vermindert, weil doch neue Bewegungen geahndet werden oder gefühlt, die mit jenen

im Streite ſind: ſo iſt dies die Zeit, wo die Kurzſichtigkeit das vorübergehende immer mit dem bleibenden, das zufällige mit dem nothwendigen verwechſelnd mehr Uebel als gutes auf ihre Rechnung ſchreibt, wo die Verkehrtheit, die neidiſch alles große zu haſſen wünſcht, ihr boshaftes Verkleinerungsgeſchäft mit dem beſten Erfolg treiben kann, wo dankbare Treue und hohe Einſicht ſich vereinigen müſſen, um das geliebteſte und verehrteſte zu vertheidigen, das keiner Vertheidigung je bedürfen ſollte. Dies iſt der Prozeß, welcher der Seligſprechung eines großen Mannes vorangeht, das Fegefeuer, durch welches er hindurch muß, um in den geſchichtlichen Himmel einzugehen.

Und dieſem Schikkſal unterliegt noch immer jener große König, welcher der Held des heutigen Tages iſt. Freilich wurde er auch lebend ſchon ungleich genug empfunden und beurtheilt; aber für ſeine unmittelbare Wirkſamkeit war das unbeſchadet. Denn wenn er handelte bewunderte doch alles, wenn er hintrat unter die Menſchen war doch alles bezaubert, wenn er gebot eilte doch alles zur Vollziehung. Freilich iſt er auf der andern Seite jezt nicht mehr ſo als ehe jene weſtliche Sündfluth uns erreichte, als ehe jene hölliſche Erſcheinung uns verblendete, die in vielen Stükken ſein Geſpenſt war und ſein wollte, ſo iſt er nicht mehr der einzige, mit deſſen Geſez und Weiſe alles verglichen wird in der bürgerlichen Welt. Die ruhigeren Impulſe, die er dem geſellſchaftlichen Zuſtande gab, ſind größtentheils verdrängt durch ſtärkere ſtürmiſche Bewegungen; die Inſtitutionen, die er unter ſeinem Volk gründete, haben theils allmählig ihre Geſtalt ſehr verändert, theils haben ſie ſchon weichen müſſen der Zeit; das Geſchlecht, das unmittelbar ſein politiſches Leben von ihm empfing, iſt größtentheils ſchon abgetreten vom Schauplaz, und die meiſten haben nur noch von ſeiner alternden Erſcheinung einen lebendigen Eindrukk empfangen und bewahrt. Aber doch iſt noch zu viel von ſeinem unmittelbaren Lebenshauch übrig, doch ſteht er uns mit ſeinem Wollen und Wirken noch zu nah, als daß wir ihn ſchon in reinem geſchichtlichen Licht erblikken ſollten.

Vielmehr, wie neben dem noch unbegrabenen Leichnam, ſtreiten ſich noch Wahrheit und Lüge, ſtreiten ſich noch gute und böſe Genien um den hohen Geiſt; und dieſer Streit erneuert ſich noch oft lebhaft genug als ein Zeichen, welches diejenigen theilt, die, wie wir denn an der Grenze eines alten und eines neuen ſtehen, ſich dem oder jenem leidenſchaftlich hingeben. Je ſtärker aber die entgegengeſezten Urtheile über den Helden des vorigen Jahrhunderts auseinander treten, um deſto mehr iſt zu beſorgen, daß ſie nur der Spaltung der Gemüther dienen. Nur ſchnöde Undankbarkeit und frevelnder Uebermuth kann behaupten, Friedrichs Sinn und Geiſt ſei nur einer ſowol roheren als ſchlafferen Zeit angemeſſen geweſen, und ſeine Weisheit und Kraft würden nicht hingereicht haben die gegenwärtige zu tragen, viel weniger zu lenken. Nur feige Unfähigkeit und blödſinnige Hartnäkkigkeit verzweifelnd an der Löſung der Aufgabe, die unſerm oder dem künftigen Geſchlecht geſtellt iſt, kann behaupten, könnte jener fortregiert haben, ſo hätten alle dieſe Beſtrebungen, die eine neue Ordnung geſtalten wollen, ſich nicht entwikkelt, und dürfte der Heros wiederkehren ſein kräftiges Zepter aufs neue ſchwingend über ſein Volk und weit umher Ruhe und Ehrfurcht gebietend, dann würden bald alle dieſe Beſtrebungen ſich in die verborgenſten Winkel flüchten, er aber würde nur die vorige Weiſe wieder geltend machen, und alles würde zufrieden und glükklich ſein.

Nicht etwa von dieſen Urtheilen ſelbſt ſei die Rede, nur von der Form, in welcher ſie ſich alle, die nüchternen wie die leidenſchaftlichen, die wohlmeinenden wie die übelwollenden bewegen, daß man nämlich den großen König aus der Zeit, der er angehörte, die ihn und die er bildete, in die unſere herabziehen und beſtimmen will, wie er erſcheinen, was er wollen, was er leiſten würde; nur in welchem Sinne eine ſolche Frage ſollte aufgeworfen werden, und wie weit nur man ſie beantworten kann, will ich prüfen, um an dieſem ſeinem Andenken geweihten Tage das Andenken ſelbſt von einer ſchlüpfrigen und gefährlichen Bahn abzulenken.

Kein Menſch kann getrennt gedacht werden von ſeiner Zeit und ſeiner Welt. Nicht nur iſt das ganze Leben ein gemeinſchaftliches Reſultat der innern eigenthümlichen Kraft des Menſchen und aller ihn umgebenden und auf ihn einwirkenden Kräfte, in jeder That in jeder Sitte in jedem Theil ſeines erſcheinenden Weſens eben ſo viel von dieſer als von jener, ſondern die eigenthümliche Kraft ſelbſt hervorgewachſen aus ſeinen Ahnen eingewachſen ſeinem Volk kann nur grade zu dieſer Zeit und unter dieſen Bedingungen da ſein. Darum ſind auch dieſer wunderlichen verſchiebenden Betrachtungsweiſe diejenigen nicht mehr unterworfen, die weil wir ſchon in ganz anderen Zeiten leben uns auch ganz geſchichtlich geworden ſind. Niemand fragt, wie Platon mit der Philoſophie der jezigen Zeit umgehen, wie Homeros die Helden der jezigen Zeit beſingen würde, niemand wie Cäſar in Frankreich wie Alexander von Macedonien in Rußland würde gehandelt haben; ſondern ohne ein ſolches leeres Spiel betrachten wir dieſe großen Männer nur in ihrem Leben und Wirken, wie es war, und begnügen uns mit dem minder handgreiflichen aber gewiß deſto innigeren und geiſtigeren Nuzen, den wir daraus ziehen können. Warum wollen wir denn fragen, wie Luther jezt in der Kirche rathen und walten, wie Baco die erweiterte Wiſſenſchaft ausmeſſen, wie Friedrich die umgeſtaltete Zeit regieren würde? Warum laſſen wir nicht die näheren todten ruhig ihrer geſchichtlichen Auferſtehung entgegen ſchlummern, ſondern rufen ſie in immer doch verzerrter Geſtalt geſpenſterartig hervor? Freilich wir können es nicht laſſen, und das dürfen wir wol auch geſtehen, denn es iſt die treue Liebe, die den neuen Einfluß der abgeſchiedenen unmittelbar an ihr eben verhallendes Daſein anknüpfen, ihre Betrachtung nicht nur den künftigen Geſchlechtern überlaſſen ſondern ſie auch ſelbſt genießen will; es iſt die gehorſame Verehrung, die noch immer unmittelbar Rath und Befehl von ihnen vernehmen möchte, und zu ſelbſt nicht geglaubten Beſchwörungen ihre Zuflucht nimmt, ob es doch etwa möglich wäre ihre Erſcheinung zu ſehen und ihre Stimme zu hören. Können

wir denn dies Verlangen nicht ganz bändigen: ſo laßt uns wenigſtens geſtehen, daß wir die Aufgabe nie vollkommen löſen können, wenn wir nicht in ein leeres Gaukelſpiel gerathen wollen, ja daß auch das mögliche nur durch die größte Vorſicht gelingen kann. Denn wie wollen wir den, deſſen Kindheit ein ganzes Jahrhundert, deſſen Tod ein ganzes Menſchenalter hinter uns liegt, in die jezige Zeit verſezen? Mit allem dem, was die vorige an ihm und aus ihm gebildet hat? oder wollen wir ihn aufs neue durchgebildet und erzogen denken durch eine dazwiſchen liegende? Wann ſoll das angefangen haben? wie weit ſoll es gediehen ſein? In welchem Alter in welcher Reife wollen wir ihn wieder eintreten laſſen in das thätige herrſchende Leben? bei welchem Zeitpunkt ſoll er die Zügel wieder ergreifen? Hier iſt der Willkühr ein ſo freier Spielraum eröffnet, daß eben deshalb keine beſtimmte Geſtalt hervortreten kann, ſondern nur unſtäte unvollendete Traumgebilde, die wenn man ſie feſthalten will alle verſchwinden. Daher werden wir ein lebendiges Bild nie zu Stande bringen, nur nach den innerſten Kräften und Principien werden wir fragen können, was die in gleicher Vereinigung lebend jezt wirken und bilden würden.

In einem Herrſcher, ſoll ihm der Name eines großen Mannes gebühren, muß zweierlei ſich vereinen. Er muß ausgezeichnet ſein in ſeinem perſönlichen Weſen, damit man fühlt, hätte er auch keinen Thron geziert, er würde doch mächtig gewirkt und gewaltet, vieles bewegt und beſeelt und würdige Denkmäler ſeines Daſeins zurükgelaſſen haben. Er muß aber auch ausgezeichnet ſein durch königlichen Geiſt und Sinn, er muß das Leben ſeines Volkes in ſich tragen, von deſſen Bedürfniſſen durchdrungen ſein, deſſen Beſtrebungen und Neigungen in ihren Verhältniſſen und Entwikkelungen fühlen und theilen, deſſen unentwikkelte Kräfte ahnden und zu befreien ſuchen, kurz nicht ſowol der Schuzgeiſt ſeines Volkes muß er ſein als vielmehr deſſen lebendige Seele, in welcher von allem, was in der Erſcheinung ſtreitend ſich zu beſchränken und aufzuheben ſucht, die verborgenſte

Einheit als gemeinſame Kraft ſich bewegt. Iſt ein Herrſcher zwar in dieſer gemeinſamen und öffentlichen Beziehung groß, nicht aber in jener eigenthümlichen und perſönlichen: ſo kann er zwar ein kräftiger Regent ſein, ja unter ſchwierigen Umſtänden ein errettender und viel bewunderter, wenn er fromm und rein ſeinem königlichen Gewiſſen folgt, aber um ein großer Mann zu heißen iſt er zu ſehr eine allgemeine Geſtalt ermangelnd einer glänzenden perſönlichen Eigenthümlichkeit. Beſizt er dieſe zwar, aber jene fehlt ihm: ſo kann auch ein ſolcher ein wohlthätiger und geſegneter Regent ſein, wenn ihm gelingt in die Nähe des Punktes, von dem das ganze ſich fühlen und überſehen läßt, diejenigen zu ſtellen, in denen das gemeinſame Leben des Volkes ſich kräftiger regt; aber auch im günſtigſten Fall wird ſeinem Regiment jene friſche Kraft fehlen, die ein großer Herrſcher hineinlegt, und im minder günſtigen wird man ſagen, ſeine Trefflichkeit würde beſſer erkannt werden, wenn nicht ſein Schikkſal wäre zu herrſchen. Ja ein ſolcher, wie denn die Beiſpiele hiezu in der Geſchichte nicht fehlen, kann bisweilen auch freiwillig dem Thron entſagen, was der große Mann nie thun wird, vielmehr unter welchen Umſtänden es auch ſei lieber das eigene Leben laſſen und noch viele Opfer mit ſich hinunternehmen, als den erhabenen Poſten aufgeben, den er ſich würdig fühlt auszufüllen.

Dieſe beiden Seelen aber, wie wir wol ſagen mögen, ſind nothwendig mit einander im Streit. Das Herrſchen iſt ein göttliches Geſchäft; aber eben deshalb droht es mehr als ein anderes den Menſchen in dem Strudel der Unendlichkeit zu verderben. Immer tiefer taucht immer gewaltiger ſtürzt es ihn in die Maſſe, die er beſeelen ſoll, unabläſſig vervielfältigt es nach allen Seiten die Gegenſtände ſeiner Sorge, daß er ganz ſich ſelbſt zu verlieren in Gefahr iſt. Die eigenthümliche Seele aber verlangt ſich frei auszubilden und ſich ihrer ſelbſt zu freuen nach dem Recht jedes Erdenſohnes, ſie klagt unwillig ſeufzend über jenes fremde unwohlthuende Leben, und will ihre Bande löſen. Siegt ſie nun

ſo weit, daß der Herrſcher entweder, wie ſehr er auch ſelbſt re= gieren könnte, doch lieber die Zügel untergeordneten Werkzeugen überläßt: ſo achten wir ja den, der nicht ganz er ſelbſt ſein will, zu gering um ihn groß zu nennen, und vergrübe er ſich auch in der geheimnißvollſten Weisheit oder opferte den edelſten Künſten. Oder ſiegt ſie ſo, daß er um weniger herrſchen zu dürfen das Leben des Volkes hemmt, oder daß er es gewaltſam zu ſeiner Perſönlichkeit hinüberbeugt, um herrſchend zugleich ſeine beſonde= ren Neigungen zu befriedigen: ſo wenden wir uns von ihm als von einem weichlichen oder eigenſinnigen, immer ſelbſtſüchtigen Gewalthaber. Siegt hingegen die gemeinſame Seele ſo, daß das ganze Leben dem Herrſchertriebe gewidmet wird, daß immer mehr in das Geſchäft vertieft ein König weniger ſich ſelbſt beſizt und ſich ſeines Lebens und Weſens freut als ſeine Unterthanen: ſo loben wir zwar ſeinen Eifer; aber den Ruhm der Größe verliert, wer ſelbſt untergeht über ſeinen Beruf. Siegt zwar keine von beiden ganz, aber ſehen wir ohne Geſez nach Laune oder Zufall jezt der einen dann der andern Herrſchaft vorwalten: ſo bedauern wir den, der ſchwankend und unſicher den ſchwerſten Weg zurükk= legen muß, weil er nicht ſtark genug iſt für die Laſt, die er trägt. Alſo nur wo feſter Wille und eiſernes Geſez den immer ſich er= neuernden Streit immer ſchlichtend zulezt beide Seelen verſöhnt, nur da iſt auf dem Throne der große Mann, und deſto mehr ſtrahlt ſeine Größe je kräftiger beide Triebe und alſo je ſchwerer die Verſöhnung. Wie könnten wir anders als gleich von dieſen Grundzügen zurükkſehen auf den Helden, den wir heute feiern, wie er uns den härteſten Streit zeigt, und, verlangen wir nicht übermenſchliches, die herrlichſte Verſöhnung. Von Natur freige= big, ſchönes um ſich her zu ſammeln begierig, edler Muße Freund, wie muſenbefreundete Seelen pflegen, ſehen wir ihn als König durchaus arbeitſam und ſparſam, weil er das für den Grundton ſeines Volkes erkannte für die Grundbedingung alles gemeinen Wohls, ſehen wir ihn den Schönheiten der Wiſſenſchaft und Kunſt ſich entreißend jährlich auch die anmuthloſen Steppen ſeines

Staates durchwandern, um jene lebendige Anſchauung vom Leben des Volks aufzufriſchen, ohne die auch das verſtändigſte Regiment todt bleibt und kalt. Fremder Zunge ergeben durch ein nie genug zu bedauerndes Geſchikk, aber als König nicht ohne Ahndung von dem aufkeimenden einheimiſchen Geiſt, ſehen wir ihn wenig thun, um jene auszubreiten unſer ſeinem Volk, alles, um dieſen von allen Seiten zu ſtärken und zu entbinden. In einer unſeligen Zeit des Zweifels für ſich ſelbſt ohne den feſteſten Anker des Glaubens ſehen wir ihn als König eben dieſen Glauben hüten, und nur ſorgen, daß nicht abgeſtorbene Formen in den höchſten Regungen des Geiſtes die herrliche Freiheit dämpfsten. Gern in friedlicher Ruhe ſich pflegend ſehen wir ihn als König plözlich ſich zum Helden umgeſtaltend den erſten Augenblikk ergreifen, um durch preiswürdige Anſtrengungen ſeines Zepters Macht zu mehren ſeines Volkes Selbſtbewußtſein zu erhöhen, und durch gemeinſame Heldenthaten zum erſten Mal jenen Geiſt zu wekken, den ſeitdem jeder bei dem Namen Preußen erkennt, und den funfzig Jahre nachdem er den glorreichſten Frieden geſchloſſen eine zweite Kette von Heldenthaten zu einer noch herrlicheren Stufe erheben ſollte. Bei dem allen aber ſehen wir, und wie viel leichter müßte es dem einſamen verziehen werden, dennoch ihn nicht ermüdet ſich ſelbſt verlieren, ſondern immer wieder den geliebten Künſten huldigen und dem Ruhm der Muſen nachtrachten, und ſo erkennen wir den großen König.

Feſſelt uns aber die Bewunderung nicht ſo, daß uns das ſtärkende Anſchaun dieſes Bildes genügt, wollen wir es dennoch in das niedere Gebiet des Nuzens herabziehen, ſei es nun um von dem König für die gegenwärtige Zeit zu lernen, oder um gegen ihn die gegenwärtige Zeit für ihre Abweichungen zu vertheidigen: ſo laßt uns wenigſtens dieſes bedenken, daß beides, ſowol das eigenthümliche Weſen eines Königs als auch ſein königliches Leben, ein inneres hat und ein äußeres, und daß wir lezteres nicht ohne Widerſpruch und Ungerechtigkeit in eine andere Zeit verpflanzen können. Wer hat nicht gehört von der

Ehrfurcht, welche des Königs Erſcheinung jedem einflößte, die nicht Furcht war vor den nicht zu berechnenden Launen des Gewalthabers ſondern überwältigende Empfindung eines großen Daſeins! Wenn uns nun jemand den König jezt zeigen wollte in derſelben Tracht und Sitte, mit derſelben Vermiſchung der mühſam angelernten fremden und der ungebildeten eigenen Sprache, mit ſeinem beſchränkten Antheil an vielen jezt gemein gewordenen Kenntniſſen, und nun triumphirend fragen, ob eine ſolche Erſcheinung uns wol außer Faſſung bringen könnte: der will entweder in ſtrafbarem Frevel nichts anders als den erhabenen König auf unwürdigen Sokkus ſtellen, oder er bedenkt nicht, daß was jezt allerdings noch in weit größerem Mißverhältniß ſtehen würde mit der umgebenden Welt auch nicht in ihr und mit ihr ſo könnte geworden ſein, wenn doch Friedrich, ſollte er jezt leben, auch müßte aufgewachſen ſein mit einem Theil des noch jezt lebenden Geſchlechts. Wie er aber dann reden würde und ſich geberden, wie ſeinen Geiſt ausgefüllt haben und gewendet, das wäre eine Frage, deren Beantwortung die höchſten Aufgaben der Menſchenkenntniß, die wir wirklich zu löſen vermögen, weit überſchritte. Iſt es nun etwa weiſer gethan und lehrreicher gefragt, wenn wir uns bei Betrachtung ſeines königlichen Seins und Lebens eben ſo nur an die äußere Seite halten, und ihn mit dieſer in die jezige Welt einführen wollen? Wer uns Friedrichs Formen und Maximen im ganzen und in einzelnen Zweigen der Regierung hinſtellt, und fragt, ob ſie jezt wol der Weg ſein würden das Volk auf der Bahn des Glükks und des Ruhms weiter zu bringen, und König und Volk in höherer Treue und Liebe zu verbinden, der kann ſich freilich die Antwort leicht geben; aber er wird weder ſich noch uns im Ernſt überreden wollen, daß Friedrich jezt dieſelben Formen feſthalten und dieſelben Maximen verfolgen würde. Wahrlich ſo wenig er als Herzog von Venedig das Tabakks- und Kaffee-Monopol, als König von England die Kabinetsregierung, als römiſcher Conſul die Invalidenſchulmeiſter erfunden hätte: eben ſo wenig würde er ſich wol

jezt in dieſen Maaßregeln gefallen. Denn ſeine Formen und Maximen waren auch nicht er ſelbſt, ſondern das Reſultat auf der einen Seite freilich ſeiner Zwekke und ſeiner Perſönlichkeit, auf der andern Seite aber auch des Zuſtandes, in welchem ſein Volk ſich befand, und den er nur zu genau kannte, da es erſt durch ihn das Gefühl ſeiner wahren Bedeutung erhielt, und aus ſeiner geiſtigen Betäubung erwekkt ward. Sie konnten nicht anders ſein, weil er zu ſehr allein ſtand in der blühendſten Zeit ſeiner Herrſchaft mit ſeinen Anſichten und Abſichten und nur wenige und unzureichende Organe ſich anzubilden vermochte in einer Zeit, wo es dem Regenten, der ſich ja ohnedies wenige Länder ausgenommen behelfen muß ohne einen wohlgeordneten allſeitig lebendigen Zuſammenhang mit ſeinem Volk, auch noch an dem wichtigſten Organ fehlte, das zwekkmäßig gebraucht viele andere erſezen kann, das aber Friedrich erſt mühſam zu ſchaffen ſuchte, an einer ſich frei und natürlich äußernden öffentlichen Meinung. Wie aber Friedrich in irgend einem ſpätern Zeitpunkt ſein Regieren würde geſtaltet, wie er allmählig oder plözlich den vorigen Weg würde verlaſſen haben: das zu beantworten wäre mißlich, und kunſtreich im höchſten Grade, wenn es einer auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit erreichte, aber doch von geringem Nuzen. Denn wenige nur können ſich befugt halten nachzuahmen was ein großer Mann in einer ſolchen Stellung, wo er ſich am wenigſten allgemeinen Formen zu unterwerfen braucht, zu ſeinem eignen Gebrauch gebildet hat.

Darum bleibt das einzige fruchtbare einer ſolchen Vergegenwärtigung, daß wir uns an das innere halten ſeines perſönlichen Weſens ſowol als ſeines königlichen Geiſtes. Erinnern wir uns, wie gebietend er auf ſeine größtentheils in kleinliche Beſtrebungen verſenkten Zeitgenoſſen wirkte, wir wollen uns nicht verbergen, das war die friſche Kraft und der tiefe Ernſt ſeines Willens, was ſie ſo wenig ertragen konnten; und laßt uns fragen, ob dieſe nicht noch eben ſo wirken würden auf das an ſchnellem Wachsthum krankende und nach großen Anſtrengungen immer

wieder in dumpfes Hinbrüten verſinkende Geſchlecht, ob es viel mehrere geben würde jezt als damals, die ſich nur ſanft durchglüht nicht niedergebrannt von dem Feuer ſeiner Augen freimüthig und gleichſam brüderlich neben ihn ſtellen könnten. Erinnern wir uns der Sage von ſeiner bezaubernden Liebenswürdigkeit, aber auch wie ſelten ſie hervorbrach und wie bald ſich dieſe lächelnde Sonne immer wieder verbarg, ſo wollen wir geſtehen, das war die innere Schönheit ſeines Gemüths, welches nur ſelten den Verſuch wagte ſich zu entfalten in einer eingeſchüchterten unbelebten ihm immer fremd und fern bleibenden Umgebung. Und laßt uns fragen, würden wir jezigen ihm näher ſtehen als unſere Väter? würde er Wahrheit und Kraft genug in unſerer Bildung ſehen, um ſich an ſie mit ſeinen eigenen Beſtrebungen anzuſchließen? würde ihm das heimiſche, deſſen heiligen Kern er wohl ehrte, unbefangen und rein genug hervortreten in unſerer Kunſt, um ſich ihrer zu erfreuen und ihr ſeinen Genius zuzuwenden? würden wir ihm frei und fröhlich genug erſcheinen in unſerer Sitte, daß er nicht mehr nöthig hätte Erheiterungen für ſeinen Geiſt bei den Ausländern zu ſuchen, welche damals faſt allein ihm nicht immer nur die dienſtbefliſſenen Unterthanen zeigten? würde es ſo ſein, oder würde er auch jezt noch einer beſſern Zeit warten? Das ſind die Fragen, die ſich, gilt es einmal eine ſolche Vergegenwärtigung, das Volk aufwerfe an ſeinem Gedächtnißtage. Und wenn wir ſie bejahen können: ſo dürfen wir uns rühmen, daß wir durch unſere Fortſchritte den edlen Schatten ganz verſöhnt haben mit ſeinem Volk. Und die Fürſten die Staatsmänner die Volks- und Vaterlandsfreunde und Beſchüzer alle, in das innerſte ſeines königlichen Geiſtes mögen ſie hineinſchauen. Der ſo ſein Volk zu beſeelen wußte, als es eben in unbewußtem Schlummer ſein Leben begann, der es ſo ſchnell wie keines über die Kindheit zur Jugendblüte förderte: wie würde der herrſchende Genius jezt weiter ſtreben, wie würde er den reifer gewordenen Geiſt des Volkes fröhlich genießen kräftig aufregen fördern und geſtalten, wie würde er die erhöhte Macht des

Staats zum Wohl der Völker und des Welttheils benuzen, wie würde er feſt in die Tiefe gründen, daß keine Erſchütterung, und ſtolz in die Höhe bauen, daß keine Ueberragung möglich wäre, den Ruhm des Volkes, das ſo ſeiner würdig geweſen iſt.

An dieſen Fragen mögen alle lernen, die an das Ruder berufen ſind, und aus jedem auch dem kleinſten Gliede der Antwort wird die Wahrheit hervorgehn, daß nächſt einem Könige, dem vergönnt iſt ſein Volk dahin zu führen, wo es für immer großer Könige entbehren kann, kein größerer Segen für ein Volk möglich iſt als ein großer König.

5.

Am 3. Auguſt 1819.

Wir haben mit den meiſten ähnlichen Vereinen die Sitte gemein jährlich das Andenken unſerer uns durch den Tod entriſſenen Mitglieder zu ehren, und man pflegt dieſe Aufſäze gemeinhin Lobreden zu nennen. Bei uns wenigſtens geſchähe dies mit Unrecht; ſondern es iſt ein Theil unſerer Geſchichte, den wir zuerſt der verſammelten Zuhörerſchaft mittheilen, und dann in unſern Denkſchriften niederlegen. Und wenngleich allerdings die Hauptabſicht dabei die iſt, den wiſſenſchaftlichen Charakter der verſtorbenen in ſein rechtes Licht zu ſtellen: ſo liegt doch dabei überall das Bewußtſein zum Grunde, daß, von dem Standpunkt der Erkenntniß aus betrachtet, jedes unvermiſchte Lob Unwahrheit wäre, alſo Schmeichelei; denn enthält es auch an ſich keine Uebertreibung: ſo wird es doch unwahr durch die Einſeitigkeit. Lob und Tadel ſind nur die nothwendig verbundenen Beſtandtheile der Kritik; und ſoll von Wahrheit die Rede ſein, ſo muß auch der ſtrengſte Tadler zugleich loben, auch der liebevollſte Lobredner zugleich tadeln. Darum ſind wir auch an jenen Gedächtnißtagen keineswegs gemeint auf lauteres Lob einzuladen; ſondern, wenn ſich auch keine Veranlaſſung findet den Tadel geradehin auszuſprechen, ſo wird er doch durch leiſe Andeutung

oder leicht bemerkliches Verſchweigen für den aufmerkſamen Leſer deutlich genug bezeichnet ſein.

Darum, wenn auch an des Königes Feſte wir uns jährlich verſammeln, und damit beginnen uns ſein erhabenes Bild zu vergegenwärtigen: ſo ſind wir noch weit mehr von der Anmaßung und von der Entweihung entfernt ihn durch ausgeſpendetes Lob verherrlichen zu wollen. Denn, eben weil Lob nicht ohne Tadel ſein darf, wäre es Entweihung unſeres Berufs, wenn die Rede des wiſſenſchaftlichen Mannes, die immer ein Organ der Wahrheit ſein ſoll, je auch nur von dem leiſeſten Anklang der Schmeichelei verſtimmt wäre, und Entweihung dieſes Tages, wenn der ſpähende Hörer, der Wahrheit zu Liebe, ſich aufgefordert fühlte zu lauſchen, ob nicht hinter den Ausdrükken der treueſten Verehrung eine künſtlich verborgene Beſchränkung ſich durchzöge; Anmaßung aber wäre es, derer ganz unwürdig, welche gelernt haben ſollen nicht zu wiſſen, wenn wir, da des Fürſten Perſon weniger als die irgend eines anderen ſterblichen von ſeinem erhabenen Beruf kann geſondert werden, denjenigen uns herausnehmen wollten zu loben, der nur von ſeines gleichen, den Meiſtern in der größten und herrlichſten aller menſchlichen Künſte, kann beurtheilt werden.

Aber wir ſind Bürger des Staats, Mitglieder des Volkes, gleichviel ob durch Geburt oder Wahl, und freuen uns unſeres Antheils an jenem herrlichen Gefühl der Gemeinſchaftlichkeit des Daſeins zwiſchen Fürſten und Volk, welche zwar durch das ganze Leben ſich hindurchzieht, ſich aber an feſtlichen Tagen wie dieſer zu einem beſonders lebendigen Bewußtſein entwikkelt. Iſt dann das verehrte Antliz des Herrſchers von ſorgloſer Freude umſpielt: ſo fühlt ſich das Volk ſicher und geborgen; blüht des Volkes Wohlſein groß und fröhlich empor: ſo muß im Gefühl des wohlgelungenen Werkes auch das Herz des Königes frei und heiter ſchlagen. Deshalb will jeder an ſolchen Tagen ſein eigenes Gedeihen noch eins ſo lebhaft empfinden, und es ſo weit er vermag zur Schau tragen. Eben deshalb erinnert auch die Akademie

heute öffentlich an die nie veraltende Blüte der Wiſſenſchaften, die ſie in ihrem Schooße pflegt, und theilt aus ihrem Vorrath einzelne gewählte Gaben mit, um den wohlthätigen Schuz, den der König dieſem wiſſenſchaftlichen Verein angedeihen läßt, dankbar zu verehren.

Geſchieht dies jezt in einem beſchränkten Raume, der uns hindert dieſer Feier ganz die gewohnte Oeffentlichkeit zu geben: ſo rührt auch dies nur daher, daß die väterliche Sorgfalt und der rege Schönheitsſinn des Königes dieſes ganze Gebäude ungetheilt in einen ſchöneren Palaſt der Wiſſenſchaften und Künſte umgeſtalten und auch unſerm Vereine darin eine gewiß reichlichere und würdiger ausgeſtattete Wohnung, als die alte es war, anweiſen will. Man behilft ſich, während gebaut wird, in einem minder behaglichen Zuſtand; aber kann man auch nicht umhin dieſen auf mancherlei Weiſe ſtörend und bedrängend zu fühlen, wer wollte dennoch glauben zurükgekommen zu ſein, wenn die ſichere Hoffnung auf eine baldige und deſto würdigere und anmuthigere Zukunft ihn aufrecht erhält! wer wollte ſich nicht frohen Sinn für das vorhandene bewahren, ſo lange das innere des Vereins, die zutrauliche Freundſchaft, das Zuſammenwirken der Kräfte, das rege Streben nach demſelben großen Ziel, unvermindert erhalten wird!

Mögen die anweſenden dies mit uns empfinden, mögen ſie dieſe Worte mit ſich nehmen als ein nicht unwürdiges Bild unſeres öffentlichen Zuſtandes; und, indem ſie überall in der Geſellſchaft das heilige Feuer des Gemeingeiſtes und der Vaterlandsliebe nach Vermögen pflegen, Vertrauen und Liebe überall anzufachen ſuchen, mögen ſie dem innig verehrten Könige, nachdem er mit ſeinem Volk die äußeren Prüfungen, in denen er ſich ſo herrlich bewährt hat, glüklich überſtanden, und ſeinem Muth ſeiner Beharrlichkeit ein unvergängliches Denkmal geſezt, nun auch mit uns aus treuem Herzen Heil und Gedeihen wünſchen zu dem großen auf eine unabſehbare Zukunft berechneten friedlichen Bau, in welchem er begriffen iſt, damit er, noch ehe das

erſte halbe Jahrhundert ſeines köſtlichen Lebens verläuft, den Grundſtein deſſelben weihe, und im zweiten mit allen ſeinen Unterthanen, alten und neuen, das vollendete Gebäude, ein würdiges Denkmal ſeiner Weisheit und ſeiner Volksliebe, bequem und in ungetrübtem Frieden bewohne. Lange lebe der König!

6.

Am 24. Januar 1821.

Wenn wir in dem großen Könige, deſſen Gedächtniß wir heute feiern, den Erneuerer und Ordner unſeres wiſſenſchaftlichen Vereins verehren: ſo müſſen wir dabei nicht vergeſſen, daß er ein eben ſo eifriges Beſtreben hatte den Unterricht des noch ſehr vernachläſſigten Volkes zu fördern und es auf eine höhere Stufe des Bewußtſeins zu erheben, und daß er mit ſeinem herrſchenden Geiſte die Angelegenheit des menſchlichen Wiſſens an ihren entgegengeſezteſten Endpunkten ergriff. Durch den Volksunterricht wird die Maſſe aus der Dumpfheit und Barbarei gezogen, jeder einzelne zu einem lebendigen in ſich regſamen Theil des ganzen gebildet, und wenn auch jeder die erhöhten geiſtigen Kräfte zunächſt nur auf ſein eignes Wohlbefinden wendet: ſo wird dadurch am ſicherſten das gemeine Wohl befeſtiget. Friedrich fühlte es, daß nur wie durch möglichſt ſchnelle Vermehrung ſo auch beſonders durch beſchleunigte geiſtige Fortſchritte ſeines Volkes der Staat ſich auf der Höhe erhalten könne, auf welche ſein Genie ihn erhoben hatte. Der gelehrte Verein wie eine Akademie der Wiſſenſchaften ihn darſtellt — ſie ſollte aber lieber ein Lyceum heißen, indem ihre Beſchäftigungen beſſer durch den Stifter der peripatetiſchen Schule vorgebildet werden als durch

den der akademiſchen — ein ſolcher Verein bildet den entgegengeſezten Endpunkt des wiſſenſchaftlichen Lebens, beſtimmt ſowol ruhig auf der Höhe der Betrachtung zu ſchweben als auch mit dem Strahl des erfindſamen Geiſtes das einzelne zu durchdringen, in dem kleinſten das gröſte kennend und offenbarend. Aber wenn Alexanders Züge in Aſien und Afrika ſeinem großen Lehrer eine reiche Ueberſicht von den Schäzen der Natur verſchafften und ihm manches Geheimniß ihrer Werkſtätte enthüllen halfen: ſo erfreute ſich Macedonien keines unmittelbaren Einfluſſes dieſer vermehrten Wiſſenſchaft auf ſeine Betriebſamkeit und ſeinen Nationalreichthum, und Alexander verlangte es nicht. Eine Akademie gedeiht nur, wenn ſie durch keine fremden Anforderungen geſtört wird in ihrem Beſtreben den Schaz von vorhandenen Wahrheiten zu vermehren; ſie darf das nüzliche nicht ſuchen müſſen; ſie muß jede Anwendung des gefundenen, die ſelbſt nicht mehr rein in dem Gebiete des Wiſſens liegt, andern überlaſſen dürfen. So ſcheint ſie, dem praktiſchen abgewendet, allen unmittelbaren Zwekken einer Regierung fremd, nur geringe Anſprüche zu haben auf deren Unterſtüzung; und wenn es ihr leztes Ziel ſein muß, daß ſie auch jeder Unterſtüzung entbehren könne und in großmüthig verliehener und verſicherter Selbſtändigkeit als ein vollkommen freier Verein der höchſten Günſtlinge der Wiſſenſchaft beſtehe: ſo muß ſie es deſto dankbarer erkennen, wenn ſie ihre erſte Entſtehung der Fürſorge der Regenten verdankt. Und vornämlich iſt deshalb der große König zu bewundern, deſſen ganzes Weſen auf das praktiſche geſtellt und der in einem ganz vorzüglichen Sinn die Seele des Volkes war, und von dem niemand glauben kann, er habe aus Eitelkeit mit einer Akademie als einem Geſchmeide des Staates prunken wollen, um ſich auch hiedurch den mächtigſten Königen gleich zu ſtellen. Aber er ahndete, daß wenn ein ſolcher Verein auch keinen unmittelbaren Nuzen ſchafft, der unter Maaß und Gewicht fällt, dennoch nur durch das Zuſammenſein dieſer beiden Pole eine geiſtige Kraft gewekkt werden könne, auf welcher das gemeine Wohl vornäm-

lich ſeines Volkes mit Sicherheit ruhe. So erhob er ſich über die Einſeitigkeit ſowol ſolcher regierenden, welche entweder nur mit dem Schein der höchſten und reinſten Wiſſenſchaft prunken, die Bildung des Volkes aber eher ſcheuen als befördern, als auch ſolcher, die nur das dem Staat unmittelbar nüzliche erhalten mögen, die höheren Stufen der Wiſſenſchaft aber idiotiſch verachten.

Wenn wir indeß auf die Art, wie er doch in Bezug auf beide Gegenſtände zu Werke ging, unſere Aufmerkſamkeit richten: ſo finden wir unbeſchadet unſerer Verehrung uns verſucht über manche Sonderbarkeit zu lächeln. Daß er den Volksunterricht am liebſten den ausgedienten Kriegern überließ, wer findet das nicht befremdlich und ſchief; und wie wir jezt hier nur Deutſche und Deutſchgewordene ſind, wem erſcheint es nicht wunderlich, daß der König die Akademie zum größeren Theil aus fremden zuſammenſezte, aus Mitgliedern eines Volkes, von dem ihm ſelbſt wohl ahndete, wohin leidenſchaftlicher Ehrgeiz unter begünſtigenden Umſtänden es führen könne; und wer lächelt nicht über das bunte Gemiſch von ausgezeichneten und mittelmäßigen, welche lezteren natürlich ſich am meiſten damit brüſteten zu dem Beruf den wilden Norden zu humaniſiren von einem König hergeholt zu ſein, der faſt verdiente ihr Landsmann zu heißen. Doch auch in ihren Irrthümern ſind große Geiſter nicht verlaſſen von ſich ſelbſt. Denn ſo lange es noch fehlte an zweckmäßig gebildeten Elementarlehrern war das durch die Tapferkeit erworbene Anſehn kein ſchlechter Erſaz für andere Vorzüge, und die Lebendigkeit, mit der das jüngſte Geſchlecht ſich begeiſterte für die Großthaten des Königs und ſeiner Heere, war der erſte Keim des ſeit den Leiden des dreißigjährigen Krieges noch nicht wieder erwachten geſchichtlichen Lebens. Und eben ſo iſt auf der anderen Seite der unwillige Wetteifer, welcher dadurch erregt ward, daß faſt nur Ausländer auf den Stühlen der Akademiker ſaßen, gewiß kein unbedeutender Antrieb geworden unſere wiſſenſchaftlichen Fortſchritte zu beſchleunigen. Jezt würde auch Friedrich, ſo wenig als er ausgedienten Kriegern unſere Dorfjugend anvertrauen würde, eben

ſo wenig auch unſern Verein wieder fremden übergeben wollen, ſondern nur billigen würde er alle Veränderung, welche der natürliche Lauf der Dinge unter weiſer Leitung in ſeinem Werk hervorgebracht.

Wer kann es berechnen, welche Wechſel der Geſtaltung bei der Veränderlichkeit aller menſchlichen Dinge dieſem Verein noch bevorſtehen. Je mehr das Reich der Wiſſenſchaft ſich erweitert, je mehr jeder ſeine Bemühung vereinzeln muß, um etwas bleibendes und hervorragendes zu leiſten, um deſto weiter gehen die Intereſſen aus einander, und dann entſtehen entweder ſtrengere Formen um das ganze zuſammenzuhalten, oder es zerſpaltet, wie auch ſchon manche Erfahrung gelehrt, das ganze wenn auch nur vorübergehend in verſchiedene Zweige. Möge nur nie die Zuſammengehörigkeit aller Zweige der Wiſſenſchaft ihre Repräſentation in einer wenigſtens nicht ganz unſichtbaren Vereinigung der Kräfte entbehren, und möge dieſer Verein, der im nördlichen Deutſchland der einzige ſeiner Art iſt, in der Gemeinſchaft mit allen ähnlichen fortfahren alle Schäze der Erkenntniß in ſich zu ſammeln, und indem er nur für ſich ſelbſt da zu ſein und ruhig zu leuchten ſcheint nicht aufhören alle lebendigen Keime der Wiſſenſchaft in dem Gebiet, das er unmittelbar beſtrahlt, geheimnißvoll zu befruchten. Dann bleibt er wenn auch unter den verſchiedenſten Formen der urſprünglichen Idee treu ein würdiges Werk des großen Königes unſterblich wie er.

7.

Am 21. November 1822.

Schon ſeit mehreren Jahren hat die Akademie der Wiſſenſchaften wegen Beſchaffenheit der Räume, welche ihr angewieſen werden konnten bis nach der gnädigen Abſicht des Königs ihr ein neues angemeſſenes und würdiges Lokal erbaut wäre, die gewohnte Oeffentlichkeit ihrer Sizungen unterbrechen müſſen und an ihren feierlichen Tagen nur wenige Theilnehmer zulaſſen können, welchen dieſelben auch ohne öffentliche Anzeige bekannt waren. Ja ſeit mehreren Monaten ſchon ſind, weil auch jenes Gelaß aufhörte brauchbar zu ſein, ihre Sizungen ganz unterbrochen geweſen, und auch das lezte Geburtsfeſt des Königs hat ſie müſſen hingehen laſſen ohne das gewohnte Zeichen ihrer verehrungsvollen Huldigung auch nur in ſtillem Verein darzubringen.

Deſto erfreulicher muß es ihr ſein, daß ſie nun eine neue einſtweilige Wohnung durch eine außerordentliche öffentliche Feier weihen kann, deren Gegenſtand alle jährlich wiederkehrenden Gedenkfeſte weit überſtrahlt, fünf und zwanzig ſolcher Tage, deren ſie ſich mit allen Unterthanen des Königs gefreut hat, in Eine frohe und dankbare Erinnerung zuſammendrängend. Nachtheilig erſcheint es freilich und könnte einer Rechtfertigung bedürfen, daß unſere Feier ſich ſo ſpät erſt den andern ſchon verklungenen anſchließt. Allein Körperſchaften wie wir geziemt vor allem nicht

neuerungsſüchtig zu ſein, und da wir nicht wagten an dem Tage ſelbſt unſere Freude zu bezeugen, welcher vor fünf und zwanzig Jahren das kindliche Herz des Königs mit ſchmerzlicher Trauer erfüllt hat: ſo geziemte uns nur nach alter Sitte den gewohnten Tag unſerer Vereinigung dieſem Andenken zu weihen. Auch dürfen wir den Nachtheil der Verſpätung nicht ſcheuen, denn um zur Feier auch eines ſolchen Tages wiſſenſchaftliche Erzeugniſſe den Freunden der Wiſſenſchaft vorzulegen iſt uns nicht vonnöthen den Rauſch der allgemeinen Freude zu benuzen, und um dieſes Geſchäft durch einige Worte ernſter Betrachtung einzuleiten durften wir uns nicht an das Gefühl wenden mitten in jenem Zuſtande erhöhter Erregung, die auch bei dem edelſten nicht lange dauert, ſondern das ſchönſte iſt indem dieſe Erhebung ſich verlieren will ſie feſtzuhalten, damit ſie nicht ganz verſchwinde; und das geſchieht, wenn wir ſie in ihrem Verhältniß zu dem Grundton des Lebens betrachten und dieſen dadurch reiner und kräftiger zu ſtimmen ſuchen.

Dieſe Freude, welche ſich in den abgelaufenen Tagen in inniger Andacht zum höchſten Weſen erhoben in lautem Jubel überall ergoſſen hat, iſt ein ſchönes Eigenthum der monarchiſchen Lebensweiſe; die freien Staaten, ſind ſie auch ſonſt oft reicher an öffentlichen Feſten, kennen doch dieſe nicht. Das Leben des Gemeinweſens ſelbſt muß nach größeren Einheiten gemeſſen werden, und nur hundertjährig kann die Feier wiederkehren; das Jubelfeſt auch der geliebteſten obrigkeitlichen Perſon kann nicht ſolche Empfindungen erregen. Nur das Volk kann ſich ſo freuen, wenn eines geliebten Fürſten Herrſchaft einen ſolchen Zeitraum vollendet hat, und am meiſten wenn es erwarten darf, ein gütiges Geſchikk werde den abgelaufenen noch eine Reihe von Jahren hinzufügen. — Aber König und Volk, wie vieldeutig ſind die Wörter geworden! wie mannigfaltig haben ſich die Verhältniſſe zwiſchen beiden geſtaltet, und immer noch neue Geſtaltungen ſcheinen ſich bilden zu wollen, um die einfachen Formeln der Theoretiker zu beſchämen. Aber nicht überall, wo es König und

Volk giebt, iſt dieſe Freude zu Hauſe; und beſonders ſind es zwei Verhältniſſe, welche ſie gänzlich auszuſchließen ſcheinen.

Wenn in der Kindheit der Geſchichte ein einziger Geiſt zuerſt eine Maſſe von Menſchen, welche vereinzelt und nur mit kleinem beſchäftigt neben einander lebten, zu einem größeren Leben vereinigt, eine ſolche Bewegung ſich oft mit Blizesſchnelle weiter verbreitet, oft in den Fluthen ihres Stromes lang beſtandene Staaten fortſchwemmt, wie uns die Geſchichte an zahlreichen Beiſpielen lehrt: ſo iſt ſolch ein königlicher Geiſt, heiße er nun König oder nicht, die einzige Seele vieler tauſende; der Zuſtand des ganzen gleicht einem Rauſch, der ſich nach der Verſchiedenheit des Temperaments hier in wilder Freude dort in blutigem Streit äußert aber eine ſolche Beſinnung, wie zu einer ruhigen Freude gleich der unſrigen gehört, ſchon deshalb nicht zuläßt, weil Fürſt und Volk ſich einander nicht geſondert genug gegenüberſtehen, ſondern von einem und demſelben völlig gemeinſamen Triebe fortgeriſſen ſind. Dieſer Zuſtand nun kann nicht lange währen, denn er iſt nur eine gebärende Bewegung des geſchichtlichen Lebens, die oft mißglükkt und nichts zurükkläßt, nicht ſelten aber gelingt und in dieſem Falle der Grund wird zu einem längeren oder kürzeren in ſeinen Grenzen mehr oder minder feſt beſchloſſenen in ſich ſelbſt mehr oder minder beruhigten immer aber doch geregelten monarchiſchen Leben, und erſt in dieſem können Tage wie der unſrige begangen werden.

Leider aber ſehen wir auch ein entgegengeseztes Verhältniß zu allen Zeiten bisweilen eintreten, ich meine, wenn nach einem kräftigen und beifallswürdigen Staatsleben, das viele Geſchlechter überdauert hat, zulezt aus mannigfaltiger oft ſehr verwikkelter Schuld die königliche Würde herabgedrükkt erſcheint und in der Perſon des Herrſchers nur ein Schatten davon übrig. Ich ſage zulezt, weil ſeiner Natur nach dieſes Verhältniß eben ſo ſehr auf Zerſtörung deutet, wie jenes auf Geburt. Doch auch die Zerſtörung kann mißlingen, wie die Geburt, eine glükkliche Kriſe kann die abnormen Organe, die ſich gebildet hatten, wieder zerſtören

und aus der lebensgefährlichen Krankheit retten, der Monarchie kann die Geſundheit wiedergegeben werden, in die Perſon des Schattenkoniges aber kann das Leben ſchwerlich je zurükkehren, ſchwerlich der je wieder wirklich herrſchen, der jemals ſich ſelbſt geſtehen mußte als Herrſcher durch eine innere ungeregelte Gewalt gezwungen worden zu ſein. Wie aber auch das Ende ſei, ſo lange ein ſolcher Zuſtand währt, unmöglich iſt in demſelben eine Freude wie die unſrige. Könnte ſich irgend jemand freuen, wenn nach einem langen Zeitraume noch immer die Krone auf einem entwürdigten Haupte ruhet? und wendet ſich nicht jeder weg von dem eben ſo traurigen als widrigen Anblikk der Entehrung der höchſten menſchlichen Würde? Könnte ein Volk anders als mit leeren Worten und mechaniſchem Gebrauch die königliche Macht feiern, wenn ſie in ihrem Weſen nicht mehr vorhanden iſt? und muß nicht vielmehr jeder wohlmeinende die möglichſt ſchnelle Rettung wünſchen aus einem ſo höchſt bedenklichen Uebergangszuſtande?

Zwiſchen dieſen beiden Punkten aber iſt überall Raum für bewußte Treue für eine friſche und fröhliche Liebe des Volkes zum Fürſten, und alſo für lebendige Freude und Theilnahme an einer Feier wie die unſrige; in den verſchiedenſten Abſtufungen und Formen, wie alles gute und ſchöne ſich mannigfaltig geſtaltet, aber wie verſchieden auch der Geiſt der Völker ſei, wie verſchieden die Stimmung der Zeiten und der Einfluß der Verfaſſung und Verwaltungsweiſe: immer doch wird eine Reinheit und Vollſtändigkeit der Freude nur ſtattfinden können bei einer glüklichen und den beſonderen Umſtänden eines jeden Staates angemeſſenen Miſchung wie mir ſcheint folgender Momente. Der große Haufe des Volkes iſt noch nicht ſo weit entwikkelt ein politiſches Auge und Urtheil zu haben, ja auch ein politiſches Gefühl theilt ſich ihm nur lebendig und wirkſam mit in Augenblikken großer Entſcheidungen. Er hat aber wenngleich geduldiger hier und ungeduldiger dort ein inneres Maaß für das Verhältniß der Leiſtungen, die er dem öffentlichen ſchuldig iſt, zu ſeinen

Bedürfniſſen. Daß dieſes ſich gleich bleibe und nicht in heftigen Schwankungen ſei, oder das Gleichgewicht zwiſchen ihm und den andern Staatselementen einſeitig aufgehoben werde, darin ſieht er ſein Recht, und gefährliche Leidenſchaften können ſich in ihm entwikkeln, wenn er durch unerwartete und in der Wiederholung drükkende Verlezungen deſſelben gekränkt wird. Hiegegen hat er ein Palladium in derjenigen Liebe zum Fürſten, die ſeiner Lage angemeſſen iſt. Dies iſt der in jeder wohlgeordneten und glükklichen Monarchie ſo allgemeine Glaube des Volkes, daß, was ihm auch gleichviel ob mit Recht oder Unrecht drükkend erſcheine oder unbillig, es feſt dabei bleibt, der Herrſcher ſelbſt wiſſe nichts davon. Möge niemand dieſen gutmüthigen Glauben belächeln: er iſt die unentbehrliche Grundlage aller Regentenliebe im Volke. Und wie oft er auch im einzelnen irren mag, weil nicht immer Unrecht iſt was dem Volke ſo ſcheint, im ganzen liegt ihm eine tiefe Wahrheit zum Grunde. Denn iſt es nicht daſſelbe, ob ein Fürſt etwas nicht weiß, oder ob er zwar weiß, daß es geſchieht, ja ſelbſt befohlen hat, daß es geſchehe, aber nur aus einer unrichtigen Darſtellung der Verhältniſſe? Und bei der Einſeitigkeit jedes abgeſonderten Verwaltungszweiges, bei den vielen Streitigkeiten zwiſchen den verſchiedenen Stellen und Behörden und den vielen auch einſeitigen Darſtellungen ihrer Verhältniſſe, welche beſſer bevormundete Klaſſen der Geſellſchaft vor den Thron zu bringen wiſſen, iſt es nicht immer die Perſon des Königes, welche alle Intereſſen ausgleichen muß in allem was nicht ſchon durch den Buchſtaben des Geſezes feſtſteht? Und mit welchem beſſeren Vertrauen kann alſo jene große Maſſe ſich rüſten als mit dem, daß der König um ein Unrecht nur zu wiſſen brauche, um ihm abzuhelfen? Je mehr daher jener Glaube durch die Erfahrung gerechtfertiget wird, je ungeſtörter er ſich fortpflanzt vom Vater auf den Sohn, deſto reiner iſt die Theilnahme des Volkes an jedem Feſte des Herrſcherhauſes, deſto kräftiger wird es ſich zeigen, ſobald nur von fern eine Gefahr der Trennung droht.

Auch der Mittelſtand iſt wenngleich von dem Geſammtleben inniger durchdrungen in die Geheimniſſe der Staatskunſt bei uns noch nicht eigentlich eingeweiht. Sein herrſchendes Gefühl aber iſt dieſes, daß durch das ganze ſoll das Wohl des einzelnen ſicher geſtellt und erhöht werden, und von dieſem Wohl hat er eine reinere und geiſtigere Vorſtellung. Dem unter dieſem Stande herrſchenden Gefühl nach gehört zum Wohl ein des gebildeten Menſchen und iſt dasjenige, was der Staat leiſten ſoll, Ruhe und Sicherheit der religiöſen häuslichen und freundſchaftlichen Verhältniſſe, möglichſter Vorſchub zur Ausbildung aller Talente und möglichſte Freiheit im Gebrauch aller äußeren Hülfsmittel. Wie natürlich alſo, daß die Glieder dieſes Standes vorzüglich in dieſer Hinſicht auf das Haupt des Staates ſehen, und daß ſie alle in allen dieſen Verhältniſſen ihren König mit der innigſten Theilnahme begleiten. Muntert er die Künſte und Wiſſenſchaften auf, deren ſie ſich befleißigen: ſo ſind ſie beglükkt, daß er ſich deſſen erfreut, worin ſie leben; bezeichnet er alle unnüzen Beſchränkungen der perſönlichen Freiheit mit ſeinem Mißfallen: ſo verehren ſie freudig ſeine Edelmüthigkeit; ſehen ſie, daß auch er ſein vorzüglichſtes Glükk in ſeinem Hauſe ſucht: ſo giebt es keine Freude und kein Leid im Königshauſe, das ſie nicht auf das innigſte mitfühlten; und wenn auch ihr König ſich in Freude und Leid vor dem höchſten Weſen demüthigt: ſo drükkt dieſes das Siegel der Unzerſtörbarkeit auf ihre Verehrung und iſt ihnen ſelbſt die kräftigſte Befeſtigung im göttlichen Leben. Wenn ſo die Liebe zum Könige alle heiligſten Verhältniſſe durchdringt, ſich in jede ſchöne Empfindung miſcht und jeden bedeutenden Moment des Privatlebens erhöht und veredelt, dann iſt das Band zwiſchen Fürſt und Volk feſt geſchlungen; und wie wahr und tiefgefühlt iſt dann Freude und Rührung bei einer Feier wie dieſe.

Aber in einem wohlgeordneten Gemeinweſen ſoll auch die Zahl derer immer mehr zunehmen, und zwar ohne daß ſie auf einen beſtimmten Stand beſchränkt wäre ſondern in allen Abthei-

lungen der Geſellſchaft, welche das Leben des Staates in ſeiner ganzen Beweglichkeit verſtehen und ſeine Fortſchritte ſowol als auch ſeine Erſchütterungen nicht nur mitfühlen, wie leiſe ſie auch ſeien, ſondern auch ahnden. Dieſen kann es unmöglich entgehen, wie wenig der gedeihliche Beſtand des ganzen geſichert werden kann durch den Buchſtaben der Geſeze allein, ſondern wie viel immer abhängt von der Perſönlichkeit der handelnden. Wenn ſie alſo in dieſer Hinſicht die öffentlichen Charaktere die bedeutenden Organe der Verwaltung ſowol als die Organe der öffentlichen Meinung beobachten und aus ihrem Auf- und Abtreten aus dem Verhältniß eines jeden zu ſeinem Wirkungskreiſe zu errathen ſuchen was bevorſteht: ſo ſehen dieſe eingeweihteren auf den König wir wollen nicht ſagen wiewol es ein großer Fürſt geſagt hat als auf den erſten Beamten des Staates, wol aber als auf die Quelle aller perſönlichen Macht im Staat. Er wählt ſelbſt die bedeutendſten Organe der Oberherrſchaft und beſtimmt beſonders auch die, denen er die Wahl der untergeordneten anheimſtellt. Was ſie nun in dieſer höheren Beziehung am liebſten an einem Regenten ſehen und woran ſie ſich am meiſten erfreuen, iſt, wenn er auch in Zeiten, wo verſchiedene Anſichten unter denen, welche Organe der Herrſchaft ſein wollen, bis zu Parteiungen ausarten, ſich von keiner beherrſchen läßt, ſondern über ihnen ſteht, überall Maaßregeln abwendet, welche ſich zum äußerſten neigen, wenn er ſeine Diener ſo wählt und ſo mit ihnen wechſelt, daß das nicht leicht ganz zu vermeidende Vorherrſchen dieſer oder jener Einſeitigkeit nur vorübergehend erſcheinen kann und bald durch das Hervortreten des entgegengeſezten gemildert und aufgehoben wird, wenn er perſönliche Zuneigung und Abneigung, ſoweit ſie rein gemüthlich iſt, geſondert zu halten weiß von amtlichem Vertrauen, wenn endlich keine äußeren Vorzüge eines anderen ihn jemals beſtimmen die billigen Anſprüche eines verdienteren zu überſehen.

Wenn ſo die Liebe der eingeweihteren vorzüglich auf der Regierungsweisheit des Königes ruht, die Liebe der gebildeten auf

ſeiner allſeitigen Humanität, die Liebe des nahrſamen Volkes auf ſeiner unerſchütterlichen Gerechtigkeit, und dieſe Stimmen verhältnißmäßig beſezt ſind, das iſt der anmuthige und herzerhebende Chor der monarchiſchen Freude. Wenn ſein Wohllaut uns umwogt, fühlen wir nur unſer Glükk, und manches erſcheint uns minder bedeutend, worauf ein großer Werth gelegt wird, wenn dieſe lebendigen Gefühle ſich leiſer vernehmen laſſen und Nachahmung oder Theorie ihre Gewalt über uns ausüben.

Die Anwendung dieſer wenigen Züge liegt klar vor Augen, aber was ſagen wir erſt von der Freude des Volkes an ſolchen Tagen, wenn es im Zuſammenleben mit ſeinem Fürſten inhaltſchwere Jahre durchlebt, wenn ſich ihm eine Fülle der lehrreichſten Erfahrungen, wie ſie ſonſt in Jahrhunderten nicht wiederkehren, in Eine Dekade zuſammengedrängt hat, in welcher Fürſt und Volk ſich auch als Dulder und Helden verherrlicht und durch beides um ſo inniger verſchmolzen haben. Dann redet das Schweigen der Dankbarkeit noch lauter als der Jubel der Freude; und indem wir mit geſtärktem Auge heiter in die Zukunft hineinſchauen, bedauern wir den weit verbreiteten Wahn, als könne ein Volk genug haben an der unverlezten Achtung für die Würde des Fürſten, und freuen uns, daß weder wir noch unſere Kinder je Mangel haben werden an feſtgegründeter Anhänglichkeit an die Perſon derer, welche der gnädige Himmel uns zu Herrſchern beſtimmt hat. Lange lebe der König und immer blühe ſein Haus!

8.

Am 3. Auguſt *).

Die Pfleger der Wiſſenſchaft ſind nicht ſelten darüber getadelt worden, daß ſie der Liebe zum Vaterlande minder fähig wären als andere, oft auch iſt ihnen daſſelbe nachgeſagt worden zum Ruhm, daß ihre Geſinnung allgemein menſchlich wäre und frei von allen politiſchen Beſchränkungen. Wenn dies nun ſo wahr wäre als beide und ſo gut als die lezten es meinen: ſo wäre es falſch und tadelnswerth, wenn ein Verein wie der unſrige, der nur aus dem Geſichtspunkt der Wiſſenſchaft geſtiftet iſt und nur für ſie beſteht, einen Tag feierte, der, dem Oberhaupt eines Staates geltend, auch nur für diejenigen Werth hat, welche dieſem von Herzen zugethan ſind.

Die Wiſſenſchaft iſt allerdings etwas allgemein menſchliches, und diejenigen, welche ſich ihr gewidmet haben, müſſen allem menſchlichen und ſomit der ganzen Erde, um nicht mehr zu ſagen, wiewol auch darin das höchſte ſchon mitgeſagt iſt, mit gleicher Liebe zugethan ſein, ſo jedoch, daß ſie ſich dem fernen und fremden mit ihrer Liebe um ſo mehr zuwenden, je weniger dieſes ſich ihnen von ſelbſt entgegenträgt. Wenn nun im Staat die Akkerbau treibenden am meiſten an den Grund und Boden

*) Wahrſcheinlich 1823. J.

gebunden ſind, und diejenige Bevölkerung bilden, welche ihr Schikkſal am wenigſten von dem des Landes trennen können und alſo auch billig am meiſten bei allen Einrichtungen und Begegniſſen deſſelben betheiligt ſind, die Handel treibenden aber viel weniger, doch aber auch dieſe am meiſten erſt alsdann gelöſt ſind, wenn ſie den reinen Geldhandel ſo ins große treiben, daß alle Staaten gleich ſehr ihre Schuldner werden können: ſo nähern ſich die Männer der Wiſſenſchaft allerdings mehr den Handel treibenden, ſo jedoch, daß auch unter ihnen diejenigen am meiſten vom Staate gelöſt ſind, welche ohne einiges Apparates zu bedürfen als eigentliche Philoſophen nur auf dem Papiere ſpeculiren, weniger aber ſchon die, welche mit köſtlichen Werkzeugen und reichen Sammlungen aller Art eingebürgert und mit ziemlich unbeweglichem Gut von ſolcher Art angeſeſſen ſind, welches je nach dem Geiſt einer Regierung ſehr verſchieden geſchäzt geſchüzt beſteuert und unterſtüzt werden kann.

Doch dieſer etwas materiellen Anſicht, welche wir nicht gern zum Nachtheil der Speculation geltend machen möchten, ſteht eine andere gegenüber, nämlich die, daß die Wiſſenſchaft weſentlich an der Sprache hängt, und daher, wenn auch nicht im politiſchen Sinne patriotiſch, doch wenigſtens volksthümlich iſt. In der ſchönſten Zeit Griechenlands finden wir dies ſo rein ausgeſprochen, daß ſogar wenig Neigung vorhanden war in fremde Sprachen einzudringen, welches freilich einer unvollkommnen Entwikkelung des menſchlichen Geiſtes zuzuſchreiben iſt. In der ſpätern Zeit hat freilich nächſt der chriſtlichen Religion am meiſten die Wiſſenſchaft nach einer Gemeinſchaft aller Sprachen geſtrebt, weit mehr als die Politik oder der Welthandel, welche für ein beſtimmtes Bedürfniß in dem einen Syſtem mit dieſer, in einem andern mit jener Sprache ausreichen; aber wie ſehr auch auf die Gemeinſchaft ausgehend, findet doch auch die Wiſſenſchaft nicht nur überhaupt die Gemeinſchaft ſchwieriger, je mehr die Sprachen von einander entfernt ſind, ſondern vorzüglich auch bleibt doch mit wenigen Ausnahmen lebendige und reiche Production bei je-

dem auf die Sprache beſchränkt, welche das ganze Leben beherrſcht. Nur der Mathematiker producirt mehr in allgemeinen Zeichen, die für alle Sprachen gleiche Geltung haben, ſo daß ihm für das wenige, wozu er noch der Sprache bedarf, jede faſt gleich lieb ſein kann. Der Naturforſcher entlehnt ſeine Terminologie bald aus der einen bald aus der andern, und bildet ſo zugleich eine Geſchichte, welchen Weges die Entdekkungen gekommen ſind. Aber der Ausdrukk der höchſten Ideen behält doch einen nationellen Charakter, und die Volksthümlichkeit wird darin nie ganz zu verkennen ſein.

Doch hat zu verſchiedenen Zeiten dieſe Gebundenheit an die Sprache das Verhältniß der gelehrten zu den Völkern und Staaten auf ſehr verſchiedene Weiſe geſtaltet. Als das Alterthum unterging pflanzten ſich in dem weſtlichen Europa ſparſame Reſte der Wiſſenſchaft durch die lateiniſche Sprache fort, und wie die Kirche lateiniſch war, waren auch alle gelehrten nur Lateiner. Aus der bunten Miſchung der Stämme geſtalteten ſich erſt allmählig größere Maſſen, die Sprache bildete ſich erſt allmählig zu einem reicheren und geiſtigeren Verkehr, und die Genoſſenſchaft der wiſſenden war älter als die Völker und Staaten, die von ihr bevormundet wurden. Daher verpflanzten ſich klerikaliſche gelehrte, und andere gab es kaum, mit Leichtigkeit aus einem Staat in den andern, und dem älteren geiſtigen Bande nicht mit Unrecht mehr vertrauend als dem politiſchen jüngeren nahmen oft die gelehrteſten am meiſten Partei mit der römiſchen Kirche, welche der Stüzpunkt der wiſſenſchaftlichen Sprache war, gegen die jungen noch nicht genug befeſtigten Regierungen. Daher war zu dieſer Zeit auch die Volksthümlichkeit immer noch ſchwach, Liebe zum Staat aber konnte bei der politiſchen Zerſpaltung der meiſten großen Volksmaſſen in der Wiſſenſchaft gar nicht einheimiſch ſein. In England und Frankreich hat dieſer Zuſtand aufgehört, und wie das Volk in Einen Staat zuſammengefloſſen, ſo iſt auch kein Unterſchied mehr zwiſchen Volksthümlichkeit und Loyalität, alſo auch kein Grund, warum die

wiſſenſchaftlichen Vereine minder als jede andere einzelne Organiſation innerhalb des Staates dem Impuls des ganzen folgen ſollten.

Anders verhält es ſich in Deutſchland, wo die Differenzen der Sprache, auch die ſtärkſten, für einen gewiſſen Bildungskreis wenigſtens ganz verſchwunden ſind, die politiſche Trennung aber geblieben iſt. Hier erſcheint es daher natürlich und weniger zu entſchuldigen, wenn die gelehrten öfter, nicht nur wo ſie vereinzelt ſtehen ſondern auch wo ſie Glieder einer Corporation ſind, ihren Aufenthalt aus oft untergeordneten Gründen wechſelnd ſich aus einem deutſchen Staat in den andern begeben, zufrieden mit dem Bewußtſein, daß ihre Wirkſamkeit als eine deutſche überall auf deutſchem Boden gleich gut gedeihen könne. Für die kleineren Staaten giebt es gegen den wenn zu häufig doch nachtheiligen Wechſel der Mitglieder in gelehrten Vereinen, unter welche Benennung unſere Univerſitäten eben ſo gut zu begreifen ſind als die Akademien, kein beſſeres Mittel als dieſe Vereine durch ausgezeichnete Vorrechte und durch ein wohlgeſichertes Geſammteigenthum zu heben, wodurch die Vereine an dem Staate ſelbſt ein wahrhaft bürgerliches Intereſſe gewinnen, welches auch auf die einzelnen Mitglieder in dem Maaß übergeht als ihnen die Mitgliedſchaft ſelbſt werth iſt. Die größeren leitenden deutſchen Staaten haben dieſe Maxime, über deren Werth im allgemeinen hier nicht der Ort iſt zu urtheilen, bei neueren Vereinen, welche ſie geſtiftet, nicht in Anwendung gebracht, und auch in Beziehung auf die ſchon beſtehenden ſie eher beſchränkt als erweitert, und dennoch erfreut ſich namentlich Preußen ſeit geraumer Zeit einer großen Anhänglichkeit und Beharrlichkeit nicht nur von Seiten ſolcher gelehrten, welche des Königs geborene Unterthanen ſind, ſondern auch ſolcher, die aus anderen Theilen Deutſchlands in die verſchiedenen Inſtitute des Landes gezogen worden ſind. Ja auch unter den wenigen, welche von Zeit zu Zeit durch beſondere Umſtände wieder ins Ausland zerſtreut worden, fehlt es nicht an ſolchen, welche die ausgezeichnetſten Beweiſe von einer

weit über die gewöhnlichen Formen dieſes Standes hinausgehenden Liebe und Anhänglichkeit gegeben haben. Wie denn auch in den Zeiten der Bedrängniſſe des Staates ein erfreulicher Geiſt der Treue und Aufopferung in allen gelehrten Vereinen vorgewaltet hat.

Dies alſo lehrt die Erfahrung, daß es einen moraliſchen Grund giebt, der auch innerhalb deſſelben Volkes dem einen Staat vor dem andern eine entſchiedene Zuneigung derer erwerben kann, welche der Wiſſenſchaft leben, und der iſt das Intereſſe, welches der Staat ſelbſt an der Wiſſenſchaft und an ihren edelſten Früchten nimmt.

So hat unſer Verein, älter als der Grad von Macht, deſſen ſich der preußiſche Staat jezt erfreut, und älter als der Grad von Bildung, welcher jezt innerhalb deſſelben verbreitet iſt, Preußen immer erfahren. Von der wachſenden Macht hat er Vortheil gezogen für ſeine Endzwekke, von der vermehrten Bildung kommt auch etwas auf ſeine Rechnung. Es iſt ſein Glaube durch dieſe Erfahrung befeſtigt, daß Preußen, ſo lange es ſich dieſes geſegneten Herrſcherhauſes erfreut, was für Modalitäten auch die Perſönlichkeit der Monarchen und ihrer höchſten Staatsdiener herbeiführen könne, dennoch niemals aufhören wird die wachſende Intelligenz für die Hauptquelle ſeiner inneren Kraft zu halten, und auch ſolche wiſſenſchaftliche Inſtitute zu pflegen, deren Beſtrebungen nicht unmittelbar auf das bürgerliche Leben berechnet ſind, welche ſich aber als Schloß und Veſte bewähren für den reinen wiſſenſchaftlichen Geiſt, welcher auch über den die Wiſſenſchaft für das Leben bearbeitenden Anſtalten walten muß, wenn ſie nicht von ihrem rechten Standpunkt ſollen hinabgezogen werden.

In dieſem Sinne hat auch der glorreiche Monarch, deſſen Feſt wir heute begehen, die Sorge für das Gedeihen der Wiſſenſchaft mit in den Kreis ſeines hohen Berufs hineingezogen; auch unſere Freiheiten hat er geſchüzt und gemehrt, und wenn

vielleicht andere ähnliche Vereine an Opulenz ihrer Mittel uns weit überragen: ſo erfreuen wir uns doch der Sicherheit, daß bei einem hinreichenden Maaß von Kräften große und würdige Unternehmungen nicht an äußeren Hinderniſſen ſcheitern dürfen. Mit Recht alſo feiern wir auch ...... *)

---

*) Der Schluß der Rede fehlt. J.

9.

Am 3. Julius 1824.

Kürzlich in unſeres Leibnitz Theodicee leſend, um mir die zierliche Darſtellung wieder zu vergegenwärtigen, wie das höchſte Weſen die in dem Tempel der Geſchikke aufgeſtellten möglichen Welten muſtert und die beſte zur Wirklichkeit beruft, blätterte ich zufällig auch die der deutſchen Ueberſezung derſelben vorangeſtellte Lobſchrift auf Leibnitz von Fontenelle auf; und indem ich ſie durchlief, konnte ich mich der Bemerkung nicht enthalten, wie gut es ſei, daß, ohnerachtet wir Leibnitzens Feſt feiern, wir doch nicht genöthiget ſind ihn jedesmal zu loben. Ja es fiel mir ein, daß der höfliche Spruch, es ſei ſchön von einem gelobten Manne gelobt werden, ſchwerlich würde aufgekommen ſein oder viel Verbreitung bekommen haben, wenn dabei der Akademien und gelehrten Geſellſchaften wäre gedacht worden. Denn gelobt ſoll in dieſen jeder werden, nachdem er nicht länger hat aushalten wollen, ſondern ſich der Mitgliedſchaft durch den Tod entzogen hat; und wie ſchon lobenswürdig ſein muß, wer einem ſolchen Verein angehören kann: wieviel mehr muß der ein ſelbſt gelobter ſein, der dort als lobender auftritt! Aber wahrlich es ſchien mir, als ob das Geſchäft lange nicht ſo oft wiederzukehren brauchte als Fontenelle in ſeinem langen akademiſchen Leben es geübt hat, um weder dem lobenden zu großer Freude noch

dem gelobten zu großem Ruhm und Nuzen zu gereichen. Deshalb wollen wir uns auch nicht grämen, daß über manchem von den unſrigen ſchon längſt die geſezlich beſtimmte Zeit verfloſſen iſt, ohne daß dieſe wenngleich noch ſo klar ausgeſprochene Pflicht ihnen wäre geleiſtet worden. Zweierlei Arten vorzüglich kann ich mir denken, wie eines abgeſchiedenen gelehrten Mitgliedes in lobender Rede kann gedacht werden, mehr redneriſch die eine, mehr literariſch die andere. Jene darf ſtreng genommen nicht einheimiſch ſein in einem ſolchen Verein; der lobende ſoll nicht Blumen der Beredſamkeit herabwerfen von einem Orte, welcher ſonſt den Hörern nur ſtrenge Wiſſenſchaft reicht. Und jeder, welchem bevorſteht gelobt und auf ſolche Weiſe noch einmal ins Leben zurükkgerufen zu werden, ſoll ſich auch beſcheiden, daß er nur als geſchichtlicher Stoff kann behandelt und daß, wie wir denn einander immer zurufen müſſen, Amicus socius sed magis amica veritas, nur durch die Strenge der Kritik ihm als Mitglied eines ſolchen Vereins würdige Gerechtigkeit widerfahren kann. Was können auch ſolche Gedächtnißreden anders ſein ſollen, als daß ſie auf der einen Seite zuſammengenommen ein belegtes Verzeichniß der Mitglieder des Vereins bilden, auf der andern Seite, wenn ſie nicht nur in den Archiven des Vereins ruhen ſondern ins öffentliche treten, eine fruchtbare Fundgrube ſind für den künftigen Literator und Bibliographen. Wenn jener Zwekk im Auge behalten wird, ſo wird der lezte ſchon immer von ſelbſt erreicht. Denn nothwendig muß ja der Sprecher des Vereins nachweiſen, auf welchen Grund dieſer einen gelehrten in ſeine Mitte aufgenommen, und was derſelbe ſeit ſeiner Aufnahme geleiſtet habe. Wohlthätig iſt es daher gewiß, wenn die künftige Gedächtnißrede jedem gelehrten Verein, der ſich einer freien Wahl ſeiner Mitglieder erfreut, bei jeder Wahl als ein heilſames Schrekkbild vor Augen ſchwebt. Bleibt es aber nicht dabei, ſondern ſoll die Gedächtnißrede wirklich gehalten werden: ſo kann nur ſelten etwas gründliches oder erfreuliches ſich ergeben, nämlich nur dann, wenn ein gelehrter auf eine beharrliche und aus-

gezeichnete Weiſe ſeine Thätigkeit einem einzelnen Gegenſtande widmet. Denn dann kann mit einer gewiſſen Reinheit und Zuverläſſigkeit überſehen werden, was in der That des Einen Werk iſt in der Wiſſenſchaft. Nur in dieſem Fall aber iſt auch ein wiſſenſchaftliches Leben ein leicht zu begreifendes ganze, das ſich in regelmäßigem Wachsthum zu einer ſchönen Geſtalt entwikkelt, deren Ebenmaaß und Kraft dem Exegeten, der ſie darlegt, und dem Beſchauer, dem ſie dargelegt wird, gleiches Vergnügen gewährt. Wie aber die meiſten wenn auch nicht wie Leibnitz in allen Wiſſenſchaften etwas ſchaffen oder zurechtlegen, doch vielſeitiger wenigſtens als jener aber auch zerſtükkelter in das ganze Gebiet ihrer beſonderen Wiſſenſchaft eingreifen, je nachdem theils eigene freiere Combinationen es mit ſich bringen, theils äußere Anläſſe dazu auffordern: ſo iſt es ſchwer das einzelne wiſſenſchaftliche Leben als ein ganzes hinzuſtellen und es in ſeinem eigenthümlichen Weſen zur Anſchauung zu bringen. Dies aber doch einigermaßen zu leiſten und nicht ein bloßes Verzeichniß einzelner Leiſtungen zu geben ſollte doch das Ziel jeder ſolchen Rede ſein, wenn ſie ſich irgend über den Ton der Chronik erhebt.

Wer nun ſo viel zu loben hat als Fontenelle gethan, der wird aus mehr als einem Grunde ſich dieſe Aufgabe nicht ſtellen können, durch die allein das Geſchäft ein rechtes Intereſſe erhalten kann. Auch iſt ſeine Behandlungsweiſe im allgemeinen ſehr leicht. Er führt gewöhnlich in chronologiſcher Ordnung die Hauptpunkte der wiſſenſchaftlichen Wirkſamkeit auf und würdigt ſie zugleich in ihrer Beziehung auf die Wiſſenſchaft. Dabei aber gemahnt es den aufmerkſamen Leſer nicht ſelten, als wolle er ſich bald an ſeinem Gegenſtande bald an dem Publicum für die verurſachte Mühe rächen, und freue ſich ſo oft er gleichſam unvermerkt und bei Seite dem einen oder dem andern etwas anhängen könne. Das eigenthümliche der Perſon ſucht er nur zu ergreifen am Anfang und am Ende ſeiner Darſtellung. Am Anfang, indem er zeigt, wie eine beſtimmte wiſſenſchaftliche Richtung ſich gebildet hat; am Ende, indem er bald verſucht die

Hauptzüge des ſittlichen Charakters zu zeichnen, welches hie und da mit großer Liebe geſchieht, bald einzelne Anekdoten aus dem amtlichen oder Privatleben, wobei denn am meiſten jener Satyr hervortritt, zu dieſem Behuf zuſammenſtellt. Auf dieſem Wege entſteht freilich nicht leicht eine durch und durch charakteriſtiſche Darſtellung, wie wir deren einige auch in unſerer Literatur beſizen, aber doch kann der Leſer ſich leicht ein ziemlich beſtimmtes Bild ſelbſt geſtalten. Und wenige der von ihm dargeſtellten mögen ſo ſchlecht gefahren ſein als unſer Leibniz, bei dem er von dieſer gewohnten Weiſe abweichen zu müſſen glaubte. Der Mann war ihm für dieſes Verfahren nicht ſowol zu groß als vielmehr zu vielſeitig und zuſammengeſezt. Zu viele Beſtrebungen gehen immer neben einander her, zu oft hätte, wie beim Spizenklöppeln, jeder Faden ſauber müſſen bei Seite gelegt und dann wieder aufgenommen und mit immer anderen verſchränkt werden, als daß nicht Verwirrung wäre zu beſorgen geweſen. Darum ſagt er ſcherzhaft, er müſſe es mit Leibniz entgegengeſezt machen wie die alten mit dem Herakles; ſie nämlich hätten aus vielen Einen gemacht, er aber müſſe aus Einem Leibniz viele machen, und ſo führt er uns denn von der wol vergeſſenen lateiniſchen Poeſie durch die Geſchichte und Politik zur Jurisprudenz, von da zur höheren Phyſik und Mathematik, und endlich zur Metaphyſik und Theologie. Den Gedanken mit der allgemeinen Sprache weiß er unter keine dieſer Rubriken zu bringen, ohnerachtet es eine höchſt intereſſante Combination gäbe dies Problem mit der Monadologie oder der präſtabilirten Harmonie zuſammenzuſtellen. Hiemit nun ſchließt die eigentliche Darſtellung, und ſo bildet ſich der Uebergang zu den kleinen perſönlichen Anekdoten, die nicht ſehr beitragen können den Ruhm des gefeierten zu erhöhen. Wie wäre es möglich, daß aus ſo ruhig neben einander liegenden Fäden ein Tapetenbildniß entſtehen könnte? Nur indem man dieſe ſo ganz verſchiedenen Beſtrebungen in ihrer Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge zu verſtehen und dieſe wiſſenſchaftliche Thätigkeit überall auf die raſtloſe Cor-

reſpondenz und die mannigfaltigen höfiſchen Verbindungen ſo wie dieſe wiederum auf jene zu beziehen verſucht, kann man daran denken den großen Mann in ſeiner außerordentlichen Geſchäftigkeit verſtehen zu wollen; und nur wenn man die Verfahrungsart auf dieſen verſchiedenen Gebieten immer vergleicht, kann man ſeiner eigentlichen wiſſenſchaftlichen Geſinnung auf die Spur kommen. Welche Aufgabe, nur zu verſtehen, in welchem Sinne ſeine politiſch hiſtoriſchen Studien ein ganzes bilden von der Schrift über die polniſche Kronbewerbung bis zu der projectirten Geſchichte von Braunſchweig, welche mit der Periode der Verſteinerungen anfangen ſollte. Oder ſeine mathematiſchen von der unvollendet gebliebenen Wiſſenſchaft des unendlichen bis zu dem wirklich zu Stande gekommenen Rechentiſch. Aber welche zerſtörende Verwirrung in der Lebensbeſchreibung, die uns unmittelbar vom Codex diplomaticus zu ſeinem jugendlichen Verkehr mit den nürnberger Alchimiſten als dem Anfang ſeiner phyſikaliſchen Laufbahn, und wiederum von dem Rechentiſch als dem Ende der mathematiſchen zu den metaphyſiſchen Axiomen vom zureichenden Grunde und vom größten und beſten hinführt.

So geht es mit den Elogen! Je größer der Gegenſtand, deſto weniger können ſie leiſten; und wir wollen uns darüber tröſten. Die wenigen, welche es verdienen als ausgezeichnete Kunſtwerke der menſchlichen Natur ausgeſtellt zu werden, haben noch immer einen gefunden, der von ihrer Erſcheinung begeiſtert eine kunſtgerechte Lebensbeſchreibung, Wahrheit und Dichtung nach unvermeidlichem Geſeze miſchend, zu Stande bringt. Diejenigen, welche es aus irgend einem Grunde erſprießlich halten, daß ihre Arbeiten als die einzigen Punkte, die für ſich einem größeren Kreiſe ſichtbar werden, auch für dieſen durch zuſammenhängende Commentarien über ihr Leben verbunden werden, dieſe mögen am liebſten ſelbſt den Stoff einfältig und treu verarbeiten. Auch ſie werden, und hätten ſie auch den reinſten Zwekk, um lehrreiche Confeſſionen zu ſchreiben doch jenem Geſez ſich irgendwie fügen müſſen; denn jeder dichtet ſich ſelbſt, wenn er ſich aufführt. Wir

übrigen, wenn wir unſere Zeit hindurch an dem ſtillen Werk der Wiſſenſchaft nach Vermögen gearbeitet haben, wollen uns begnügen auf die ſchlichteſte Weiſe in die Regiſter derſelben eingetragen zu werden zum etwanigen Nachſchlagen. Denn anders als ſo kann doch von dem einzelnen nicht lange die Rede ſein, wenn nicht politiſche Bedeutſamkeit oder künſtleriſche Trefflichkeit ihm eine bedeutendere Stelle ſichern.

Was aber unſern gefeierten beſonders betrifft: ſo wollen wir uns daran vornämlich halten, womit Fontenelle ſeine Lobrede ſchließt, es heiße großer Männer Leben verlängern, wenn man ihre Werke würdig fortſeze. Denn wenngleich Leibnitz vieles rühmlich begann, deſſen Vollendung nicht in dieſer beſten Welt konnte zu ſchauen ſein, indem ſchwerlich jezt oder künftig irgend jemand den abgeriſſenen Faden ſo wieder fortſpinnen möchte: ſo liegen doch nicht nur vielem in der wiſſenſchaftlichen Fortſchreitung ſeine Entdekkungen immer noch zum Grunde, ſondern auch vornämlich war ſein großes Geſchäft die Kräfte der einzelnen zu wiſſenſchaftlichen Zwekken zu vereinigen und die Freigebigkeit der Regierungen für dieſe Angelegenheiten auf eine dauernde Weiſe durch wohlbegründete Inſtitutionen in Anſpruch zu nehmen. So hat er auch dieſen unſern Verein veranlaßt. Indem dieſer im Dienſt der Wiſſenſchaften fortbeſteht wird des Stifters Werk fortgeſezt, und jede Unternehmung, welche danach ſtrebt unſere Kenntniß von den Erzeugniſſen der Natur zu erweitern, in ihre Geſeze tiefer einzudringen und das Maaß, ohne welches es keine Erkenntniß giebt, vollkommner zu handhaben, verborgene Denkmäler der Geſchichte hervorzuziehen, ſie mit der Fakkel der Kritik zu beleuchten, und in Ermangelung der allgemeinen Sprache die Gemeinſchaft aller Sprachen zu fördern, jede ſolche iſt in ſeinem Sinne gedacht und eine Verlängerung ſeines reichen und fruchtbaren Lebens.

10.

Am 24. Januar 1825.

Ein Verein wie der unſrige, ruhend auf einer großen Maſſe geiſtiger Production und nur in dem freieſten Verkehr derſelben wahrhaft gedeihend, kann des großen Königes, dem dieſe Stunde gewidmet iſt, wol nicht gedenken ohne ſich auch zu erinnern an die großartige und freiſinnige und alles geiſtige Verkehr ſo ſehr erleichternde Weiſe, in welcher er die Aufſicht des Staates auf die ſchriftſtelleriſche Hervorbringung führen ließ, welche in andern Staaten und zu andern Zeiten oft ſo ſchwer auf dem geiſtigen Leben gelaſtet hat. Ob Friedrich dieſer Maxime wegen politiſch durchaus zu loben ſei, dies iſt eine ſo vielfältig beſprochene Frage, daß es vergeblich wäre in wenigen Worten darüber etwas neues oder entſcheidendes ſagen zu wollen. Daß er aber als Menſch deswegen glükklich zu preiſen ſei, dies iſt wol wenigerem Zweifel unterworfen. Denn welch ein wohlthätigeres und befriedigenderes Bewußtſein für einen Herrſcher, wenn er die ſtrebenden Kräfte frei läßt und ein friſches Leben ihn überall umgiebt, als wenn er ſich genöthiget glaubt ſie zu binden, und alſo weiß, daß ſein Bild ſich überall zu den Beſchränkungen geſellt, welche jeder am drükkendſten empfindet. Nicht grade als ob ein Herrſcher ſich unglükklich fühlen müßte, wenn er beſchränkende Maaßregeln auflegt; aber doch wenn wir die Bedingungen be-

trachten, unter denen hiebei allein eine perſönliche Befriedigung ſtattfinden kann, werden wir uns leicht überzeugen, daß der eigentliche Siz derſelben auf jener Seite liegt.

So wie niemals Strafgeſeze gegeben werden über Verbrechen, welche noch nie vorgekommen ſind und zu denen auch gar keine Neigung vorauszuſezen iſt: ſo auch keine prohibitive Maaßregeln, welche ja immer beſtimmt ſind Verbrechen oder gemeinſchädlichen Handlungen vorzubeugen, wenn keine Neigung zu dieſen Handlungen. Wäre nie etwas laſcives und empöreriſches nie etwas höhnendes und frevelndes geſchrieben, wären nie ähnliche Reden laut geworden, von denen man glauben muß, daß ſie gern einen größeren Wirkungskreis ſuchen würden: ſo hätte auch auf natürlichem und geſundem Wege keine Aufſicht über die Preſſe entſtehen können mit dem Zwekke zu verhüten, daß etwas gegen die Religion den Staat und die guten Sitten geſchrieben würde. Aber geſezt auch es erſchiene dergleichen, wenn die Erziehung überall wohlgeordnet wäre, wenn die Jugend aus der väterlichen Gewalt überginge in die Obhut einer wohlgeordneten und reinen Sitte, welche auch den leiſeſten Hauch der Unreinigkeit nicht ungerügt ließe: ſo würde keine Verbreitung üppiger Schriften und Bilder möglich ſein auch ohne Aufſicht des Staates. Wenn das kirchliche Leben ein wahres Herzensverhältniß wäre, die Lehrer einſichtsvoll und eifrig darauf bedacht jede Verwirrung der Gewiſſen aufzulöſen, und die Gemeinden voll Vertrauen zu den Lehrern: ſo würde wenig zu beſorgen ſein von Schriften gegen die Religion, wie denn auch alle diejenigen, die ein gewiſſes Selbſtgefühl haben, über dieſes Lebensgebiet immer die Meinung äußern, man könne Schriften der Art ruhig gewähren laſſen, die gute Sache könne dabei nie verlieren ſondern immer nur gewinnen. Und wenn das öffentliche Leben recht durchdrungen wäre von eifriger Vaterlandsliebe: ſo würde derjenige übel anlaufen, der etwas ſchriebe gegen den Staat, und die Regierung möchte eher nöthig haben ſchüzende Fürſorge für ihn eintreten zu laſſen. Die Kirche nun iſt eine große Inſtitution; aber

wo einmal ein bürgerlicher Verein blüht, iſt die Erziehung es da weniger, wenn ſie auch nicht großentheils unmittelbar von der Regierung geleitet wird? Gilt nicht daſſelbe auch von der herrſchenden Sitte und von allem, was wir zum öffentlichen Leben rechnen? Denn in allen dieſen Dingen waltet ein gemeinſamer Geiſt, den zwar jeder bilden hilft, aber deſſen Impulſen auch jeder folgt. Alſo prohibitive Maaßregeln ſind immer verdammende Urtheile über die großen Inſtitutionen des gemeinſamen Lebens, entweder daß der ſie beſeelende Geiſt zu ſchwach ſei oder daß er eine verkehrte Richtung genommen habe. Indem alſo der Herrſcher dieſe ſpricht, kann er nur von Schmerz durchdrungen ſein, ſo gewiß als er das Leben des ganzen klar und beſonnen in ſich trägt. Indem er ſie ausführen läßt, übt er nur eine mechaniſche Gewalt aus, die ihm keine Befriedigung gewähren kann; der wahren lebendigen Herrſchergewalt kann er ſich nur bewußt werden, und alſo in ſich ſelbſt glükklich ſein, wenn er kräftigend und berichtigend auf dieſe Inſtitutionen mittelbar oder unmittelbar einwirkt und ſein überlegener Geiſt ſie durchdringt. So Friedrich mit ſeinen oft und vielleicht mit Recht getadelten prohibitiven Maaßregeln auf dem Gebiet des Verkehrs. Sie ſprachen auch die Ueberzeugung aus, daß ein uneingeſchränkter Welthandel und eine überwiegende Neigung zum Verbrauch fremder Erzeugniſſe eine für den damaligen Zuſtand des Staates verkehrte Richtung ſei, wobei ein Gefühl von der Unzulänglichkeit der eigenen Production und des inneren Verkehrs zum Grunde lag. Darum wendete ſich der König nun auch mit ſo vorzüglicher Kraft auf die Belebung dieſer Functionen. Sei es nun auch nicht immer die beſte Art geweſen, wie er ſuchte die Bevölkerung zu vermehren, den Boden überall urbar zu machen und die weitere Verarbeitung aller erſten Erzeugniſſe innerhalb Landes ſo weit zu treiben als möglich, unentbehrlich gewordene fremde Erzeugniſſe aber nur im möglichſt rohen Zuſtande einzuführen: ſo bildete doch das ſo ſehr belebende Streben ſelbſt und deſſen vielfältiges wenigſtens augenblikkliches Gelingen einen weſentlichen

Theil ſeiner königlichen Zufriedenheit; und nur dieſes konnte das drükkende Gefühl übertragen, welches ihm ſonſt aus ſeinen prohibitiven Geſezen müßte entſtanden ſein.

Und eben dieſes, daß er fühlte wie ſehr er in den weſentlichſten Beziehungen die Seele ſeines Volkes ſei, ſezte ihn in Stand es ſo leicht zu nehmen mit allem, was über den Staat und deſſen Einrichtungen ſo wie über ihn ſelbſt geſagt und geſchrieben ward. Er wußte, daß auch der beißendſte Spott des einzelnen in der Maſſe nur als eine Würze ihrer liebevollen Verehrung wirken würde, etwa wie eine leiſe Ironie über Kleinigkeiten die zärtliche Liebe für einen angebeteten Gegenſtand nur recht hervorlokkt und erhöht. Eben ſo hing nun auch allgemein die Leichtigkeit ſeiner Handhabung der Cenſur zuſammen mit dem guten Vertrauen in den reinen und tüchtigen Sinn ſeines Volkes, in deſſen nicht leicht zu erſchütternde natürliche Geſundheit des Geiſtes, und mit dem Bewußtſein ſeiner eignen unermüdeten Beſtrebungen auf allen Stufen das Syſtem des Unterrichts zu verbeſſern und das geiſtige Auge zu ſchärfen.

Und gewiß ruhte ein Theil dieſes Vertrauens auch auf unſerm von ihm gegründeten Verein. Auf die Höhe der ſtreng wiſſenſchaftlichen Behandlung aller Gegenſtände unſeres Bereiches geſtellt nehmen wir zwar keinen Theil an den Bewegungen auf der breiten Ebene des unwiſſenſchaftlichen Raiſonnements. Aber wenn wir nur eine Warte ſind, an welcher jene Bewegungen ſich orientiren und ihr richtiges Maaß finden können, wenn nur von hieraus immer Grundſäze ausgeſprochen werden, welche allen Täuſchungen ihr Spiel verderben, und ein wiſſenſchaftliches Leben dargeſtellt wird, in welchem die Forſchung nirgends durch Eigenſinn oder irgend eine Parteilichkeit verunreinigt iſt: ſo wird die Idee des Stifters erfüllt werden, und wir werden weſentlich beitragen, daß das Volk ſich immer mehr der Freiheit des geiſtigen Verkehrs würdig und zu derſelben reif zeige.

11.

Am 24. Januar 1826.

Die Sitte, welche unter uns eingeführt iſt, Friedrichs als des Erneuerers unſers Vereins jährlich am Tage ſeiner Geburt öffentlich zu gedenken, würde eine unangemeſſene Feier ſein, wenn er ſelbſt an dieſer Erneuerung nicht mehr Antheil genommen hätte als die meiſten Fürſten an den Verordnungen nehmen, die ihnen im Rathe der Staatsdiener vorbereitet zur Unterſchrift vorgelegt werden. Aber bei allem Werthe, den Friedrich auf dieſe Angelegenheit legte, würde doch eine ſolche Feier eine läſtige Verpflichtung ſein, wenn abgerechnet dieſe Liebhaberei für die Wiſſenſchaften der König ein dürftiger Gegenſtand wäre für die Betrachtung und für die Darſtellung. Allein wenn ſchon lange keiner mehr unter uns ſein wird, der noch ihn und ſein Zeitalter geſehen hat: ſo wird doch den Rednern dieſes Tages der Stoff nicht mangeln, ohne daß ſie ſich weder in ſolche Einzelheiten verlieren dürften, die ihrer Natur nach immer kleinlich ſind, noch auch einer gerathen fände auf die Rede eines früheren zurükkzukommen.

Wenn aber dieſes allerdings großen Männern zukommt unerſchöpflich zu ſein, ſo daß alles uns ergreift und in uns anklingt, was von ihnen geſagt wird, aber nach allem wir immer noch einen Ton in uns finden, der noch nicht angeſchlagen wor-

den iſt: ſo gilt daſſelbige auch von dem, was im allgemeinen über den Begriff und das eigenthümliche Weſen des großen Mannes mag geſagt werden. Jede nicht ganz ungeſchikkte Hand von einem Auge geleitet, das nur irgend geübt iſt auf das wahre zu ſehen und in die Tiefe zu dringen, wird etwas treffendes und richtiges zeichnen; aber wie vieles auch ſchon mag aufgedekkt und ans Licht gezogen ſein von den Vorzügen, welche eine Stelle erwerben unter den Lichtern und Heroen des Geſchlechtes: immer noch wird der Eindrukk, den jeder ſolcher auf uns macht, nicht ganz wiedergegeben ſein und zum klaren Verſtändniß erhoben. Jedes Kunſtwerk höherer Gattung und ſo auch der Begriff eines ſolchen ſchließt eine Unendlichkeit in ſich, aber auch durch dieſes Merkmal wird es nicht begriffen. So auch, wovon hier die Rede iſt, das größte Kunſtwerk der geiſtigen Natur. Auch das alſo, was hier auf Veranlaſſung des heutigen Tages über dieſen Gegenſtand angedeutet werden ſoll, unterliegt demſelben Geſchikk, und kann nur höchſtens ein weniges hinzufügen wollen zu dem vielen, was ſchon ſonſt und auch hier anderes und beſſeres von beſſeren iſt geſagt worden.

Wenn wir an den Helden dieſes Tages zurükkdenken: ſo entgeht uns auch an ihm nicht das Loos wol aller, welche wir durch die Benennung großer Männer auszeichnen, daß er nämlich lebend wie er auf der einen Seite ſehr zahlreiche und eifrige Verehrer und Bewunderer gehabt hat, ſo auch auf der andern Seite nicht minder iſt gehaßt und angefeindet worden, nach ſeinem Tode aber ſeine ganze Geſtalt mehr in den Hintergrund zurükkgetreten iſt und die verehrungsvolle Bewunderung von ihrem Glanze nicht wenig ſcheint verloren zu haben. Solche Ungleichheit des Urtheils möchten wir gern überall beſonders aber in Beziehung auf diejenigen aufheben, welche am meiſten die Gegenſtände der Liebe und der Bewunderung ſind. Der Gegenſaz zwar unter den mitlebenden wiſſen wir iſt unvermeidlich verbunden mit jener Schwäche, von der faſt nur große Männer ſelbſt eine Ausnahme machen, die meiſten aber unterliegen dem,

daß ihr Urtheil ſich ſelten zur reinen Objectivität läutert ſondern mitbeſtimmt wird dadurch, ob ihre perſönlichen Intereſſen verlezt erſcheinen oder gepflegt, und dieſe Schwäche allmählig zu vertreiben vermag nur der ſteigende Einfluß wahrer Philoſophie, welche, indem ſie zu jedem gegebenen, und als ſolches nothwendigen, ſein Gegenſtükk aufſucht, auch am ſicherſten alle Einſeitigkeiten unter einander verbrüdert. Aber jene andere Ungleichheit zwiſchen den mitlebenden und den Nachkommen giebt uns nur zu leicht den allerdings unerfreulichen Eindrukk, daß für bei weitem die meiſten Menſchen die Beziehungen, welche ſie machen, eingeſchloſſen ſind in den Kreis der lebendigen Ueberlieferung. Was in der Kindheit einer Generation noch unmittelbar da war, was in den Erzählungen der Eltern die kindliche Fantaſie aufregte, das iſt eben dadurch für das Leben befeſtigt; alles andere aber, was ſchon weiter zurükkliegt, zieht ſich in den engen Kreis der kundigen zurükk, welchen durch die ſchriftliche Ueberlieferung alle Zeitalter gleich nahe treten.

Aber werden hier alle Eindrükke ſo aufbewahrt und für alle künftigen Zeiten erhalten, wie ſie einſt in dem lebendigen Bewußtſein der mitlebenden waren? Oder ſind nicht vielmehr faſt nur die großen Männer des klaſſiſchen Alterthums als einzig bevorrechtet glükklich zu preiſen, welche in den Zeiten, wo ſich das geiſtige Auge zuerſt zu öffnen anfängt, der aufknospenden Fantaſie dargeſtellt werden, alle anderen aber wenn auch ehedem noch ſo groß geachtet treten allmählig zurükk, je nachdem die geſchichtlichen Maſſen ſich häufen, wie auf dem ruhigen Waſſerſpiegel, wenn nach einem glükklichen Wurf gewaltige Kreiſe ſich bilden, die Spuren früherer Bewegungen bald gänzlich verſchwinden, ſo daß faſt nur am Anfang der größten und durchgreifendſten geſchichtlichen Entwikklungen Geſtalten ſtehen bleiben, welchen das Gepräge der Größe für alle Zeitalter unverlöſchlich aufgedrükkt iſt. Daß aber nur nicht, wenn dem ſo iſt, wie es ſcheint, der Begriff des großen Mannes ganz zu zerfließen droht. Wenn die Nähe mit parteiiſcher Vorliebe färbt und indem ſie glänzend er-

heben will oft durch ein fremdes Licht entſtellt: ſo dürfen wir nicht wagen alles groß zu nennen, was dafür geprieſen wird in den nächſten Geſchlechtern. Wenn die Entfernung verſchleiert und ausbleicht: ſo werden wir auf der einen Seite dem ohnerachtet nicht ſagen dürfen, alles ſei groß, was uns auch nach einer Reihe von Jahrhunderten noch ſo erſcheint im Zauber der Darſtellung, eben weil die Darſtellung auch ſchmeichleriſch zaubert und uns wieder wie das Urtheil der Mitwelt in einen Kampf von Parteien reißt, auf der andern Seite aber doch vielleicht vieles zu bedauern haben, was nur die Entfernung unſerer erhebenden Bewunderung entzieht, und manches, was mit Recht als groß empfunden wurde, da es war, werden wir nicht mehr anerkennen, nur weil es uns an Mitteln fehlt die Geſtalt zu ſondern aus den farbloſen und namenloſen Schatten der Maſſe. Wenn aber dem Minos die Seelen nakkt dargeſtellt werden ohne alle Bekleidung der äußern Verhältniſſe und Umſtände, damit er ſie gebiete an den Weg der gerechten oder der ungerechten, können ſie dem zeitloſen gar nicht dargeſtellt werden ohne jenem veränderlichen Licht unterworfen zu ſein, damit er groß und klein ſcheide und die wenigen hingeleite zur Tiſchgenoſſenſchaft der Götter? Worauf ſieht er und wonach ſpricht er dieſen Spruch?

Wenn die Seele entkleidet ſein muß, damit der Richter nichts anderes ſehe als die Art und Weiſe des Handelns, um gut und böſe zu ſcheiden: ſo wird hingegen ſeinem geweiheten Auge vieles ſichtbar werden müſſen, wenn er entſcheiden ſoll über groß und klein, was ſonſt unſichtbar und verborgen bleibt. In dem geiſtigen Gebiet giebt es keine Größe, als Kraft, und es giebt keine Kraft, welcher die Wirkung fehlt, vielmehr Kraft und Wirkung ſind einander immer gleich. Die ganze Atmoſphäre der Seele muß dem Auge des Richters erſcheinen, auf daß er ſehe, wie weit ihr belebender Hauch ſich erſtrekkt hat und wie viele ſich an ihr genährt haben und erfriſcht.

Hört eine geiſtige Erſcheinung auf den Eindrukk der Größe zu machen, ſobald ſie anfängt ſich im Gewühl der Maſſe zu ver-

lieren: ſo iſt gewiß diejenige nie groß geweſen, welche nie im Stande geweſen iſt ſich dieſem Gewühl zu entreißen und den Beſchauer zu einer ausſchließlich ihr geweihten Betrachtung zu zwingen. Gerecht kann eine ſolche Seele geweſen ſein und ſo weit ohne Tadel; ſie kann in dem reinen Ebenmaaß ihrer Beſtrebungen alle Elemente des ſchönen in ſich vereinigen und dem Auge des Wohlwollens auch ſo erſcheinen, jenem unerbittlichen aber iſt ſie doch das kleine. Wo aber finden wir das entgegengeſezte? und laſſen ſich überhaupt hier feſte Punkte aufſtellen? Man iſt geneigt genug dieſe Frage zu verneinen, und die Erfahrung drängt uns alle mächtig nach dieſer Seite hin; das Bedürfniß aber und alſo auch die Forderung der Vernunft ſpricht ſich aus in dem Worte eines alten weiſen, daß ja unmöglich groß und klein nur könne ein fließendes, ſondern daß auch hier wie überall in den Begriffen müſſe etwas feſtes ſein. Ja es ſcheint ſogar, als ob nach dieſer Regel auch unſere Aufgabe zu behandeln nicht könne allzu ſchwierig ſein, da wir ja ſchon in dem veränderlichen und fließenden ſelbſt doch haben ein feſtes Element ergreifen können. Denn wenn wir ſagen, der einzelne verliert ſich unter der Maſſe, und ihn deswegen zum Kleinſein verdammen, nun ſo finden wir eben dadurch das Nichtverlieren, und dies führt auf eine Mannigfaltigkeit freilich von Verhältniſſen zwiſchen dem einzelnen und der Maſſe, auf eine ſolche aber, der eine beſtimmte Zahl zum Grunde liegt. Eingeſtanden wird wol von allen werden, daß auf dem geiſtigen Gebiete der Ausdrukk Maſſe nur in einem beſtimmten und untergeordneten Sinne gebraucht wird. Wo wir eine Menge auf einander wirkendes durch einander wogendes einzelnes Leben ſehen, in welcher aber weder eine wahrhaft organiſche Geſtaltung hervortritt noch auch das einzelne ſich als ſelbſtändiges ſondert, das nennen wir Maſſe. Je mehr der einzelne hier nur ein Ort iſt, wo die verſchiedenen in der Geſammtheit waltenden Bewegungen ſich begegnen ſich kreuzen und brechen oder verdrängen, je nachdem die Weiſe iſt, wie, und die Stärke, mit welcher ſie zuſammenſtoßen, ohne daß in dem einzelnen ſelbſt

ein den Erfolg regelndes Princip erſcheint, um deſto mehr erſcheint er nur als ein Element der Maſſe. Denken wir uns nun das äußerſte, fehlt die Eigenthümlichkeit ganz, und dieſer innere Regulator, der der ganze Eine Factor des Lebens ſein ſoll, iſt Null: ſo iſt nothwendig auch die ganze Erſcheinung als Zahl zwar zählend aber als eigenes geiſtiges Leben betrachtet das unendlich oder abſolut kleine, und von dieſer gilt auch nicht, daß ſie tugendhaft ſein kann oder ſchön, denn wenn zufällig ohne Tadel ſo iſt ſie auch nothwendig ohne Lob, und ſpielten in dem geſtaltloſen unſtäten Flimmern auch lauter anmuthige Farben: ſo wäre doch keine Schönheit darin. Wo aber das eigenthümliche, der Charakter, nicht fehlt, und alle Einwirkungen ſelbſtgemäß beſtimmt, ſo daß man unterſcheiden kann und als weſentlich zuſammengehörig faſſen was Moment eines ſolchen Lebens iſt: da iſt in den mannigfaltigſten Abſtufungen, die wir aber alle als Eines zuſammenfaſſen, das Verhältniß der Gegenſeitigkeit zwiſchen dem einzelnen und der Geſammtheit, einer Gegenſeitigkeit des Gebens und Empfangens des Beſtimmens und Beſtimmtwerdens, in freier Bewegung erſcheinend aber doch nach ewigen Geſezen geordnet, nicht mehr das kleine und gemeine aber auch nicht das große ſondern das gewöhnliche. Der allgemeine Ort, wo das beſſere und das ſchlechtere neben einander wachſen, wo alle Tugenden und Trefflichkeiten gedeihen alle Talente blühen und Früchte tragen, ja wo auch das Genie glänzt — wenn ein Gewinn iſt bei dem Gebrauch ſolcher durch die Umprägung zweideutig gewordener Münzen, deren oft wechſelnden Curs niemand genau kennt — kurz alles gute und ſchöne iſt hier zu finden, aber das große nicht. Sondern der große Mann zeigt ſich uns erſt dieſem allen gegenüber nicht etwa als der ſchönſte und kräftigſte aus der Maſſe oder als der begünſtigtſte, zu deſſen Förderung und Wachsthum alle Bewegungen, die dort vorgehen, oft auf das wunderbarſte gelenkt werden, ſondern der iſt es, der nichts von ihr empfängt und ihr alles giebt. Freilich iſt auch er nicht ohne die Gemeinſchaft, und wie möchte einer ein großer

Mann ſein ohne die ihn umgebende Welt in ſich aufgenommen zu haben. Aber doch als das vollkommne Gegentheil müſſen wir ihn ſtellen von dem, was wir als das ſchlechthin kleine geſezt haben in menſchlichen Dingen. Das Empfangen und Inſich-aufnehmen, unentbehrlich in dem Rhythmus jedes Lebens, iſt in dem ſeinigen immer nur daß ich ſo ſage der ſchlechte Zeittheil, nur nothwendig um den guten zu heben, vorangehend damit dieſer ſei, ja ſelbſt von dieſem ſo beherrſcht, daß der in jenen mit hineinklingt, ſo daß was er im buchſtäblichen Sinne empfängt immer nur ein nichtſeiendes iſt, ein Chaos, das ſich in ihm erſt für ihn bildet und geſtaltet kraft jenes inneren Regulators, der in ihm nicht Null iſt ſondern alles. Das wahre aber und weſentliche, wodurch er iſt was er iſt, das ſind die eigenthümlichen Ausſtrömungen ſeines Weſens, die Idole des Epikuros, die ſich jeden Augenblikk von ihm losreißen in alles eindringen und alles in Bewegung ſezen. Der große Mann iſt nur der, welcher die Maſſe beſeelt und begeiſtert, ganz herausgetreten aus dem Verhältniß der Gegenſeitigkeit, er auf keine Weiſe ihr Werk, ſie aber auf ſeine Weiſe das ſeinige. Wer aber meinen wollte unter dem Begeiſtern ſei etwa zu verſtehen, daß die Maſſe dadurch daß ſie des großen Mannes Thaten und Weſen anſchaut mit etwas größerem als gewöhnlich erfüllt und ſo über ſich ſelbſt erhoben werde, der bliebe bei etwas geringem ſtehen was auch ſchon jedes ſchöne Talent leiſtet; nur auf die Empfänglichkeit wirken iſt zu wenig für den großen Mann. Denn Nachahmungen hervorbringen, durch Werke und Thaten ein lange fortwirkendes Urbild werden, durch ſich ſelbſt in irgend einem Zweige menſchlichen Thuns neue Bahnen brechen, zu einer unerreichten Höhe ſich erheben und dort aufgeſtellt ſein als ein immer angeſtrebtes aber nie getroffenes Ziel — dies mag vielleicht mit zu dem gehören, was wir Genie zu nennen pflegen; aber ſo einſeitig iſt nicht das Weſen und Wirken des großen Mannes; und auf die lezte Art diejenigen beſeelen, welche gleiches oder ähnliches hervorbringen, auf die erſte Art aber die, welche es genießen

wollen, beweiſet eben die Verwandtſchaft mit beiden und das Leben mit ihnen an demſelben gemeinſamen Ort. Der große Mann iſt geſonderter von dem allen, nicht ſelbſt in dieſes mannigfaltige Leben verflochten, aber der Urheber deſſelben. Oft iſt es ein ſolcher geweſen, der, wie ein göttlicher Hauch einer noch urſprünglich ſtarren bewegungsloſen Maſſe mitgetheilt, das mannigfaltige Leben in ihr erregt, wie ein himmliſcher Funken hineingeworfen, alle dieſe ſchönen Lichter in ihr entzündet hat, öfter noch war es ein ſolcher, der eine durch widriges Geſchikk gedrükkte und in ſich zuſammengeſunkene Maſſe wieder erwekkt hat zu einer neuen und ſchöneren Periode ihres Daſeins. Kurz der große Mann iſt nur der, durch welchen in irgend einer Beziehung die Maſſe aufhört Maſſe zu ſein, durch welchen ſie erregt wird, daß ſie ſich ſondere, daß Selbſtgefühl an die Stelle eines träumeriſchen Schlummerlebens trete, nur der iſt es, durch den ſie ſo erregt kraft des ihm einwohnenden Geſezes ſich zum organiſchen Geſammtleben entweder zuerſt geſtaltet oder auch ſich nach einer Zeit des Verfalls und der Zerſtörung neu entwikkelt.

So wäre es alſo. Wo eine neue geſchichtliche Entwikklung, wo ein neues oder erneutes gemeinſames Leben von Einem ausgeht, da und nur da iſt ein großer Mann. Bisweilen erſcheint er die freieſte Gabe des Himmels ungeahndet und unbegehrt, öfter nach den heftigſten Bewegungen und langem Seufzen der hülfloſen Kreatur. Wenn wir aber ſehen, daß an der Grenze zweier Zeitalter des alten überdrüſſig und nach neuem ringend die geiſtige Kraft ſich abmüht in Erſcheinungen, die keinen Beſtand gewinnen, ein vergängliches das andere drängend, wie in den Zeiträumen der noch unreifen Schöpfung, ehe fortbeſtehende Gattungen ſich bilden konnten: da kennen wir die Löſung. Die Maſſe iſt nicht gewekkt genug um ihr neues Leben als ein gemeinſames Werk hervorzurufen; alles harrt eines ſchöpferiſchen Weſens, aber der große Mann will nicht erſcheinen.

Vor dieſem ſegensreichen Bilde seltener göttlicher Werkzeuge ſtehen wir als nicht vor unſeres gleichen. Es ſind die Heroen

der Gattung, es iſt jenes dämoniſche Geſchlecht königlich und herrſchend ſeiner Natur nach, das aber nur in einzelnen weit von einander entfernten Erſcheinungen aus geheimnißvollen Zeugungen der Natur hervorgehend ſich offenbart. Aber es iſt unſer Stolz, daß unſere Sprache uns übermenſchliche Ausdrükke weigert. Ein großer Mann, größeres können wir nicht ſagen; ein großer Geiſt, ein Held, das iſt weniger; jeder beſondere Name gehört auch nur einzelnen Beziehungen, alle Häufungen können nur Verringerungen ſein. Etwas aber giebt uns die genauere Betrachtung der hehren Geſtalt an die Hand, was uns derſelben wieder näher bringt. Soll freilich Einer gedacht werden, in welchem die Kraft liegt in dem ganzen menſchlichen Geſchlecht aller Zonen und aller Zeiten ein neues Leben zu wekken, und das ganze in Einer alles umfaſſenden Organiſation zu befreunden, der müßte alles menſchliche Maaß überſchreiten und er wäre zugleich der, welcher alle menſchliche Größe vernichtet. Dieſes Geheimniß aber, das in dem ſich immer wieder erneuernden und immer wieder reinigenden Glauben von Millionen lebt, können wir hier nur erwähnen um es auszulaſſen aus unſerer Betrachtung. Alle großen Männer aber innerhalb des rein menſchlichen Gebietes, wenn ſie eine Maſſe beleben ſollen und organiſiren: ſo können ſie auch nur einer beſtimmten Maſſe angehören, innerhalb deren ihre eigenthümliche Wirkung beſchloſſen iſt; denn ſehr verſchieden zwar iſt das Maaß organiſcher Bildungen, aber gemeſſen und begrenzt ſind alle. Und hier findet der zweite Theil des ſchon angeführten alten Wortes ſeine Bewährung und ſeine Anwendung. Nämlich an demſelben Orte, wo Platon behauptet, auch das große könne nicht bloß relativ verſtanden werden, ſondern etwas feſtes müſſe in dem Begriffe geſezt ſein, eben da ſtellt er auch eine Formel dafür auf; groß, ſagt er, ſei was den ganzen Umfang erfüllt, innerhalb deſſen es in ſeiner Art noch Eines ſein könne. In dieſen Grenzen iſt auch der große Mann nothwendig beſchloſſen; die Maſſe, auf die er wirkt, muß ein zuſammengehöriges und in ſich abgeſchloſſenes entweder ſchon geweſen

ſein oder nun durch ihn werden, damit Einheit ſein könne in dem Leben, das er in ihr erwekkt. Das Talent das Genie erfreuen ſich einer äußerlichen Unendlichkeit ihrer Wirkungen. Das Bildwerk von ſeiner Heimath aus fernen Regionen zugetragen wird auch dort zur glükklichen Stunde den Sinn entwikkeln, den Geſchmakk erwekken, und ſeine Wirkung iſt dann dieſelbe. Die Dichtung, nachdem ſie eine verwandte Kunſt erzeugt, läßt ſich in fremde Sprachen übertragen, und die Wirkung im weſentlichen iſt dieſelbe. Der große Mann iſt mit ſeiner eigenthümlichen Wirkung auf das ihm von der Natur angewieſene Gebiet beſchränkt, er hat eine beſtimmte Heimath, ſei ſie nun räumlich begrenzt oder durch einen geiſtigen Typus, welcher wo er ſich auch finde dieſer Gewalt unterliegt, außerhalb deſſen ſie aber ohne Wirkung bleibt.

Doch nun iſt es Zeit einer Frage zu horchen, die gewiß ſchon lange hat hervorbrechen wollen, ob nämlich nicht dieſe Rede den Ausdrukk, welchen ſie erläutern will, ganz gegen den Gebrauch unſerer Sprache und gegen das allgemeine Gefühl auf eine viel zu enge Weiſe beſchränkt. Denn worauf deutet das zulezt geſagte, als daß es große Männer nur giebt im Staat und in der Kirche. Die räumlich begrenzte Heimath, in welcher der große Mann wirkt, iſt die Volksthümlichkeit, und das organiſche Leben derſelben iſt das bürgerliche. Der geiſtige Typus, den wo er ſich auch finde der große Mann ſich aneignet, iſt die religiöſe Sinnesart, und dieſe wird zu einem organiſchen Geſammtleben wo es eine Kirche giebt, ſo daß auch das früher geſagte dazu ſtimmt, denn es giebt keine anderen Organiſationen aus der Maſſe als dieſe. Alſo die Gründer und Wiederherſteller der Staaten, wo hiebei einzelne auf eine ausſchließende Weiſe geherrſcht haben und gewaltet, die Stifter und die Reiniger der Religionen, das ſind die großen Männer. Zwei Arten derſelben giebt es, ſeitdem Staat und Kirche mehr zur Beſonnenheit gelangt ſich von einander geſchieden haben, und die leztere kein Reich ſein will von dieſer Welt; nur einartig zeigte ſich der Begriff, ſo

lange noch beide theokratiſch unter einander verworren waren. Die Kunſt aber und die Wiſſenſchaft mögen ſich mit dem Talent begnügen oder dem Genie; wie herrlich ſich auch ihre Kraft in einzelnen Günſtlingen der Natur offenbart, das Gepräge der Größe vermag ſie ihnen doch nicht aufzudrükken. Ich läugne es nicht, ſo ſcheint ſich mir die Sache zu ſtellen. Aber ſollte das wirklich gegen den Gebrauch der Sprache ſein und gegen unſer geheimſtes Gefühl? Unſer Friedrich war Tonkünſtler und Dichter; aber wenn er beides geweſen wäre in der höchſten Meiſterſchaft, würden wir ohne Bedenken ſagen, auch das wären Elemente ſeiner Größe, oder nicht vielmehr er wäre das geweſen noch neben dem großen Mann? Ich hätte mich zu dem lezten entſchloſſen, ja auch nur zu demſelben, wenn ſein Philoſophiren ſich zu dem wohlgeordnetſten und tiefſinnigſten Syſtem hätte geſtalten können. Der große Mann iſt nicht was er iſt durch einzelne Werke und für einzelne Klaſſen; ja auch eine Schule zu ſtiften in der Kunſt oder der Wiſſenſchaft iſt etwas weit unter ſeiner Aufgabe. Nicht eine Schule ſtiftet er ſondern ein Zeitalter. Wenn man Recht hat in demſelben Sinne von einem Zeitalter des Perikles oder des franzöſiſchen Ludwig zu reden — ohne es zu bejahen ſeien dies nur erdichtete Beiſpiele — ſo waren dies auch Zeitalter der Kunſt und der Wiſſenſchaft, aber ohne daß der Schüler des Anaxagoras ſelbſt wäre ein Philoſoph geweſen oder der viel beſungene Ludwig ſelbſt ein Dichter. Ein Zeitalter Friedrichs hat es gewiß gegeben. Der Umfang, in welchem ſein Geiſt belebend und organiſirend wirkte, war nicht etwa ſein Staat wie er ihn fand oder wie er ihn ließ — denn das iſt einmal das deutſche Geſchikk, daß die politiſchen Abtheilungen wechſelnd ſind und zufällig — ſondern dasjenige Deutſchland, welches wir ohne es geographiſch zu nehmen oder gar einen immer mehr verſchwindenden Parteigeiſt wekken zu wollen das nördliche nennen. Mittelbar unmittelbar hat er hier alles belebt und geſtaltet, ja ſelbſt die Sprache, die ſich hier in ſeinem Zeitalter bildete, und die Kunſt und Wiſſenſchaft in dieſer Sprache, wiewol von ihm ſelbſt nicht

geübt und wenig beachtet, gehört doch mit zu dem Werke ſeines Geiſtes.

So iſt ſein Gedächtniß ein Theil unſerer Selbſterkenntniß, ſeine geheim fortwirkende Kraft durchſtrömt noch alle unſere Beſtrebungen. Das größte Maaß aber des großen Mannes, das Maaß, worin ſich jenes übermenſchliche ſpiegelt ...... *)

*) Hier bricht das Manuſcript ab. I.

12.

Am 3. Auguſt 1826.

Dieſen Tag, der uns feſtlich verſammelt, verlebt der König in gänzlicher Abgeſchiedenheit von dem freudigen Getümmel der Hauptſtadt und den Verehrungen der Unterthanen. Ein anmuthiges Eiland in unſerm märkiſchen Strom, welches unter dem Schatten ehrwürdiger der Vorzeit angehöriger Eichen die mannigfaltigſte und üppigſte Fülle jugendlicher Roſen ſchüzend erzieht, welches überall in ſeiner Anlage und Einrichtung einen Beſizer verräth, der das verlaſſene aufnimmt, das fremde die verlorene Heimath vergeſſen macht und den Reichthum aller Künſte und Erfindungen auch in einem beſchränkten Raum und zu untergeordneten Zwekken edel zu gebrauchen weiß, welches überall den zartſinnigen und kundigen Grundherrn, den König aber nur dadurch verräth, daß es keine andere Ueberfahrt giebt in dieſen überall offenen Hain als die er ſelbſt gaſtlich gewährt — dieſes Eiland nimmt ihn heute auf, und ſind die Glieder ſeines hohen Hauſes, ſind wenige nur von den treuen Dienern, die zu ſeiner Perſon in dem nächſten Verhältniß des Vertrauens ſtehen, übergeſchifft: ſo iſt es für dieſen Tag allen übrigen unzugänglich. Keine glänzende Waffenſchau, keine Freudenſchüſſe des Heeres, kein feierlicher Empfang der hohen Staatsdiener und des Hofes laſſen ein Feſt erkennen, keine Belohnungen werden geſpendet,

keine Beförderungen werden bekannt gemacht, keine Gnadenbezeugungen ausgetheilt.

Was ſpricht ſich hiedurch beſtimmter aus als dieſes, daß der König dieſen Tag nicht will als ein bürgerliches Feſt behandelt wiſſen. Das iſt eine Anſicht würdig eines großen Herrſchers, der wenn er ſich als den Mittelpunkt vieler Millionen Menſchen betrachtet, nur in eine weite Vergangenheit zurükk und nur in eine weite Zukunft hinaus ſehen kann. Ein Geſchlecht vergeht, die herrſchenden nicht minder als die gehorchenden; der Staat bleibt unverändert derſelbe. Dieſes Verſchwinden ſelbſt, was jährlich ja täglich ſo viele einzelne zum tiefſten Schmerz bewegt, es wird im ganzen nur bemerklich durch ſeine beſtändige Ordnung, nach der alle Einrichtungen gemeſſen und berechnet ſind. Verwikkelungen und Zufälle, welche zerſtörend in das Leben von tauſenden eingriffen, ſind in dem langgemeſſenen Leben des Staates nur leicht vorübergehende kaum merkliche Wellen. Sein Gang iſt dem Staate beſtimmt durch Geiſt und Charakter des Volkes, durch die großen äußeren Verhältniſſe; und wenn zu gewiſſen Zeiten Aenderungen eintreten in den Maximen der Verwaltung, wie wünſchenswerth ja wie weſentlich muß es nicht ſein für die innere Ruhe eines Fürſten zu wiſſen, ſie ſeien von jenen großen Beziehungen ausgegangen und haften nicht an ſeiner einzelnen Perſönlichkeit. Dieſer große Maaßſtab für die Lebensthätigkeiten des Gemeinweſens, dieſes unverkennbare Uebergewicht einer inneren Nothwendigkeit, dieſe heilſame Stabilität der Maximen — wie iſt es anders möglich, als daß je mehr der Herrſcher genöthiget iſt hierauf zu verweilen wenn er ſich ſelbſt im Mittelpunkt des Staates als das Herz dieſes großen ganzen betrachtet, um deſto mehr ihm ſeine eigene Perſönlichkeit verſchwindet. Darum hat ſich der Wille des Königes ſchon ſeit langer Zeit dahin ausgeſprochen, das politiſche Feſt, das uns jährlich wiederkehrt, ſei der Jahrestag der Monarchie. An dieſem will er vor den Altären der Religion alle Gefühle der Vaterlandsliebe beleben, an dieſem zeigt er ſich an der Spize der Regierung, theilt einigen ermun-

ternde Zeichen des Beifalls aus, und läßt Mißfallen ahnden indem er andere übergeht.

Der Jahrestag der Geburt aber iſt für jeden, dem er nicht unbemerkt vorübergeht, grade die Vertiefung in die einzelne Perſönlichkeit, die keine andere Erweiterung und keine beſtimmte Umgrenzung hat als die Häuslichkeit. Darum achten wir es mit Recht für eine gute Sitte und ein günſtiges Zeichen dafür, daß der Sinn für das urſprünglichſte im Leben noch nicht verloren gegangen iſt, wenn zumal Hausväter und Hausmütter es den ihrigen vergönnen den Tag ihrer Geburt als ein ſolches ganz in den Grenzen des häuslichen Kreiſes eingeſchloſſenes Feſt zu begehen. Wenn ſich da die herzliche Freude an dem heiteren Verlauf eines leitenden und verſorgenden Lebens ausſpricht; wenn das ernſte Bewußtſein der Vergänglichkeit des irdiſchen, das ſich ſo gern an ſolche Abſchnitte heftet, durch das fröhliche Spiel mit der Gegenwart beſiegt wird, wozu ein friſcher jugendlicher Sinn grade jeden Ruhepunkt am liebſten benuzt, wenn alle natürlichen Verhältniſſe ſich in dem Glanz vergeſſender und ermuthigender Liebe verklären: welche Mühen des Lebens werden da nicht weggeworfen, und für welche Laſten deſſelben nicht neue Kräfte geſammelt! Wenn nun ein Herrſcher jenen Spruch des weiſen begriffen hat, daß wer herrſcht nichts an ſich ſchönes und erfreuliches vollbringt ſondern ſich nur mit nothwendigem abmüht für andere, und er iſt zugleich glükklicherweiſe als Hausvater in die Mitte vieles ſchönen und erfreulichen geſtellt: wie kann er anders den ſeinigen erwerben, daß ſie ſich auch jener guten Sitte erfreuen, als daß indem er ſich mit ihnen abſchließt und ſich ſeiner perſönlichen Verhältniſſe erfreut er die des Herrſchers mit allen andern Aeußerlichkeiten des Lebens für den Augenblikk wegwirft, um ſich für die Laſten ſeines Berufes aufs neue zu ſtärken.

Welche reinere Freude kann es geben für ein Volk, eine Freude, welche durch keine Feſtlichkeiten die ihm bereitet würden erſezt werden könnte, welche reichere Quelle perſönlicher Zuneigung der Unterthanen zu dem Herrſcher, die ſo rein durch keine

Gunſt- und Gnadenbezeugungen erwekkt werden könnte, als wenn das Volk an ſolchem Tage ſeinen Herrſcher fröhlich weiß als Menſchen unter den ſeinigen. Nichts iſt ſo geeignet der Verehrung für ſeine Würde eine herzliche Zuneigung zu ſeiner Perſon hinzuzufügen als die Kunde, Wenn der König ſich ſeines Lebens erfreuen will, ſo ſteigt er herab von jener uns fremden Höhe auf den gleichen Boden mit uns; er ſchöpft aus derſelbigen Quelle wie wir und ſtellt ſich uns ſo menſchlich gleich, daß, wenngleich keiner von uns ihn auf dieſer glükkſeligen Inſel dem Capreä des tugendhaften Mannes des reinen Ehegatten des geſegneten Vaters belauſchen kann, wir doch wie es ihm da gemuthet beſſer verſtehen, als bei jenen prachtvollen Feſten bei jenen glänzenden Schauſtellungen der Majeſtät, wozu uns die Thüren ſo oft geöffnet ſind. Darum iſt auch die Inſel von heilbringenden Wünſchen umgaukelt, und wo heute feſtliche Kreiſe verſammelt ſind, da ſind in herzlicher Mitfreude dorthin die Augen des Geiſtes gerichtet.

Mögen denn alle, die ſich heute beſonders eines ſolchen Königes und ihres Verhältniſſes zu ihm erfreuen, durch die That ſelbſt darauf geführt wohl bedenken, welch eine Täuſchung es iſt, wenn man es für ein höheres Gut achten will die Verhältniſſe der Gewalt und des Gehorſams durch irgend einen todten Buchſtaben ſicher geſtellt zu wiſſen, als wenn durch ſolche Liebe ein lebendiges Band geſchlungen iſt um den Fürſten und das Volk. Sehen wir doch nicht nur in der Ferne deutlich genug, wie leicht da, wo das ganze Gemeinwohl auf Ein Chartenblatt gleichſam geſezt iſt, auch alles wieder verſchwendet werden kann, was mühſam gerettet iſt, ſondern auch in der Nähe muß uns an jedem untergeordneten Verhältniß des Gebietens und Gehorchens zwiſchen vielen und einem entgegentreten, wie leicht jede Form zu umgehen iſt wo der wohlwollende Wille fehlt, wie leicht auf der einen Seite der Mißbrauch der Gewalt zu beſchönigen, wie leicht auf der andern ſich gegen den Buchſtaben zu rechtfertigen, während der Geiſt des Geſezes geſchmäht wird und gekränkt;

und gewiß gilt hier der Schluß, daß noch mehr im großen der todte Buchſtabe des Geſezes nur belebt werden kann und befruchtet durch den Geiſt des Vertrauens und der Liebe. Nur das finden wir einen verzeihlichen Wunſch, der tadellos auch heute nicht nur halblaut ſich unter die andern miſchen darf, ſondern zu jedem, der ſich auf die Perſon und das Haus des Königes bezieht, ſich geſellen kann wie die wiederkehrenden Zeilen eines Rundgeſanges, daß, da Liebe und Vertrauen zarte Pflanzen ſind und die Menge die von dem Wink des Herrſchers abhängt ein leicht erregbares Geſchlecht, wo das gemeinſame Wohl die Intereſſen bald dieſer bald jener Klaſſe zerſtörend durchſchneidet, jede ſolche Entſcheidung immer erſcheinen möge ſei es nun als das Werk einer unbezwinglichen Nothwendigkeit, ſei es als das nachzuweiſende Ergebniß der zuſammengerechneten und gegen einander aufgehobenen Wünſche und Forderungen Aller, nie aber ausgegangen von der perſönlichen Willkühr des Einen, auf deſſen eigne Wirkſamkeit immer nur was gewiß hilft und fördert möge zurükkgeführt werden.

Für uns zwar die Glieder dieſes wiſſenſchaftlichen Vereins, in deſſen Namen ich zu reden die Ehre habe, iſt dieſes kein Wunſch mehr; die Ordnungen unſerer gemeinſamen Thätigkeit, welche der König vollzogen hat, ſind aus unſern eigenen Berathungen hervorgegangen. Fördern ſie uns in unſerm Wirken: ſo verdanken wir es Ihm, der ſie feſtgeſtellt hat; leben wir uns immer mehr mit einander ein und freuen uns jedes neuen Zuwachſes von Kräften: ſo verdanken wir es Ihm, der ſeit dieſe neuen Ordnungen beſtehen uns noch nie weder ein gewünſchtes Mitglied verſagt noch aus eigner Machtvollkommenheit eines in unſere Reihen geſtellt hat. Gedeihen unſere Bemühungen: ſo finden wir ſelbſt unſern Lohn in dem Gedanken, daß der einzige Dienſt, den wir dem Gemeinweſen leiſten können, dem Könige immer genehm und erfreulich ſei, wenn durch unſere Arbeiten die wiſſenſchaftlichen Kleinode der Vergangenheit bewahrt und genießbar gemacht, wenn durch unſere Forſchungen die Wahrheit

mehr ans Licht gefördert und feſtgeſtellt wird. Und in dieſer Gewißheit liegt auch das Vertrauen, daß wenn uns noch etwas unvollkommen erſcheinen ſollte in unſern Einrichtungen, der König auch eine Verbeſſerung, die ſich als allgemeiner Wunſch zeigte, nicht verſagen wird. Denn von dieſer huldreichen Nachgiebigkeit liegt die Gewähr, und gern kehrt auf dieſe Weiſe das Ende meiner Rede zu ihrem Anfange zurükk, darin, daß ſo ſehr auch der König liebt an dieſem Tage ſich dem öffentlichen Leben zu entziehen, er uns doch durch Vollziehung unſerer Statuten ausdrükklich aufs neue ermächtiget hat dieſen Tag feſtlich zu begehen und öffentlich den Wunſch auszuſprechen, Lange lebe und immer heilbringend regiere der König.

13.

Am 3. Auguſt 1827.

Platon vergleicht in ſeinem berühmten Werke vom Staat auf eine ſinnreiche Weiſe die weſentlich verſchiedenen ſittlichen Zuſtände der Menſchen mit den verſchiedenen Verfaſſungen des bürgerlichen Gemeinweſens, indem er die Seele ſelbſt nämlich gleichſam als ein ſolches betrachtet, und die edelſte gleicht ihm einem königlich regierten Staat, die ſchlechteſte und verwerflichſte aber einem tyranniſch beherrſchten, ſo daß die Alleinherrſchaft die äußerſten Enden einnimmt, die mittleren Zuſtände aber den verſchiedenen Arten der Vielherrſchaft gleichen. Für unſer gegenwärtiges Leben aber iſt auch hievon, wie von vielem ſchönen und trefflichen des Alterthums, kein Gebrauch mehr zu machen. Denn die einfachen Formen der damaligen Vielherrſchaft ſind ſo gut als verſchwunden und finden ſich nach dem Ausdrukk der ſtaatsklugen Männer nur noch als zuſammengehörige Elemente in den gemiſchten Verfaſſungen; oder wo ſie noch für ſich vorkommen, da erſcheinen ſie, mit den Staaten von anderen Formen verglichen, in einem ſo verjüngten Maaßſtabe, daß der Zwekk jenes weiſen kleineres an dem größeren leichter kennen zu lernen doch nicht würde erreicht werden. Und wenn die tyranniſche Herrſchaft, als welche immer nur aus der Umwälzung entſteht, wie wir ja hoffen mit den Umwälzungen ſelbſt aus dem Kreiſe des gebildeten europäi-

ſchen Lebens ganz vertrieben iſt: ſo iſt uns dagegen vielleicht eben deswegen und im Zuſammenhange damit das königliche Regiment ein ſo vielgeſtaltiges geworden von ſolcher Verringerung an, daß zwiſchen einem eingeſezten erſten Beamten und dem ſogenannten Monarchen nur wenig Unterſchied bleibt, bis zu einer ſolchen immer geſezlichen alſo nicht tyranniſchen aber doch ungemeſſenen Gewalt, daß nichts, was der Herrſcher thue, für Unrecht kann gehalten werden, und daß er nichts zu ſcheuen hat als dasjenige, dem er ſich freiwillig unterwirft, ſo daß ein königlich beherrſchter Staat bei dieſer großen Verſchiedenheit der Sache und daher großen Unbeſtimmtheit des Ausdrukks nicht mehr das Bild ſein kann derjenigen vortrefflichſten Beſchaffenheit des Gemüthes, welche die beſtimmteſte iſt und immer und überall am meiſten ſich ſelbſt gleich.

Etwas ähnliches, aber nicht philoſophiſch ausgeſonnen und darum auch minder ſcharf und beſtimmt gefaßt, finden wir bei uns allgemein verbreitet und in die Sprache des gebildeten Lebens aufgenommen, eine Art und Weiſe nämlich nicht grade den ſittlichen Zuſtand ausſchließend aber den Totaleindrukk, den uns die Art zu ſein eines Mannes giebt, durch die Aehnlichkeit mit den verſchiedenen Ständen der Geſellſchaft zu bezeichnen, und zwar wie auch jeder Stand ſein Verderben hat tadelnd ſowol als lobend.

Zwar das bäuriſche Weſen zuerſt kennen wir faſt nur als Tadel. Aber doch habe ich von einem nicht unbedeutenden Schriftſteller, der nicht in der Stube ſondern ſo viel als einer mit bedeutenden Menſchen aus allen Ständen, namentlich aber mehr als wol ein anderer auch mit dem Volke gelebt hat, von dieſem habe ich oft gehört, daß er Männer aus den edleren Kreiſen nicht ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit angemeſſener zu loben wußte, und es gab mir allemal einen beſtimmten Eindrukk von Wahrheit und Angemeſſenheit, wenn er ſagte, Das iſt ein Mann wie ein Bauer. Aber wie auffallend das Wort auch klinge, unläugbar giebt es doch etwas ſchönes und edles, was dieſem

Stande wo er ſich frei entwikkeln kann vorzüglich eignet, ſchlicht und wahr herausgehn, ſich kräftig und tüchtig rühren im angewieſenen Kreiſe, alles fremde aber unbeachtet laſſen und was ihm ſelbſt von außen kommt friſch und heiter aufnehmen, weil es nämlich die Natur ſo mit ſich bringt. Wo immer und an welchem Ort der Geſellſchaft wir dieſen Sinn finden, da wird uns wohl zu Muth, und wir werden den Ausdrukk unſeres Ehrenmannes Arndt zu würdigen wiſſen. Ja auch das möchte ein Vorurtheil ſein, wenn jemand beſchränkend ſagen wollte, in der Nähe des Gegenſtandes ſelbſt ſei dieſe anerkennende Bezeichnung am meiſten zweideutig, denn wenn man ſie von einem unſerer großen Landbeſizer gebrauche, ſo würde ſie zu leicht den Reflex bekommen, er ſei wie ſeine Bauern, und dies erinnere dann an die noch nicht längſt vergangenen Zeiten, wo geiſtige Bildung bis zu jenen Sizen noch nicht durchgedrungen war, und es ſpiele bis zum Verwechſeln in das bäuriſche was wir immer tadeln hinein. Vielmehr kenne ich auch unter dieſer Klaſſe ſolche, die an aller geiſtigen Bildung theilnehmen, und doch wegen der Schlichtheit ihres Betragens und der Einfachheit ihres politiſchen Wandels jene Bezeichnung ſich in dem ſchönſten Sinne wohl aneignen können. Wiſſenſchaftliche Männer nun giebt es viele dieſer Art, ja auch geniale Künſtler von ſolchem Gepräge würde es nicht ſchwer halten vorzuführen. Nur von den Bürgern kann man wol ſagen, es gebe davon eine Klaſſe, für welche eben nichts beſonderes ausgeſagt werde durch jene Bezeichnung. Aber das ſind auch vorzüglich nur ſolche, deren Gemeinden man es z. B. freiſtellen konnte, ob ſie wollten ſtädtiſche ſein oder ländliche.

Nicht viel anders iſt es nun mit dem bürgerlichen, welches wir auch am meiſten dafür kennen, daß es von der feinen Welt ſchon durch Ton und Geberde und auch ohne Zuſaz als ein ſpottendes Tadelwort bezeichnet wird, wenn man über einen beſchränkten Lebensſtyl klagen will, der den Mangel großartiger und freier Lebensanſichten hinter einer peinlichen Pünktlichkeit verbirgt und feiner zierlicher Darſtellung unfähig ein breites Wohl-

gefallen an ſteifer Förmlichkeit zur Schau trägt. Aber wie dieſe Unvollkommenheiten keinesweges dem Bürgerſtande allein eignen, ſondern wir ſie einestheils auch bei dem Landmann finden, wenn er über ſeine Sphäre hinausgehend ſich ziert, anderntheils auch in den höchſten Geſchäftskreiſen alles formulare Weſen nicht minder ſpießbürgerlich iſt, und eine abgeſtorbene Etikette ebenfalls den Mangel an Talent beweiſt in neuen Zeiten auch die Lebensverhältniſſe angemeſſen zu geſtalten: ſo giebt es auch eine edle Art zu ſein wie ein Bürger, welche in allen dieſen Stellungen und Ständen anzutreffen iſt. Durchdrungen von dem Bewußtſein zu einem Gemeinweſen zu gehören, welches wenn es nicht einmal ſelbſtändig war doch, wie noch übrig gelaſſene Proben zeugen, ſelbſtändig ſein könnte, lebt der rechte Bürger immer in dem Bewußtſein ſeiner beſtimmten Rechtsverhältniſſe, zeigt ſich aber wie feſt und oft unbiegſam er auch ſei doch um ſo mehr beſcheiden, als doch ſein Gemeinweſen in ein größeres eingefaßt oder von größeren umgeben ſelbſt nicht nach allen Seiten hin ſicher iſt und ſelbſtändig, und er ſucht in regem Spiel ſeiner Kräfte verbunden mit vorſichtigem Zuſammenhalten ſeiner Mittel die Sicherheit, daß er nicht leicht durch ungünſtiges Geſchikk aus ſeinem Verhältniß herausgeworfen werden könne. Wo ſich alſo in der Geſellſchaft ein freudiges Wohlbehagen kund giebt an ſichergeſtellten Rechten, welche nicht ſowol ein Uebergewicht geben als vielmehr eine ruhige Gleichheit begründen, wo ein Beſtreben vorwaltet alle Verhältniſſe rein zu beſtimmen, wo anſpruchsloſe Umſicht auch verwikkelte Lagen feſt und klar beherrſcht, wo Vertrauen auf das Recht ſich in einer gewiſſen Gleichgültigkeit gegen die Macht äußert, wo eine weiſe Wirthſchaftlichkeit nirgend etwas weſentliches dem Schein aufopfert, eben deshalb auch die große Veränderlichkeit in Sitten und Gebräuchen ſcheut, da iſt ein Mann wie ein Bürger, und wem wäre der nicht ein erfreulicher Anblikk, in welchen Lebenskreiſen er ſich auch bewege. Ja wir würden uns ſchlecht auf den Vortheil des Gemeinweſens verſtehen, wenn wir glauben wollten, daß wir irgendwo ſei es

nun in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft oder auch auf dem Gebiet der Wiſſenſchaften und Künſte dieſe ehrenfeſte Geſinnung entbehren könnten, welche weder demokratiſch noch ariſtokratiſch ſich überall als die zuverläſſigſte Schuzwehr der wahrhaft wünſchenswerthen Stabilität bewährt, und überall auch einen ſolchen ehrt und ziert, deſſen Geburt und äußere Verhältniſſe eher ein anderes erwarten ließen.

Doch je höher wir ſteigen, deſto ſchwieriger wird es ſich feſt zu halten und ſich der Gegenſtände mit Klarheit zu bemächtigen, und von dem Manne, der wer und wo er auch ſei immer iſt wie ein Edelmann, weiß ich ſchon kaum zu reden als indem ich mir den Edelmann theile in den, der mehr hofmäßig iſt, und in den, der mehr ritterlich. Zwar nicht vollkommen ſcharf iſt die Theilung aber doch kenntlich. Denn mehr iſt gewiß jeder das eine als das andere, und wer beides in gleichem Grade vereinigte, ſo daß auch nichts unſchönes als bindende Maſſe in die Miſchung einginge, der wäre faſt ein zu vollkommner Mann, als daß er ſollte gefunden werden. Gemeinſam iſt beiden und unterſcheidet ſie von den vorigen das Bewußtſein der Macht und der Auszeichnung. Je mehr nun dieſes in den Trieb ausſchlägt die Macht als eine Schuzwehr überall geltend zu machen, wo es gehemmte Kräfte giebt und unterdrükkende Gewalten, in die Bereitwilligkeit keinen Kampf zu ſcheuen um den untergeordneten hülfreich zu werden, um deſto mehr waltet das ritterliche vor. Aber wenn ſich die hervorragenden weniger wollen unter den übrigen vereinzeln, ſondern lieber, indem ſie ſich zuſammenhaltend jeder in der anderen Vortrefflichkeit ſpiegeln, eine ſtrahlende Maſſe bilden, welche die Gefühle der Ehrfurcht lebendig erhält, die für ihre leitende Thätigkeit die ſicherſte Grundlage bilden, da iſt das hofmäßige. Wo nun eine Geldmacht entſteht aus der Gewerbsthätigkeit unterſtüzt von der geiſtigen Bildung, ohne welche jene niemals eine ſolche Höhe erreicht, wo ſich im Bürgerſtande eine bedeutende Ungleichheit entwikkelt zwiſchen den großen Unternehmern und den kleinen Arbeitern, und alſo ein gro-

ßer Einfluß einer kleinen hervorragenden Klaſſe, da kann auch hier die adelige Weiſe und Geſinnung ſich unter beiden Formen entwikkeln. Und wie es auf dem geiſtigen Gebiete der Wiſſenſchaft niemals, wenngleich auch hierin verſchiedene Zeiten dem Grade nach verſchieden ſind, an einer großen Ungleichheit der Talente fehlt und auch hier ähnliche Unterſchiede eintreten: ſo kennen wir gewiß alle aus verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Gebieten her auch ritterliche Schriftſteller, welche immer kampfgerüſtet auftretend immer rettend erſcheinen für das gute und wahre, was eben kräftiger Hülfe bedarf, und welche mit der Schärfe die Milde verbinden und nach tapferen Kämpfen in Zeiten der Ruhe mit freundlicher Herablaſſung auch unter den minder begabten Geiſtern weilen. Aber eben ſo giebt es wahrhaft vornehme Schriftſteller in dem edelſten Sinn von der andern Art. Am liebſten die Nähe geringerer Geiſter vermeidend und darum auch leicht den fallen laſſend, welcher ſich in dem Werth den ſie ihm beilegen wollten nicht zu behaupten weiß, iſt es ihr liebſtes Beſtreben ſich mit den gleich ausgezeichneten eng und ausſchließend zu verbinden; und indem jeder weiß, daß auch in den Werken der andern Er am beſten das feinſte in der Ausbildung der Sprache und des Styls, die edle Haltung in der Entwikklung der Gedanken und den Glanz der Wahrheit wie hell er leuchtet oder wie unmerklich er getrübt iſt zu ſchäzen weiß: ſo denkt auch jeder indem er ſich ſelbſt darſtellt mehr an dieſen auserleſenen Kreis als an das plebeje Publicum, und ſo giebt es von Zeit zu Zeit einen wahren Hof der Wiſſenſchaft und des Geſchmakks. Aber freilich hier wie auf jedem andern Gebiet hat auch der ritterliche Mann den fantaſtiſchen fahrenden Ritter als Zerrbild neben ſich, ſo wie dem wahrhaft vornehmen und hofmäßigen Mann das der leeren Vornehmthuer und der Schranzen beigegeben iſt wie Afterkryſtalle, die doch neben jene leuchtende Maſſe gehalten niemanden täuſchen können.

Doch laſſen wir dieſe kaum genannt wieder verſchwinden, und betrachten wir nun das geſagte in Beziehung auf die heu-

tige Feier: ſo iſt freilich von dem König und dem königlichen Manne noch nicht die Rede geweſen; aber wie doch der König vorzüglich für ſein Volk und in demſelben lebt, was können wir ihm beſſeres wünſchen, als daß jede gedeihliche Geſtalt des Lebens auf allen verſchiedenen Gebieten ſich frei und reichlich entwikkeln möge, und daß alles ausgezeichnete wie es auch erſcheine in dem natürlich guten Sinn einer empfänglichen Maſſe ſeine Anerkennung finden möge. Und wenn man in einem Reiche von ſolchem Umfang und ſolcher Geſchichte vielleicht nicht mit Unrecht ſagen kann, daß auch die verſchiedenen Provinzen deſſelben aus einer gewiſſen Entfernung und im großen betrachtet die eine mehr dieſen die andere mehr jenen Charakter in ihrer ganzen Lebensweiſe darſtellen, mögen ſie auch aus dieſem Geſichtspunkt immer mehr lernen ſich gegenſeitig zu ſchäzen und anzuerkennen, und ſich als zuſammengehörige zu betrachten, die ſich unter einander ergänzen. Und dieſes gewiß iſt zu jeder Zeit zu erreichen und vieles davon der Sorge und Weisheit des Herrſchers überlaſſen.

Anders aber iſt es freilich mit dem königlichen Manne. Denn wenn wir gleich ſagen müſſen, daß er auch anderwärts ſei als auf dem Throne — wie ſollten auch die Throne anders entſtanden ſein als durch von Natur königliche Männer? — ſo iſt er doch eine ſeltene Erſcheinung, und die menſchliche Natur iſt ſolche hervorzubringen nur in einem gewiſſen Maaße geſchikkt. Das bürgerliche Leben ſelbſt freilich bedarf immer eines Herrſchers, und wohl dem Volke, deſſen König nie ſtirbt. Wenn aber doch auf andern Lebensgebieten der königliche Mann nur der ſein kann, deſſen Selbſtbewußtſein in dem Beruf zu herrſchen ganz aufgeht, und dem auch, wie er erſcheint, ſich alles von ſelbſt unterwirft, weil auch ſeine ganze Erſcheinung nur dieſes ausdrükkt, ja unmittelbar wie durch zauberiſche Kraft Ehrerbietung und Gehorſam hervorruft: ſo müſſen wir geſtehen, ſelten nur und nur wenn einem Theile des Geſchlechts ſei es in der Wiſſenſchaft und Kunſt, oder in ſeinen Verhältniſſen zu der äußern Natur, oder auf dem

Gebiete des heiligen eine neue Entwikklung beſtimmt iſt, bedarf es ſolcher gewaltiger Geiſter, und lange können wir ausreichen das ſo gewonnene und geordnete erhalten und weiter ausbilden, wenn es nur überall an ſolchen nicht fehlt, welche auf ihrem Gebiet den Charakter der andern Stände entwikkeln. Dafür aber iſt auch nicht zu läugnen, und es hängt damit zuſammen, daß die Alleinherrſchaft ſo vielgeſtaltig iſt, daß unter der großen Menge der Herrſcher uns auch häufig jene anderen Bilder erſcheinen.

Der Fürſt über einen kleinen Staat, wie wir ſie ehedem häufiger hatten aber wie ſie auch noch nicht verſchwunden ſind, iſolirt auf ſeinem Beſitzthum und in dieſem ſelbſt attent und auf das einzelne ſein Auge heftend, ohne den Ehrgeiz ſich draußen bemerklich zu machen, der ihm auch nur eine falſche Stellung geben würde, eben deshalb auch allen Einfluß, den die großen Weltbegebenheiten auf ſein Gebiet ausüben, nur heiter und ergeben als Naturereigniſſe aufnehmend, ein ſolcher wird gewiß ſeiner Würde am ſicherſten den rechten Ton geben, wenn er ſich die patriarchaliſche Einfalt bewahrt, welche wir als das urſprüngliche uns zu denken haben.

Ein König aber, der ein Mann iſt wie ein Bürger, wie trefflich kleidet der einen eben in ruhiger Entwikklung begriffenen Staat auch von größerem Umfang! wie wohlthätig wird eine Verwaltung, welche dieſen Charakter trägt, darauf wirken, daß unter begünſtigenden Umſtänden das rechte Maaß nicht verloren gehe, welchen ſicheren Grund wird ſie legen für bedeutendere und verwikkeltere Zeiten, ſo daß es keinen größeren Segen geben kann, als wenn ein Volk von einem ſolchen Herrſcher regiert wird ſo eben ehe es großen Geſchikken entgegengeht. Welchen erquikklichen Ton gemüthlicher Pietät hält unter einem ſolchen das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk. Ja viele preiswürdige Herrſcher wird die Geſchichte nicht beſſer zu bezeichnen wiſſen als damit, daß ſie bürgerliche Könige waren.

Und wie wird auch bei der unumſchränkteſten Gewalt auch in dem größten Reiche der blendende Glanz der Majeſtät gemil=

dert, wenn der Herrſcher wo er perſönlich hervortritt ſich überall die freie Anerkennung erwirbt, daß er der feinſte Mann ſei. Ja in Zeiten, wo die Staaten nicht mehr dürfen iſolirt ſein ſondern alles immer an ein enges Band erinnert, durch welches ſie verknüpft ſind, wo die Herrſcher danach ſtreben in perſönlicher auf das wahre Wohl der Menſchen gerichteter Vereinigung ſich der Welt darzuſtellen, was für eine beruhigendere erhebendere Erſcheinung kann es da geben als einen König, welcher ſich bewährt als zu den ſchlechthin vornehmen zu dem hohen Adel des menſchlichen Geſchlechtes gehörig, würdig einer glänzenden Stelle an dieſem europäiſchen Geſammthofe! Das Lob eines ritterlichen Königes zu verkündigen enthalte ich mich billig, denn zu oft iſt das reizende Bild ſchon aufgeſtellt und zu bekannt einem jeden. Aber was bleibt doch der höchſte Preis eines Volkes? Wenn ſein König ein königlicher Mann iſt. Nicht zum erſten Male iſt dieſem Volk ein ſolcher gegeben. Noch lange bleibe uns dieſer Genuß! lange lebe der König! lange freue ſich ſeiner ſein Haus und ſein Volk!

14.

Am 24. Januar 1828.

Wenn der große Mann, deſſen Gedächtniß uns hier verſammelt, auch kein Philoſoph war in dem engeren Sinne der Schule: ſo darf er es doch nicht ſcheuen, wenn jenes Wort eines anderen großen Mannes für wahr anerkannt würde, es werde nämlich um die Staaten nicht eher wohl beſtellt ſein, bis entweder die Philoſophen herrſchten, oder diejenigen, welche herrſchen, ein philoſophiſches Leben führten. Denn auch dieſes Wort iſt nicht in jenem engeren Sinne geredet. Was nämlich Platon von einer Natur verlangt, welcher beides eignen ſolle, wohlthätig zu herrſchen und fruchtbar zu forſchen, daß ſie nicht zerſtreut und einzeln beſizen müſſe, was freilich bei den meiſten Menſchen ſich einander ausſchließt, das anhaltende milde gemeſſene auf der einen, das ſchnelle ſcharfe kräftige auf der andern Seite, das beſaß in hohem Grade vereint der Weltweiſe von Sansſouci, und darum waren auch beiderlei Werke ſolcher edlen Natur in ſeinem Leben vereint, das Herrſchen war kräftig und mild, und die forſchende Theilnahme an allem wahren guten und ſchönen war eifrig und beſonnen. Darum ward ihm auch zu Theil, was jener weiſe als den erſten Tribut der Gerechtigkeit gegen ſolche Naturen aufſtellt, daß nämlich, weil ſie das Herrſchen nur übernehmen nicht als ein erſehntes Gut oder einen ſeligen Ge-

nuß, ſondern theils nur um nicht ſelbſt ſchlechteren unterworfen zu ſein, theils als eine des gemeinen Wohls wegen zu tragende Bürde, ſie auch nicht gezwungen werden dürften beſtändig zu herrſchen, ſondern nur zu Zeiten müßten ſie herniederſteigen in die Region der gemeinen menſchlichen Dinge, den größten Theil des Lebens aber ſei ihnen zu gönnen der Aufenthalt in den höheren Gegenden der Betrachtung. So Friedrich! Nicht wie die meiſten auf dieſe vielſtufige Leiter des Gebietens geſtellten, welche nur herrſchen, und mit der Herrſchaft angehörigem beſchäftiget ſind in der ganzen dem thätigen Leben gewidmeten Zeit, ſondern wenige Wochen des Jahres genügten ihm, um die Provinzen zu durchlaufen und die Saat künftiger Beſchlüſſe in ſeine Seele zu ſtreuen, und wenige Stunden des Tages reichten hin, um auf die lebendigſte Weiſe das ganze ſeiner Monarchie zu beſeelen und in Ordnung zu halten. Während dieſer war Sansſouci der Staat, die übrige Zeit war es der Wohnſiz des einſamen weiſen, der ſich in den Gefilden der Wiſſenſchaft und der Kunſt erging.

Aber nicht nur daß er ſich dort erging, ſondern er baute ſie auch an. Und nicht alles, was er hervorbrachte, blieb ſo verborgen wie die Töne, in denen er das innerſte ſeines Gemüthes aushauchte, und welche faſt nur die begleitenden Meiſter vernahmen. Ein König als Schriftſteller, welche ſeltene Vereinigung, aber auch welch ein bedenkliches Verhältniß! die Majeſtät hervortretend auf das Blachfeld der literariſchen Oeffentlichkeit, wo alles von Freiheit und Gleichheit ertönt, und zwar von Gleichheit nicht vor einem Geſez, welches beſtimmt und deutlich aufgeſtellt jeden in Stand ſezt ſich vorzuſehen, ſondern vor einer ſchwankenden und leicht beweglichen Meinung. Wohl dem Könige, wiewol ein jeder dies können ſollte, welcher ſich ohne einen andern Schuz als den ſeiner Würde auch in die dichteſten Maſſen leidenſchaftlich bewegter Unterthanen wagen kann, wiſſend daß überall wo er erſcheint Maaß und Ordnung hervortreten; aber übel berathen iſt eine Literatur, in welcher das Urtheil über ein Werk beſtimmt wird oder auch nur gelenkt durch den Werth ſeines Ur-

hebers in den geſelligen Verhältniſſen. Sollte nicht eben dies der Grund ſein, weshalb gekrönte Schriftſteller eine ſo ſeltene Erſcheinung ſind? und ſollte nicht auch in der That dieſe Betrachtung hinreichen, um jedem Fürſten das öffentliche Vortreten mit literariſchen Verſuchen irgend einer Art gänzlich zu verleiden? Wer als Regierungsoberhaupt eines freien Staates nur zu einer wechſelnden Herrſchaft gewählt iſt und auch in der Uebung des Regimentes ſelbſt öffentlichem Tadel immer ausgeſezt, würde vielleicht nur ſich zu zieren ſcheinen, wenn er gewohnten literariſchen Beſchäftigungen während dieſer Zeit mehr entſagen wollte als der Drang des Berufs nöthiget. Aber wie anders iſt das Verhältniß des Fürſten, der einmal auf dem Throne zeitlebens nicht wieder herabſteigt. Zwar der Zwingherr, ſo lange er der allein freie iſt in ſeinem Reich und nur gethan wird was er befiehlt, kann unbeſorgt wie Nero mit der Oeffentlichkeit des Urtheils ſpielen. Denn trägt er ſeine Werke vor: ſo hat er auch ſchon geboten, wie geurtheilt werden ſoll; und es kann faſt nur als ein Zaum, den er der Schmeichelei anlegen will, erklärt werden, wenn er ſelbſt die Formel abfaßt, mit welcher er als Sieger ausgerufen werden will. Aber der Regent eines weiter entwikkelten oder noch nicht ſo tief wieder zurükkgeſunkenen Volkes, wenn er in den Wettkämpfen der Muſen als Mitſtreiter auftritt, ſcheint aller Mühe zu ſpotten, welche Verfaſſung und Sitte aufbieten, um die geheiligte Perſon ſo auszuſcheiden aus allen menſchlichen Verwikklungen, daß kein Tadel wegen irgend etwas im öffentlichen Leben ſich ereignenden ſie treffen könne, ja um ſo mehr ſich zu vernachläſſigen, als entweder die Wichtigkeit des Gegenſtandes den kundigen gebietet Gebrauch zu machen von dem Rechte ſtrenger Prüfung, oder als der Drang der Zeiten heiſcht die einſtrömende Mittelmäßigkeit, welcher Gattung und welchen Urſprunges ſie auch ſei, auf jede wirkſame Art zurükkzuweiſen, ohne einiges Anſehen der Perſon.

Friedrich hat keinen Nachtheil dieſer Art erfahren von ſeinen Werken, ſelbſt nicht durch den oft heftig entzündeten religiöſen

Eifer. Aber freilich, ſeine Werke hätten auch als die leichteſten Spiele ſeines Geiſtes in dem entſchiedenſten Mißverhältniß ſtehen können auf der einen Seite zu ähnlichen Hervorbringungen der Zeitgenoſſen, auf der andern zu ſeinen eigenen Thaten im Staat und für den Staat, und doch würden die inneren Huldigungen, die ihm unwillkührlich überall dargebracht wurden, durch irgend ein unvermeidliches Lächeln über mißlungene Verſuche auf einem fremden Gebiete nicht ſein verringert worden. Denn es hätte ihm nicht begegnen können auf irgend einem Gebiete irriges auf ſolche Weiſe vorzutragen, daß es eine heilige Pflicht hätte ſein können den unheilbringenden Irrthum mit öffentlichem Tadel ernſt und ſtreng zu bezeichnen.

Wenn ſich nun aber freilich nach einer ſo ſeltenen Perſönlichkeit keine allgemeine Regel bilden läßt, wollen wir lieber in dem Gefühl, daß auch die Ehrfurcht gegen die Herrſcher ein Kleinod ſei, das in zerbrechlichen Schalen bewahrt wird, nur warnen, daß doch kein Fürſt einem ſo bedenklichen Vorgang folgen möge? Sollen die Herrſcher für ihre hohe Stellung auch noch durch dieſe Entſagung büßen, wie reich mit Kenntniſſen geſchmükkt, wie regſamen und zu ſchönen und würdigen Hervorbringungen aufgelegten Geiſtes ſie auch ſein mögen? Wenn das wahre das ſchöne und das gute die gleichen ewigen Gegenſtände des menſchlichen Strebens ſind: ſo kann es wol als eine billige Theilung erſcheinen, daß diejenigen, welche ſchon als die Spender des guten über tauſende geprieſen werden, ſich begnügen ſollen das wahre und das ſchöne nur von andern verarbeitet zu empfangen, und als deren dankbare Gegengabe zu genießen. Aber wiſſen wir nicht, daß alle Werke des Geiſtes nur von denen am beſten gewürdiget und am vollſtändigſten genoſſen werden, die ſich in gleicher Thätigkeit ſelbſt verſucht haben? und ſoll denen, welchen wir unter allen ſterblichen am meiſten ſchuldig zu ſein bekennen, auch Auffaſſung und Genuß des ſchönen und wahren erſchwert werden? Oder wenn ſie doch wo ein lebendiger Trieb dazu waltet in der Stille hervorbringen: ſoll immer erſt das fol-

gende Geſchlecht nach ihrem Tode die Bekanntſchaft ihres Geiſtes machen, ſie ſelbſt aber von dieſer reinen menſchlichen Freude, der an den Wirkungen ihrer Werke auf ihre Zeitgenoſſen, ausgeſchloſſen bleiben, da wir doch ſonſt jeden beklagen, der durch unglükkliche Zeitverhältniſſe genöthiget wird was er hervorbrachte nur den Nachkommen zu hinterlaſſen?

Wenn wir es uns in einem Staate als allgemein anerkannt denken, daß denen, die zum Herrſchen geboren ſind, keine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, keine öffentliche Mittheilung künſtleriſcher Werke anſtändig iſt: was wird die natürliche Folge ſein? Daß dieſelbe Regel auch gelten wird für den Kreis, der den Thron zunächſt umgiebt, und dann ſo weit ſich verbreiten als noch irgend ein Vorzug der Geburt anerkannt iſt, ſo daß zulezt dieſes ganze Gebiet geiſtiger Thätigkeit den unedeln Beſchäftigungen beigezählt wird, durch welche man, wie bedeutende Dienſte ſie auch leiſten, unvermeidlich der untergeordneten Maſſe anheimfällt. Das iſt der Zuſtand der Geſellſchaft, wir dürfen ihn Barbarei nennen, welchem Friedrich auf alle Weiſe entgegen arbeiten wollte. Deshalb verſchmähte er es nicht, wenngleich auf eine Meiſterſchaft der erſten Klaſſe in den meiſten Gebieten, die er bearbeitete, keinen Anſpruch machend, außer den kriegeriſchen auch mit dichteriſchen und geſchichtlichen Werken, mit ernſten würdig ausgedrükkten Gedanken über die wichtigſten Momente des Lebens ungenannt zwar aber allgemein erkannt öffentlich hervorzutreten. Deshalb bemächtigte er ſich dieſes damals in einem Zuſtande des Verfalls und der Herabwürdigung ſchmachtenden Vereines, um ihn nach einer würdigeren und zeitgemäßen Umgeſtaltung geltend zu machen als eine vom Staat anerkannte, von dem Oberhaupte deſſelben beſonders geehrte und gepflegte Körperſchaft. Deshalb würdigte er was uns als Mitgliedern obliegt ſelbſt als der Akademie Beſchüzer zu thun, Lobreden auf die nach ſeinem Urtheil am meiſten wiſſenſchaftlich ausgezeichneten Männer zu ſchreiben und in der Akademie vorleſen zu laſſen. Sehen wir nicht etwa nur in dem einen eine vielleicht zu weit getriebene vielleicht gar

irrende Dankbarkeit gegen hervorragende Geiſter, in dem andern eine für ſeinen Standort vielleicht zu große perſönliche Liebhaberei für die allgemeinen und ſchönen Wiſſenſchaften. Nein, Friedrich war ſo ganz König, daß auch hier vornämlich ſein königlicher Sinn waltete. In ihm lebte zuerſt die Ueberzeugung, die wir nun freilich alle theilen, daß ſein Volk das, wozu er es zu machen ſo eifrig ſtrebte, nur werden und bleiben konnte durch eine große und regelmäßige Entwikklung geiſtiger Kräfte, und eine ſo wohlgeſtimmte Seele konnte nicht in den Irrthum verfallen, daß eine ſolche Entwikklung auch eine einſeitige ſein könne. Das iſt der Geiſt, der ſich in ſeiner Ode an die Preußen ausſpricht, der auch die für unſern Verein ſo ruhmvolle auf die Erneuerung der Akademie durchzieht.

So geziemt es denn vor andern wol dieſem Lande, eben weil es das Ziel im Auge behalten ſoll durch geiſtige Entwikklung aller Art zu gelten und zu glänzen, daß in ſeinen Annalen die ſo ſeltene Erſcheinung eines königlichen Schriftſtellers prangt. Und wie in dem großen Könige bei dieſem Theile ſeines öffentlichen Lebens und bei der zweiten Schöpfung unſeres Vereins dieſelbe Idee zum Grunde lag: ſo möge es, damit ſeine Abſicht ganz in Erfüllung gehe, der Akademie in keiner Generation an ſolchen Mitgliedern fehlen, welche den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft durch die Geburt angehörig und mit den höchſten Ehren des Staates ihrer Verdienſte wegen bekleidet, zugleich als Meiſter der Wiſſenſchaft den würdigen Bund zwiſchen dem bürgerlichen Anſehn und der literariſchen Thätigkeit ruhmvoll unterhalten. Wünſchen wir aber, daß keine Abtheilung der Geſellſchaft ſich für zu edel halten möge wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen zu theilen: ſo dürfen wir uns nicht verſchweigen, daß es gegenüber jener unwillkommnen Abſonderung noch ein anderes Uebel giebt, zu welchem wir Deutſche ſei es nun aus Schuld unſerer Natur oder vermöge der Geſchichte unſerer Bildung, lieber aber glauben wir das lezte, uns mehr als andere hinneigen, ein Uebel welches bisweilen auch an Barbarei grenzen kann, nämlich das

einer nicht immer unperſönlichen nicht immer ſchonenden Kritik, welche ohne der Wiſſenſchaft zu nüzen nicht unbillig diejenigen von dem Verkehr mit derſelben zurükkſchrekkt, welche da nicht weilen mögen, wo die feineren Formen des Lebens nur zu leicht verlezt werden. Die Akademie übt zwar keine Kritik und ſoll auch keine üben als über ihre eigenen und die unmittelbar von ihr veranlaßten Werke; wie es ja aber heißt von edlen Naturen, daß ſie auch durch das zahlen und leiſten, was ſie ſind: ſo möge auch ſie durch ihre Haltung und ihren Einfluß von dieſem Irrwege immer mehr zurükkzuführen beitragen.

Wenn wir ſo auf der einen Seite die hohen Stände immer mehr mit dem wiſſenſchaftlichen Geiſte befreunden, auf der andern Seite durch unſere Verhältniſſe zu dem Perſonal und den Geſchäften des vielfältig abgeſtuften Lehrſtandes auf die mittleren Klaſſen des Volkes, denen die wiſſenſchaftliche Bildung zugänglich iſt, immer kräftiger einzuwirken ſuchen: dann wird die Akademie, ohne weder in eine ihr nicht geziemende unmittelbar praktiſche Wirkſamkeit abzuirren, noch einem immer falſchen Streben nach äußerem Glanze Raum zu geben, doch durch den Glanz ihres zweiten Stifters verklärt werden, indem ſie immer mehr dem entſpricht, weshalb er ſelbſt an ihr einen ſo lebendigen Antheil nahm.

15.

Am 3. Auguſt 1829.

Wenn man ſchon immer geſagt hat, um den ſittlichen Werth des einzelnen Menſchen zu wägen müſſe man die Seele nakkt auf die Wage legen entkleidet von allem äußerem Schmukk, ja von allem, was nicht ſie ſelbſt iſt, ſo daß genau betrachtet am Ende nichts übrig bleibt, was zu wägen wäre, als der Wille ſeine Stärke und ſeine Richtung: ſo ſcheint es ſich anders zu verhalten, wenn es darauf ankommt den geſchichtlichen Werth des einzelnen zu beſtimmen. Wir würden uns in die Unmöglichkeit verſezen irgend ein Ergebniß auszuſprechen, wenn wir ihn entkleiden wollten von der Tüchtigkeit und dem Ruhm ſeines Geſchlechts, von der Kraft und Bildung ſeines Volks, von den geiſtigen Umlaufsverhältniſſen ſeiner Zeit. Vielmehr mit dem allen ausgerüſtet müſſen wir fragen, was er daraus gemacht hat in ſeinem einzelnen Daſein; oder umgekehrt wenn uns ſeine Werke und ſeine Thaten unmittelbar gegeben ſind: ſo gilt es zu berechnen, wieviel davon ſeinem Volk und Geſchlecht angehört und wieviel ihm ſelbſt. Oder kurz zu ſagen, es giebt keine andere Formel um dieſen Werth zu beſtimmen als die, in wiefern der einzelne ein Werk iſt ſeines Geſchlechts und ſeines Volkes, oder umgekehrt Volk und Geſchlecht das ſeinige ſind. Was alſo hier zuerſt gegeben ſein muß, das iſt offenbar die Art, wie hier

und dort, jezt und dann, der einzelne und die Maſſe das Geſchlecht und das Volk ſich gegen einander verhalten. Doch es iſt mir nur faſt unwillkührlich entſchlüpft des erſten zu erwähnen, da doch dieſe Gedanken ihre Abzwekkung haben ſollten auf den heutigen feſtlichen Tag. Wo es überhaupt noch eine Beziehung giebt zwiſchen dem einzelnen als ſolchem und der Maſſe als ſolcher, da iſt entweder ein früheres organiſches Daſein zerſtört oder es iſt noch keines da geweſen; wir ſehen entweder die urſprüngliche Gährung, aus welcher ſich das Leben erſt entwikkeln ſoll, oder die abgeleitete, die ein Werk iſt der Zerſtörung, das gewaltſame Ende eines nun nicht mehr ſo wiederkehrenden geſchichtlichen Verlaufes. Das andere aber zieht unſere Blikke auf ſich; wie mußten ſich die Verhältniſſe entwikkeln zwiſchen Geſchlecht und Volk, ehe ein königliches Leben nach dem Styl unſerer jezigen europäiſchen Welt konnte zu Stande kommen?

Denken wir uns wenige Familien auf unwirthbarem noch nicht durch die Verweſungen einer Reihe von thätigen Generationen veredeltem Boden unter einander her ſich bewegen, die neuen Familien, die ſich bilden aus dem heranwachſenden Geſchlecht, theils nur die Stelle der früheren einnehmend, theils wenn ihnen eine ſolche nicht geboten werden kann die Ferne ſuchend, ohne daß ein beſtimmtes Intereſſe die Gemeinſchaft mit ihren angehörigen unterhält: ſo iſt dann auch in der Heimath nichts, was das Andenken der Vorfahren, die nicht mehr ſelbſt geſehen und belebt worden ſind, ſicher ſtellte; unter ſolchen Verhältniſſen giebt es noch kein Volk und kein Geſchlecht. Sammeln ſich nun ſolche immer wieder aufs neue verwandtſchaftlich unter einander verwachſende Familien näher zu einer nicht mehr ſo leicht zerſprengbaren Horde, oder baut und befeſtiget ſich gar eine Stadt: ſo bildet ſich allmählig eine beſtimmtere Geſtaltung, ein durch größeren Lebensumfang erheiterter aber gleichmäßiger und beſchränkter Zuſtand, in dem noch immer nichts vorgeht, was den Blikk über Menſchengedenken hinaus an ſich zöge und ſich eine Erinnerung ſtiftete bis ins dritte oder vierte Glied. Ein

bewegteres Leben muß erſt entſtehen, Gefahren müſſen beſtanden werden, Thaten verrichtet für das nur in ſolchem Drang ſich entwikkelnde Gemeinweſen, günſtige Momente glükklich ergriffen und kräftig benuzt werden um demſelben neue Mittel zu erwerben: wenn dann ein heldenmüthiger begeiſternder Bürger Nacheiferer findet unter den ſeinigen, die ſeine Verdienſte wiederholen; dann entſtehen Eupatriden, Geſchlechter, die einen Namen haben, die den Glanz des edelſten Metalls, welches der Maſſe beigemiſcht iſt, in vorzüglichem Grade von ſich ſtrahlen, und auf welche immer zuerſt das Volk ſieht, wenn Bedrängniſſe ſich nahen. Doch vergänglich ſind dieſe Blüten! Nicht nur daß nur zu oft ſolche begünſtigte Geſchlechter je mehr ſie der Gegenſtand der allgemeinen Verehrung und Bewunderung ſind in feindſelige Leidenſchaften gegen einander entflammen und zu kämpfenden Parteien werden, die alles in blutige Verwirrung ſtürzen: ſondern auch die Natur, damit ſich nicht aus jeder ſolchen Tragödie eine neue entwikkle, zieht lieber ihre Begünſtigung zurükk und wendet ſie anders wohin. Feſtere Haltung allerdings haben die hervorragenden Geſchlechter, wenn durch einen auf größere Wirkungen als die bisher beſchriebenen berechneten elektriſchen Schlag zwei verſchiedene Maſſen zuſammengeſchmolzen ſind, von denen die eine, weil ſie allein Kraft Bildung und Sitte in das ganze gebracht hat, auch ausſchließend der Siz der Gewalt und des Anſehns geworden iſt. Dann entſteht ein feſtes Verhältniß zwiſchen dieſen Geſchlechtern von edlerem Stamm und dem übrigen Volk, und leicht genug iſt es den Nachkommen gemacht dieſes Uebergewicht nicht nur zu beſizen als ein von der Weisheit und Tapferkeit der Vorfahren überkommenes Erbgut, ſondern es in jeder Generation wieder zu gewinnen durch ſelbſterworbene Vorzüge.

Doch ehe wir von hier den Uebergang finden zu dem jezt beſtehenden, müſſen wir uns erſt losmachen von jenen Zuſtänden, wo die Geſellſchaft ſich in allen Abſtufungen, auch der höchſten, begnügen kann mit wechſelnden Obrigkeiten, die wenn ihre Zeit abgelaufen unter die Zahl der untergebenen wieder zurükk-

treten. Iſt dieſer Kreislauf auch beſchränkt durch Geſez oder Sitte auf eine Anzahl von Familien: ſo ſind dieſe dann in einem höheren Sinn ausgezeichnete Geſchlechter; aber erſt wenn die Geſellſchaft ſich über dieſe Wechſelfälle erhebt, oder ſchon früher und ohne ſolche Zwiſchenſtufen durchgangen zu ſein unter eine feſte an daſſelbe Geſchlecht geknüpfte Einzelherrſchaft geſtellt iſt, entſteht eine Dynaſtie, giebt es ein regierendes Geſchlecht hoch über jene ausgezeichneten geſtellt, gleichviel ob der jedesmalige Herrſcher aus ſeinem Geſchlecht ſich ſeinen Nachfolger ernennt, oder ob eine geſicherte Ordnung der Erbfolge beſteht. Gleichviel, für den Vorzug des Geſchlechtes nämlich, nicht für das Wohl des ganzen, welches gewiß um ſo beſſer gedeihen wird, wenn, wie lokkend es auch für den Herrſcher ſelbſt ſonſt ſein möge die Krone auf das Haupt des jedesmaligen reifſten und beſten unter ſeinen Söhnen oder Brüdern ſezen zu können, doch keiner menſchlichen Willkühr hier Raum gelaſſen iſt. Würden wir indeß dieſes wol ſo getroſt nachſprechen, wie die Inſtitutionen aller heutigen europäiſchen Staaten, die aus allen Zerrüttungen und Umwälzungen immer wieder in dieſer Geſtalt der erblichen Monarchien hervorgegangen ſind, es uns vorſagen, wenn wir nicht glaubten vorausſezen zu dürfen, daß bei der Art wie dieſes Eine Geſchlecht von der Geſammtheit der geiſtigen Kräfte des ganzen Volkes getragen wird und emporgehalten, bei dem Bande welches jeden einzelnen des Geſchlechtes mit allen übrigen verknüpft, noch ehe der jedesmalige Thronfolger an die Spize des ganzen geſtellt wird, kurz bei dem hier natürlichen gegenſeitigen Verhältniß des Familienſinnes zu dem Gemeingeiſt, in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge wenigſtens der perſönliche Unterſchied der einzelnen in ſeinem Einfluß auf das ganze ein gewiſſes Maaß nicht überſchreiten werde.

Freilich wird dieſe Vorausſezung falſch ſein, wenn es an dem einen weſentlichen Element, der lebendigen Wechſelwirkung zwiſchen dem Volk und dem herrſchenden Geſchlechte, fehlt, wenn der Monarch ſich mit den ſeinigen in ein geheimnißvolles Dunkel

verhüllt, um nur bei einzelnen Gelegenheiten in nur anders verhüllendem Pomp hervorzutreten. Aber dann iſt auch entweder das ganze eine todte eigentlich nur durch das hergebrachte nicht durch irgend einen lebendigen Geiſt bewegte Maſſe, oder das regierende Geſchlecht verliert bald ſeine Bedeutung, und eine andere Geſtalt der Dinge tritt ein. Da aber, wo ein Fürſtenhaus nicht nur an die Spize ſondern zugleich auch in die Mitte des Volkes geſtellt iſt, entſteht auch in demſelben ein eigenthümlicher von allen andern auch ausgezeichneten Geſchlechtern es beſtimmt unterſcheidender Geiſt. Der einzelne Mann auch von den größten Gaben hängt von günſtigen Umſtänden ab, wenn er ſich ohne Unterſtüzung eines angeerbten Glanzes dahin erheben ſoll ein öffentlicher Charakter zu ſein, er muß ſich in gefährlichen Zeiten gezeigt haben und in glänzenden bewährt, dann wird ſein Name der freudige Stolz der Menge, und wer wollte ihm nicht ſein Bewußtſein beneiden, ſofern ihm an der ſchönen Gegenwart genügt. Aber ſo wie er nichts vor ſich hatte, ſo wird er auch nichts nach ſich haben; er wird von Einer großen Welle der Zeit hoch emporgetragen, die ſich vielleicht lange mit majeſtätiſchem Stolze fortwälzt; aber früher oder ſpäter wird ſie ereilt von einer folgenden, und verſinkt unter dieſer mit allem was ſie trug. Ein nur nicht unwürdiges Glied eines berühmten Geſchlechtes kann ſich, auch wenn es ihm an dem Wunſch ſich auszuzeichnen nicht fehlt, doch mit ungetrübter Ruhe der glükklichen Zeiten freuen, wo es mitten in dem allgemeinen Wohlbefinden des ganzen nicht leicht für den einzelnen möglich iſt ſich glänzende Verdienſte um daſſelbe zu erwerben, aber er weiß, daß wo er hinkommt wohlthuende und erhebende Erinnerungen ſich an ſeinen Namen knüpfen, und daß dieſe gern von einem freundlichen Vertrauen begleitet ſind, welches er nur zu nähren braucht durch Treue gegen das, was ihm überliefert iſt; und wie er durch die Vergangenheit lebt, ſo hat er nur ſein Geſchlecht dem Geiſt der Zeit gemäß zu erhalten und fortzubilden, um ſelbſt befriedigt zu ſein und die Anſprüche ſeines Volkes zu befriedigen. Aber wie ganz

anders geſtaltet ſich das Bewußtſein in jedem Gliede eines königlichen Hauſes. Nur das herrſchende Familienhaupt ſelbſt iſt was es iſt durch ſeine Perſon. Für jedes andere Glied des Hauſes ſind perſönliche Verdienſte um das Vaterland nur eine zufällige Zugabe; denn ſie können ſie nur erwerben an Stellen, welche auch durch andere könnten ausgefüllt werden. Nie können ſie in Verſuchung kommen und nie ſollen ſie in Verdacht gerathen perſönlichen Ruhm eigenliebig zu ſuchen; denn wo ſie hingeſtellt werden, verſteht ſich das beſte und vortrefflichſte von ſelbſt, weil ſie wie kein anderer von Kindesbeinen an als Glieder dieſes Hauſes mit dem ganzen und für daſſelbe gelebt, nur den Namen des Landes als ihren gemeinſamen Familiennamen gekannt und das Bewußtſein ihres Berufs mit der umgebenden Luft eingeathmet haben, und es ihnen mit jedem Beweiſe der Ehrfurcht, die ihnen ſchon in ihren Kinderjahren gezollt wird, tiefer iſt eingeſchärft worden, ſo daß bei ihnen allen, zumal aber den männlichen Gliedern, Familienſinn und Gemeingeiſt, Kindesliebe Geſchwiſterliebe und Vaterlandsliebe, Sorge für ihre Nachkommen und Sorge für den Staat nur eines iſt und daſſelbe.

Doch um den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge richtig zu würdigen, müſſen wir noch die Frage aufwerfen, wie ein ſolches Haus ſich erneuern kann und fortbeſtehen. Was kann natürlicher ſcheinen, als daß, wie ein Herrſcher ſeine geſellige Umgebung findet in der Auswahl des Volks oder den ausgezeichneten edlen Geſchlechtern, ſo auch die Familie ſelbſt ſich in dieſe verſenkt und aus dieſen verſtärkt, die Töchter des Königshauſes den edelſten des Landes vermählend und wiederum die Töchter der edelſten den Söhnen des Hauſes zuführend. Wenn ſo das dem höchſten menſchlichen Beruf für ſein Volk geweihete Haus ſich von aller fremden Beimiſchung frei hält und nur was von dem edelſten der Geſammtheit herſtammt in ſich aufnimmt: ſo muß es wol den Geiſt und Charakter des Volkes am reinſten bewahren und am vollkommenſten in ſich entwikkeln. Aber freilich auch am ſchroffſten und mit der ſtärkſten Spannung gegen alles fremde,

alſo einer ſolchen Zeit freilich nicht ſehr angemeſſen, wo die Völker ohne die mannigfaltigſten Berührungen nicht nur ſondern Verbindungen mit einander nicht mehr beſtehen können. Doch nicht nur dieſes, ſondern durch eine ſolche Art zu ſein verliert auch das regierende Haus ſeine Stellung über demſelben und verwebt ſich zu ſehr in daſſelbe; es verliert ſeine gleichmäßige Beziehung zu dem ganzen, und gehört unvermeidlich denen näher an, denen es verwandt und verſchwägert iſt. Und welche ſchauderhafte Menge von Liſt und Ränken im Wetteifer um dieſe Verwandtſchaft, von blutigen Fehden aus Eiferſucht über dieſelbe, ja von bürgerlichen Kriegen, von Entthronungen und offnen oder verlarvten Königsmorden aus getheilten Anſprüchen, die auf dieſe Weiſe entſtanden ſind, zeigt uns nicht die Geſchichte ſchon eines einzigen Landes. Daher haben je länger je mehr die europäiſchen Königshäuſer dieſes Syſtem nur den Völkern überlaſſen, bei denen das Familienleben überhaupt ſich verbirgt und ſo ganz von dem öffentlichen Leben abgeriſſen iſt, und alſo kein Einfluß von Verſchwägerungen exiſtirt. Sie ſelbſt aber, unſere Fürſtenhäuſer, haben immer mehr alle Eheverbindungen mit dem eignen Volke vermieden und ſich nur unter einander verſchwägert; und ſo hat ſich dieſe vorher in der Geſchichte noch nie ſo da geweſene Erſcheinung gebildet, daß unſer ganzes Staatenſyſtem von einem einzigen Familiennez regierender Häuſer umſchlungen iſt, in welchem ſich höchſtens zwei Hauptſtämme noch unterſcheiden laſſen, ein germaniſcher und ein romaniſcher, um ſie nur mit allgemeinen ethnographiſchen Namen zu bezeichnen, welche beide aber doch durch mehrere Mittelglieder mannigfaltig mit einander zuſammenhangen, ſo daß ſich nun alle unter einander mit verwandtſchaftlichen Namen begrüßen.

Seitdem dieſe Maxime ſich feſtgeſezt hat iſt wol nirgends eine Beſorgniß entſtanden, der Regent werde dereinſt dem Vaterlande weniger angehören, wenn ſeine Mutter nicht eine eingeborene deſſelben iſt, ſondern ſie ſelbſt iſt gleich eine Tochter des Landes geworden, deſſen Preis und Ehre auf ſie mit übertragen

wird, ſo wie ſie in dies geheiligte Revier eintritt, und ſo kann ſie auch nur Söhne des Landes gebären und erziehen. Aber über den Einfluß dieſes Inſtitutes auf die Verhältniſſe der Völker hat man ſehr verſchieden gedacht. Es hat freilich Zeiten gegeben, wo die größeren Staaten noch zu wenig in ihr neues Selbſtgefühl eingelebt ſich in der Erinnerung an die ehemaligen ritterlichen Fehden in einer Luſt zu kleinen Kriegen aus unbedeutenden Urſachen erſchöpften, und wo eine Vermählung, die einen Friedensſchluß beſiegelte, nicht viel mehr war als eine ſchlechte Maske über den Vorſaz bei der nächſten günſtigen Gelegenheit wieder loszubrechen; aber dieſe Zeiten ſind vorbei. Gewaltigere Explosionen haben der politiſchen Atmoſphäre eine andere Spannung gegeben und die Staaten von der krankhaften Neigung zu ſolchen kleinlichen Erſchütterungen geheilt, und in großen Geſchikken Kämpfen und Prüfungen aller Art hat wo ſo viel auf Geiſt und Sinn der einzelnen beruht auch in den Häuſern der Herrſcher der Sinn für das Leben der Familie ſich ein größeres Recht wiedergewonnen, und treue Liebe im häuslichen Kreiſe iſt wieder erkannt worden als das Heiligthum, in welchem am ſicherſten das Gemüth ſich beſänftiget reiniget und ſtärkt. Auch ſeitdem haben wir freilich auf der politiſchen Rednerbühne und ſonſt oft genug den Spruch gehört, daß die Völker und die Staaten weder Vettern haben noch Schwäger. Dieſer einfache Spruch iſt auch in ſo fern wol richtig, daß wenn die Intereſſen der Völker ſich einmal bis auf einen gewiſſen Grad verwikkelt haben andere Gründe als ſolche Verwandtſchaften dazu gehören, um jeden andern auch mit Aufopferungen verbundenen Ausweg der Entſcheidung durch die Waffen vorzuziehen. Aber nicht minder gewiß iſt dieſes, daß ſolche Befreundungen doch nicht unwirkſam ſind heftige Ausbrüche weiter zu entfernen, die Keime der Zwietracht eher zu unterdrükken, die friedlichen Wege beiden Theilen wünſchenswerth und erfreulich zu machen und in ruhigen Zeiten auch die Völker einander zu nähern. Auf alle Weiſe alſo iſt jenes Nez ein ſtarkes Band der Einigkeit für unſern Welttheil, ein

Nez des Friedens über Europas Reiche geſpannt, durch deſſen ſanften Zauber die Abneigungen und Vorurtheile der Völker ſich allmählig löſen, geſellige Verhältniſſe aller Art ſich unter allen leichter anknüpfen, die Verhandlungen der Staaten immer mehr den Charakter eines verborgenen Krieges verlieren, der Geiſt der Wahrheit und Offenheit mächtigen Vorſchub gewinnt, und in allem was zum Leben der Staaten gehört gemeinſame Intereſſen und gemeinſame Liebe alles immer mehr zu einer allgemeinen Verbrüderung ſtimmt.

Wie geſegnet alſo das Haus des Königes, welches gleich einem kräftigen Baum ſeine Aeſte ausſtrekkt gen Oſt und Weſt, und edle fürſtliche Frauen als holde Genien des Friedens ausſendet und empfängt. Und dieſe Tage hoffnungsvoller Verbindungen und ſeltenen Wiederſehns, auf die der König auf die wir alle heute mit beſonderer Freude zurükkſehen, dieſe Umarmungen, als die theure Tochter dem Vater in dem künftigen Beherrſcher eines großen Reiches ſeinen Enkel hinreichte, ſie ſind, obgleich ganz und ausſchließend dem innern Familienkreiſe angehörig, dennoch nicht nur eines der gehaltreichſten Blätter in dem Lebensbuch des Königs, nicht nur mit Recht die Freude und das Jauchzen eines getreuen Volkes, ſondern ſie verdienen ein Gegenſtand des Intereſſe und des Wohlgefallens für Europa zu ſein, wenn es ſein ſchönes Geſchikk, wenn es die menſchlichen Wege, auf welchen es ſeinem Ziel entgegengeführt wird, verſteht und zu würdigen weiß.

16. *)

Gedächtnißrede

auf

Philipp Buttmann.

Der Tag, an welchem wir die Gedächtnißfeier unſeres Stifters begehen, iſt zugleich nach den Ordnungen unſeres Vereins dazu beſtimmt, das Andenken der Mitglieder, welche der Tod unſerem Kreiſe entrükkt, den übriggebliebenen noch einmal zurükkzurufen. Eine löbliche wiewol nicht allen Vereinen dieſer Art gemeinſame Sitte! Es ſagt dem Gemüthe zu, denen von welchen wir vorausſezen dürfen, daß ſie unvernommen irgend einmal Abſchied von uns genommen haben, eine Antwort auf ihren lezten Gruß nachzurufen; es gehört zur Ordnung einer enger geſchloſſenen Gemeinſchaft, ein Verhältniß, welches der Tod oft auf das unerwartetſte und immer wol unwillkommen abbricht, durch eine ehrende Aeußerung der Liebe mit Bewußtſein und Beſonnenheit abzuſchließen. Daher erſcheint mir auch unſere Weiſe, daß dieſer Nachruf recht aus der Mitte des Vereins und von den Geſchäftsführern deſſelben ſich vernehmen laſſe, richtiger und natürlicher, als wenn anderwärts dieſe Pflicht den neuen Mitgliedern obliegt, welche die verlaſſenen Pläze einnehmen. Berühmte

*) Geleſen am 8. Julius 1830. Schon abgedruckt in den Abhandl. der königl. Akad. d. Wiſſenſch. in B. 1830. pag. XI. J.

Namen würdiger Vorgänger geſchikkt und beredt zu feiern iſt freilich für neu eintretende ein dankbares Geſchäft, und ſehr geeignet ihnen günſtigen Eingang zu gewähren bei den neuen Genoſſen; aber ein treues und wahres Wort über das Verhältniß eines dahingegangenen zu dem Verein iſt doch wol nur nach unſerer Weiſe zu erwarten. Und hierauf glaube ich doch müſſen wir unſere Gedächtnißreden bei dem gegenwärtigen Zuſtand der literariſchen Welt vorzüglich beſchränken. Denn hat uns irgend ein wiſſenſchaftlicher Mann verlaſſen: ſo wetteifern nach Maaßgabe als er ausgezeichnet war gleich alle literariſchen Blätter um den beſten Nekrolog, gehn auch dem gelehrten Deutſchland mit möglichſt genauen Verzeichniſſen ſeiner Schriften an die Hand und voran, ja auch das allgemein menſchliche wird in dem Maaß wie es ſich darbietet mit in die Darſtellung gezogen, ſo daß uns, die wir nur an Einen Tag jährlich gebunden ſind, ſelten etwas übrig bleiben würde, als berichtigende und ergänzende Wiederholung deſſen, was ſchon außer unſerm Kreiſe geſagt worden iſt. Nur die Beziehungen zu uns, dasjenige, wodurch einer der unſrige war, wird ſeltener unſerer Feier vorweggenommen; und dieſes am meiſten eignet ſich auch dazu in unſere Denkſchriften mit der Jahresgeſchichte unſeres Vereins als ein Theil derſelben niedergelegt zu werden. Wenige Tage waren erſt nach dem Tode unſeres **Buttmann** verfloſſen, als ſchon zwei ſeiner Freunde, auch Glieder unſerer Akademie, in hieſigen Blättern *) die Hauptzüge ſeines Lebens zuſammenfaßten, ſeine wiſſenſchaftliche Art und Kunſt in ihrer Eigenthümlichkeit darſtellten und den mannigfaltigen Kreiſen, in welchen dieſer Virtuoſe der Geſelligkeit ſich bewegt hatte, das liebenswürdige Gemüth des Mannes vergegenwärtigten. Sind nun auch die Vorgänger nicht immer ſo trefflich: ſo würde dennoch, wenn wir uns nicht auf unſerm beſonderen Standpunkte feſthalten, oft genug der Fall auf ähnliche Weiſe eintreten, daß der akademiſche Sprecher nichts anderes ſein

*) Allg. Pr. St.-Zeit. 1829 Nr. 177 und Berl. Nachrichten 1829 Nr. 147.

könnte als das treue Echo einer oder mehrer früherer Stimmen. Bei unſerm Buttmann kommt noch die bekannte von ihm ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung *) hinzu, in welcher er mit der rühmlichſten Offenheit angiebt, nicht nur wodurch jedesmal ſein äußeres Leben eine neue Richtung bekommen, ſondern auch wie ihm der Gang ſeiner Studien iſt beſtimmt, und wie er zu ſeinen Arbeiten iſt veranlaßt worden; ja auch das hat er nicht übergangen, was man als die Schranken ſeines Genius anſehen kann, ſo daß nichts übrig bliebe, als das ſchon geſagte zuſammenzuſtellen, und das authentiſche zwar aber doch faſt nur hingeworfene ausführlicher oder kürzer zu kommentiren. Dieſe eigne Nachricht Buttmann's von ſich ſelbſt endet gerade mit ſeinem Eintritt in unſere Akademie und mit dem Geſtändniß, es ſei ihm eher ängſtlich zu Muthe bei dieſer ausgezeichneten Erweiterung ſeiner literariſchen Wirkſamkeit. Wie er überall nichts weniger leiden mochte als die falſche der Ziererei verwandte Beſcheidenheit: ſo hat er gewiß auch hier ſein Gefühl wahr ausgeſprochen; aber es iſt doch ein irriges geweſen. Man braucht nichts von ſeinen Forſchungen zu kennen, aber nur geleſen zu haben wie unſere beiden Freunde den Geiſt ſeiner Arbeiten beſchreiben, um gleich zu wiſſen, daß ſie zu den Zierden unſerer Sammlungen gehören. Ich möchte aber noch weiter gehen und behaupten, daß nicht leicht einer ſo ganz von der Natur dazu gemacht war, und ſo ganz — und zwar mit dem beſten Gewiſſen — ſeinen Beruf darin finden konnte Akademiker zu ſein, als er. Wenn ich mir hiebei freilich die Frage denke, was ein Akademiker eigentlich ſei: ſo kann einige Verlegenheit entſtehen, da über die Abzwekkung ſolcher Vereine in einem wiſſenſchaftlichen Zuſtand wie der gegenwärtige gar verſchiedene Anſichten ſtattfinden. So oft dieſe unter uns ſelbſt zur Sprache kamen, geſellte er ſich immer zu denen, welche in unſerer Akademie am liebſten eine wirkliche Vereinigung von wiſſenſchaftlichen Kräften zu gemeinſamen Zwekken

*) Bildniſſe jezt lebender Berl. Gelehrten mit Selbſtbiographien 3te Samml.

ſehen wollten, kraft deren bedeutende Werke ausgeführt werden könnten, die jedem einzelnen zu groß wären. Allein wenn auch andere den Nuzen unſeres Vereins ſicherer zu finden glaubten in den Arbeiten der einzelnen, welche dadurch erleichtert, veranlaßt, und, ohne daß wir uns mit dem läſtigen Theil der Sache zu befaſſen brauchten, an das ſachkundige Publikum gebracht werden: Buttmann war in beider Hinſicht mehr als irgend einer ein Akademiker. Gehen wir von dem erſten Geſichtspunkt aus: ſo war er in ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten durchaus geſellig beſtimmbar, freilich in dem Kreiſe, in welchem er ſich Leiſtungen mit einer gewiſſen Sicherheit zutrauen konnte, ſo daß er ſich nicht verleiten ließ mit zerſplitternder Vielthätigkeit bald in dieſem bald in jenem ganz neuen Felde mit anderen zu arbeiten. Allein auch dieſe ſchüzende Vorſicht ging aus von der geſelligen Maxime, die er ſelbſt als eines der bedeutendſten Regulative ſeines Lebens angiebt, daß er nämlich nie in einen geſelligen Kreis eingetreten ſei, bis er die Sicherheit gehabt in demſelben etwas zu ſein und etwas zu leiſten. Und in dieſem Sinne der wiſſenſchaftlichen Geſelligkeit hat er ſchon lange gelebt und gewirkt, ehe er in unſern Kreis eintrat. So war ſeine erſte philologiſche Wirkſamkeit die Hülfsarbeit am Schweighäuſerſchen Polybius, ſo hier ſeine gemeinſchaftlichen Studien mit dem etwas älteren Spalding, deſſen Hauptarbeit er deswegen zu vollenden im Stande war; wie er auch den Bieſterſchen Dialogen, mit des würdigen Mannes Vergunſt ſei es geſagt, durch ſeine Hülfe und durch ſeine ſpätere Ueberarbeitung erſt einen eigentlich philologiſchen Werth gab; ſo hernach ſein Verhältniß mit dem bedeutend jüngeren Heindorf, den er während ſeiner ganzen Laufbahn förderte und unterſtüzte; ſo der freundſchaftliche größere Kreis mehr auf Förderung der Theilnehmer als auf Bereicherung des Publikums gerichteter griechiſcher Leſungen, von dem er eine Reihe von Jahren hindurch der am meiſten belebende Mittelpunkt war. Ja wenn nach den erſten ordnenden Vorarbeiten, die er an der hieſigen königlichen Bibliothek verrichten half, er hernach

wünſchte in dieſem Wirkungskreiſe zu bleiben und ihn für denjenigen erklärte, der ihm immer am meiſten zugeſagt habe: ſo war es, weil er ſich nun für geſchikkt hielt in den Geſammtkreis der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit Berlins als literariſcher Rathgeber und Helfer einzutreten. Denn das war eigentlich ſeine Freude an dieſem Geſchäft, daß er mittelſt der Bibliothek allen, die ſich an ihn wendeten, in ihren literariſchen Bedürfniſſen hülfreich ſein konnte, und gewiß hat er nie Zeit und Mühe ſich verdrießen laſſen, auch Studien, die ihm ſelbſt ziemlich fern lagen, auf dieſe Weiſe zu fördern. Ja wenn er auch nie die erſte Stelle an der königlichen Bibliothek ausgefüllt hat und erſt ſpät eigentlicher Bibliothekar geworden iſt: ſo ſind doch die Verwaltungsgrundſäze, die beſonders bei Errichtung der hieſigen Univerſität neu aufzuſtellen waren, wenigſtens ihrem erſten ſeitdem immer beibehaltenen Principe nach großentheils ſeinem Einfluß zuzuſchreiben, wie ſie auf den liberalſten Gebrauch des vorhandenen und auf die Abhelfung jedes ſich zu Tage legenden Bedürfniſſes ohne alle Vorliebe für beſondere Fächer berechnet ſind. Ja wenn er es ſelbſt bemerklich gemacht, daß ſeine literariſchen Productionen ſpäter als gewöhnlich angefangen haben, und daß er überall erſt und nur in Berlin geworden ſei was er ſei: ſo kommt dies daher, weil es ihm früher an der geſelligen Anfaſſung fehlte, die er hier in vollem Maaße fand. Vieles würde vielleicht immer als geſammelter Stoff oder als höchſt flüchtig ſkizzirtes Reſultat in ſeinen Papieren geruht haben, wenn er nicht durch geſellige Verhältniſſe aufgefordert worden wäre damit hervorzutreten. Und genau betrachtet möchte man ſagen, daß er auch nur auf dieſem Wege dazu gekommen iſt, ſich die Hauptrichtung ſeines Lebens auf das klaſſiſche und namentlich griechiſche Alterthum zu beſtimmen. Denn wenn wir die Nachrichten von ſeinen göttingenſchen Studien zuſammennehmen: ſo ſagt er ſelbſt nur, nachdem er von der Theologie — ungeſagt weshalb — abgegangen, ſei er bei der Philologie, die er ſchon als Grundlage zu jener trieb, ſtehen geblieben; und das klingt nicht ſonderlich, als ob ihm damals

ſchon ein verſtärkter innerer Beruf dazu gekommen wäre. Es war aber auch nicht nur die klaſſiſche ſondern auch hebräiſche Philologie, wie denn mehrere von ſeinen ſpäter ans Licht getretenen Arbeiten von fortgeſezter Beſchäftigung mit dieſer zeugen. Und wenn er einen Ruf nach Deſſau annahm, der ſich auf Mittheilung geographiſcher und ſtatiſtiſcher Kenntniſſe bezog, und wir ihn hernach lange Zeit mit lebendiger Theilnahme bei der Redaction unſerer politiſchen Zeitung finden: ſo dürfen wir uns nur erinnern, daß er in Göttingen auch beſonders auf Gatterer gehalten, um zu glauben, daß er auf dieſe Gegenſtände damals einen nicht unbedeutenden Theil ſeiner Zeit gewendet habe. Und wenn er gleich ſelbſt ſagt, beides wären nur Nebenbeſchäftigungen geweſen, wie er dergleichen immer bei ſeinen Hauptbeſchäftigungen getrieben habe: ſo möchte ich ihm entgegen behaupten, es habe mit dieſem Unterſchiede bei ihm von vorne herein nicht ſehr viel bedeutet, ſondern alles, worauf ihn die Lehrgeſammtheit der Univerſität nach Maaßgabe der anziehenden Kraft jedes einzelnen hinleitete, habe ihm ziemlich gleich geſtanden, bis ein geſelliger Anſtoß dem einen Gebiete einen Vorſprung vor den übrigen gab. Dieſen gewann die griechiſche Sprache zuerſt in Straßburg, und, nachdem ſie in Deſſau zurükkgedrängt geweſen, aufs neue und für immer in Berlin durch eine damals hier rege gewordene Liebe zu dieſer Sprache, und durch ſeine perſönlichen Verhältniſſe mit den Männern, die dieſen neuen Aufſchwung am entſchiedenſten förderten. Und hier würde freilich die etymologiſche Richtung immer die Vorhand behalten haben, aber ſie hätte ſich eben ſo leicht nach ſeinen erſten Arbeiten zu urtheilen dem lexikaliſchen zuwenden können, als dem eigentlich grammatiſchen, wenn nicht abermals ein geſelliger Anſtoß ihn auf dieſe lezte Bahn vorzüglich getrieben hätte. Grammatiſche Unterſuchungen würde er immer angeſtellt haben; ſie würden auch wol in einzelnen Abhandlungen ans Licht getreten ſein, aber die Grammatik hätte ſich ſchwerlich zuſammengefunden, wenn ſie ihm nicht wäre über den Kopf genommen worden als Ergänzung der Arbeit eines

anderen. Vielleicht hätte ich dieſes überhaupt nicht oder wenigſtens nicht ſo ſagen ſollen, aus Furcht jemand möchte vielleicht deshalb ſein Talent und ſeine Arbeit geringer anſchlagen. Aber was iſt wol der Beobachtung würdiger an einem einzelnen Leben als zu ſehen, wie der Geiſt, nachdem er in den Leib eingeſchloſſen als einzelne Seele erſcheint, ſich nun ſeine Einzelheit von innen ſelbſt genauer beſtimmt, und dieſe Richtungen des geiſtigen Lebens ſich aneignend andere aber anderen überlaſſend ein ſolcher wird? Und wer iſt in dieſer Selbſtbeſtimmung ein freierer und erquikklicherer Spender und Bildner der mitgebornen Gaben? iſt es derjenige, der in einen ganz ins einzelne hinein beſtimmten Trieb zuſammengezogen, in ungünſtiger Lage entweder ſich mühſam abarbeitet und doch nur kümmerliches zu Stande bringt, oder erſt gewaltſam durchbrechen muß dahin wo er das Eine anvertraute wirkſam und geltend machen kann; oder iſt es derjenige, der ſich, ehe er ſo ganz beſtimmt iſt, unbefangen den Forderungen des umgebenden Lebens hingiebt, und dem deshalb jede Lage günſtig iſt, um bald ſo bald anders einzugreifen und von dem, was nach dem Ausſpruch des Gemeinſinnes und Geiſtes noth thut, zu verrichten was er kann? Ein ſolcher war Buttmann. Angeboren war ihm als einem überwiegend forſchenden Geiſt urſprünglich nur die Richtung und Neigung zur Geſchichte im Gegenſaz der auf Erforſchung der Natur, dies aber ſo ſehr, daß, wäre er durch überwiegenden Einfluß in die entgegengeſezte Bahn geworfen worden, er ſich doch auch dort nur an das geſchichtliche und ſprachliche würde gehängt haben. Dieſes ganze Gebiet aber ſtand ihm offen von Natur, und er hat ſich auf das vielfältigſte darin verſucht; aber zu ausgearbeiteten Leiſtungen innerhalb deſſelben beſtimmte er ſich nur für das, was wiſſenſchaftliche Geſelligkeit ihm entlokkte. Das übrige half ſich dann durch, wie er ſelbſt ſagt, als Nebenbeſchäftigung, erwartend daß es auf dieſelbe Weiſe auch, wenn gleich nur einzeln und zerſtreut, ans Licht werde gefördert werden. So war es ihm denn ganz angemeſſen, daß ſeine Grammatik als ein ſo entſtan-

denes Werk dadurch, daß ſie ſich bei der nächſten Erweiterung aus dem Zuſammenhang mit fremder Arbeit löſte, und durch unabläſſige Pflege und neue Ausſtattung ſich zu ſeinem Hauptwerk herausarbeitete, zu einem Werke von dem größten Einfluß, welches noch mancher jugendlichen Generation unſeres Volkes die ſchönſte der Sprachen aufſchließen wird, und durch welches ihm gelungen iſt zwiſchen Nachkommen und Vorfahren vermittelnd die Nachkommen ſelbſt in die Sprache ihrer Ahnen einzuweihen. Iſt ihm nun nicht vergönnt geweſen es in jener größern Ausführlichkeit, welche ihm geſtattete manche ſeiner eigenthümlichen Anſichten ſchärfer zu entwikkeln und tiefer zu begründen, ganz zum Ende zu führen: ſo wollen wir uns damit tröſten, daß er noch den Theil, der immer am meiſten würde geglänzt haben, vollenden konnte, ehe die Krankheit ihn ganz darnieder warf.

War er nun durch ſeine Natur ſo ganz auf die wiſſenſchaftliche Geſelligkeit angewieſen und dadurch ſo zum Akademiker beſtimmt, daß er ſich jedem wiſſenſchaftlichen Verein gern anſchloß, und daß ſich ihm jede wiſſenſchaftliche Befreundung zu einer Art von akademiſchem Verhältniß in dieſem Sinne, zu Gemeinſchaft der Forſchung und der Production, geſtaltete: ſo war er nicht minder akademiſch, wenn wir von der andern Vorausſezung ausgehen, durch die faſt ausſchließende Richtung ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens auf einzelne Unterſuchungen. Wer in irgend einem ſyſtematiſchen Verfahren in zuſammenhängenden Conſtructionen vornämlich begriffen iſt, der kann ſich zwar eines ſolchen Vereins wie der unſrige ſehr freuen in vielen Hinſichten, aber zu einer beſtimmten Zeit etwas einzelnes in ſich vollendetes abliefern zu ſollen, das kann ihm eher beſchwerlich ſein. In dieſer Verlegenheit war Buttmann nie, denn er war immer in einzelnen Arbeiten begriffen, und iſt darum auch, ſo lange er mit uns arbeitete, von einer großen Regelmäßigkeit geweſen in ſeinen Beiträgen. Wie er von Natur dem einen der beiden großen Hauptobjecte des Wiſſens zugewandt war, dem andern aber fern ſtand: ſo war ihm auch von den beiden Hauptformen, der ſpe-

culativen Zuſammenſchauung und der geſchichtlichen Forſchung, dieſe mitgegeben, jene aber verſagt. Wenn der ſterbliche noch geboren werden ſoll, der ſich in beiden mit gleicher Leichtigkeit bewegt: ſo können wir dieſe Einſeitigkeit eben ſo wenig ihm als einem anderen zum Mangel anrechnen; Buttmann durfte wenigſtens nur ſo ſein, wenn er ſo in ſich zuſammenhängend ſo ſich ſelbſt gleich ſein ſollte als er wirklich war. Denn dieſe Richtung ſeiner Thätigkeit ſteht mit ſeinem Beſtimmtſein für die Geſelligkeit und durch die Geſelligkeit in der engſten Verbindung. Der ſpeculative Denker auch im weiteren Sinn kann nur Vorarbeiter haben und Schüler, Genoſſen aber nicht; uud die Geſelligkeit muß ihm etwas beſonderes für ſich ſein abgeſondert von ſeiner Hauptrichtung. Buttmann aber liebte die Geſelligkeit nicht nur für das Leben, wiewol er auch dort Meiſter darin war, ſondern auch für das Wiſſen, und er liebte ſie ſo frei und gleich als möglich; er wollte und ſuchte grade Genoſſen, und ſo wenig er ſich als Meiſter aufdrang, ſo wenig ſuchte er auch Schüler feſtzuhalten, ſondern mochte, daß jeder ſo bald als möglich auf eigenen Füßen ſtände. Darum war natürlich die geſchichtliche Forſchung, und nun, nachdem er ſich einmal für dieſe vorzüglich beſtimmt hatte, die geſchichtliche Sprachforſchung inſonderheit ſein eigenthümlichſtes Gebiet. Denn hier gilt es Genoſſen je mehr je beſſer, Autoritäten aber ſind nichts; weshalb er auch hier auf das feſteſte an jenem Gegenſaz hielt, und nicht wollte, daß die Sprache ſollte auf ſpeculative Weiſe conſtruirt werden, da ſie ein geſchichtlich gewachſenes iſt. Darum machte ihm auch in jeder Sprache das die meiſte Freude, wodurch ſie ſich jenem Anſinnen am ſchroffſten widerſezt, der Sprachgebrauch, der als Thatſache hingeſtellt werden kann, je räthſelhafter deſto lieber. Ja faßte er auch ſchon die Regeln mit der größten Vorſicht in dieſer Beziehung: ſo waren ihm doch die Ausnahmen die eigentlichen Gegenſtände ſeiner Liebe, und er freute ſich wenn ſie lange ihn dieſe jugendliche Friſche genießen ließen, weil er ja doch nicht anders konnte, als auch für ſie Analogien zu ſuchen und ſie da=

durch unter Regel zu bringen. Hierin aber war er auch ein Meiſter, wie es wenige gegeben hat; die Einzelheiten der Sprache ſtanden ihm zu Gebote auf eine faſt magiſche Weiſe zu jedem Spiel und zu jedem Ernſt. Durch entfernte Verwandtſchaften das deutlich machen, was am meiſten vereinzelt erſcheint und unerklärlich, Vergleichungen und Verſtändigungsmittel herbei bringen, von wo ein anderer ſie nicht geſucht hätte, mit dieſer Virtuoſität überraſchte er immer wieder aufs neue. Aber nicht leicht konnte auch etwas ihn ſo leicht in eine ihm nicht gewohnte Spannung verſezen, als wenn er fürchtete, daß ſelbſt Freunde und Kenner eine Zuſammenſtellung, mit der es ihm Ernſt war, und die er ſchon in einer gewiſſen Geſtaltung vortrug, eher ſcherzhaft nehmen möchten. Dies war vielleicht das einzige, worüber er bisweilen wenigſtens ſchien keinen Scherz verſtehen zu wollen. Das Syſtematiſiren aber in der Sprache und in der Geſchichte haßte er aufrichtig, theils weil er es von einer Seite als eine abſolute Verkehrtheit erkannte, von der andern Seite aber als einen Zuſtand der Wiſſenſchaft vorausſezend, der noch gar nicht vorhanden iſt, theils weil es, wenn einmal anerkannt, auch eine tyranniſche Autorität ausübt, indem es die einzelne Forſchung lähmt und einen tödtenden Mechanismus an die Stelle ſezt. Dieſes iſt die ihm widerwärtige Anmaßung, faſt das einzige nebſt ausgeſprochner Schlechtigkeit, was ſeinen duldſamen und nachſichtigen Geiſt in Harniſch bringen konnte. Daß er an den Bemühungen die philologiſchen Studien ſelbſt zuſammenhängender zu geſtalten und ſie als ein geſchloſſenes ganze darzuſtellen keinen Theil nahm, damit hängt es anders zuſammen. Er erkannte ſie an, aber ſie afficirten ihn nicht, weil ſie ganz außerhalb ſeiner Richtung liegen. Und wer weiß, ob nicht hiebei etwas von dem geſunden Skepticismus zum Grunde lag, der ein ſo großes leitendes Princip für ihn war, und den wir gewiß alle für ein weſentliches Element akademiſcher Wiſſenſchaftlichkeit anſehen. Denn wenn wir unſern Charakter ſo ausſprechen, daß wir nicht beſtimmt ſind die Wiſſenſchaft zu überliefern

ſondern weiter zu fördern: ſo würde dieſe Richtung etwas ganz unbeſtimmtes ſein und nur auf Gerathewohl und gutem Glükk beruhen, wenn ſie ſich nicht gründete auf eine immer erweiterte Unterſuchung der Art, wie der gegenwärtige Thatbeſtand der Wiſſenſchaft entſtanden iſt. Denn jeder verſündigt ſich an der Wiſſenſchaft, der indem er in den Gang derſelben eingreift ſeinen Vorgängern gradezu Decharge ertheilt über das, was ſie an ihn abliefern; alle bedeutenden Verbeſſerungen gehen aus von der Reviſion des früheren Verfahrens. Und eben hierin muß Buttmann vor anderen gerühmt werden. Man kann im beſten Sinne des Wortes von ihm ſagen, daß ſich nichts für ihn von ſelbſt verſtand; ſobald etwas für ihn Gegenſtand eigner Forſchung wurde, erkannte er keine Autorität an, ſondern fragte unmittelbar die Sache und wußte ſie zum Reden zu bringen. Und daß man ſo beſtimmt inne wird, er will nichts als dieſes, und er verſteht ſich auf das Anklopfen um jeder verdächtigen Stelle einen verrätheriſchen Ton zu entlokken, das gab allen Unterſuchungen, die er uns vorgetragen hat, die ihm eigenthümliche jeden, auch dem der Gegenſtand fern liegt, anlokkende Friſche. Damit nun hing aber auch zuſammen, daß er auch in den wiſſenſchaftlichen Regionen, wo er nicht ſelbſt einwirkte, nicht zu den gläubigen gehörte, zumal wo er die Spuren einer fleißigen Kritik des zurükkgelegten Weges vermißte. Und ſo mag er über die encyclopädiſche und andere theoretiſche Bemühungen auf dem Gebiete der Philologie wol auch unſicher geweſen ſein, ob wol die Begriffe, von denen man ausging, auf die gehörige Weiſe feſtgeſtellt wären, und Hoffnung gäben in ein einfach geordnetes ganze zuſammenzugehen.

Als Buttmann in unſere Akademie aufgenommen ward, hatte er nicht nur die volle perſönliche Anerkennung der Akademiker für ſich, mit denen er in näherer Verbindung ſtand, ſondern ſeine Grammatik war ſchon ſo weit ausgearbeitet, daß ſie ſeinen philologiſchen Ruf in Deutſchland begründete; auch hatte er ſich auf dem Gebiet hiſtoriſcher Forſchungen über die Mythen

mit Glükk verſucht; ja es war ihm ſchon mehrere Jahre vor ſeinem Eintritt die Auszeichnung geworden, daß die Akademie eine ihr überreichte Abhandlung in ihre Denkſchriften aufnahm. Seine in der Akademie vorgeleſenen und in deren Denkſchriften abgedrukkten Abhandlungen ſind ſämmtlich einzelne ſelbſtändige Forſchungen, theils über mythiſche Gegenſtände, theils über Perſonen und Sachverhältniſſe aus dem früheren und dem weniger gekannten Alterthum. Die meiſten davon ſind ſchon in ſeinem Mythologus geſammelt, ſo wie in ſeinem Lexilogus manches ſich findet, was er in mehreren Klaſſenſizungen immer unter ſehr lebhafter Theilnahme der anweſenden mitgetheilt hatte. Die lezte, die er las, wich um etwas hievon ab, und iſt ſoviel ich weiß das einzige öffentliche Zeugniß von einer Liebhaberei, die immer nur Nebenbeſchäftigung geblieben war, nämlich der Aſtrognoſie; er führte uns zurükk auf die frühere Geſtaltung der noch gangbaren Sternbilder, und ſuchte die Entſtehung derſelben auf die möglichſt natürliche Weiſe deutlich zu machen. Wiewol damals das Leiden, welches ſeinen Tod herbeiführte, ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, überfiel doch wol keinen unter uns eine beſtimmte Ahndung davon, daß dies ſeine lezte Leiſtung ſei, und daß er gleichſam unter dem geſtirnten Himmel Abſchied von uns nehme, bemüht auch jene Sphären mit dem Auge des Volkes zu ſehen, deſſen Art zu ſehen und zu denken in ſeiner Sprache zur rechten Anſchauung zu bringen der wiſſenſchaftliche Beruf ſeines Lebens war. Und doch war es ſo; denn nicht gar lange darauf trug er uns in Bezug auf ſeinen körperlichen Zuſtand den Wunſch vor, von den regelmäßigen Arbeiten an der Akademie dispenſirt zu werden — bis auf weiteres ſagte er zwar, denn er wollte weder uns noch ſich die Hoffnung rauben — aber er ſelbſt war tief bewegt in dieſem Augenblikk, und an keinem wol iſt dieſe Bewegung ohne eine eigne vorübergegangen.

Nach unſeres Spalding's Tod war das von dieſem verwaltete Sekretariat der hiſtoriſch-philologiſchen Klaſſe auf Buttmann übergegangen. Er hatte freilich nie eine Neigung zu äu-

ßerer Geſchäftsführung, theils weil er complicirte Verantwortlichkeiten ſcheute, was auch wieder mit ſeiner, wenn man auf den Erfolg ſieht, den er darin hatte, ganz unbegründeten Abneigung gegen den eigentlichen Lehrſtand zuſammenhängt, ja auf das innigſte in ſeine Eigenthümlichkeit verwebt war, theils aus geſunder Abneigung gegen alles was bloß Förmlichkeit iſt. Dieſem Geſchäfte aber glaubte er doch nicht ſich entziehen zu dürfen. Ein freier Verein von gleichen kann ſeinen Geſchäftsführern keine Verantwortlichkeit aufladen; ſie werfen ſie auf die Geſammtheit zurükk, indem ſie immer nur die beſtehende Ordnung vollziehen oder in beſtimmten Aufträgen handeln. Und einem ſolchen Verein von wiſſenſchaftlichen Männern glaubte er es angemeſſen bloße Förmlichkeiten ſo viel möglich fern von ihm zu halten. In dieſer Hinſicht verdanken wir ihm manches bequemere, ohne daß doch je das weſentliche darunter gelitten hätte. Aber ſchon ſeit mehreren Jahren fühlte er immer beſonderen Drang ſich dieſes Amtes zu entledigen, und konnte nur eine Zeit lang durch Rükkſicht auf das Wohl der Akademie davon abgehalten werden. Er legte es aber nieder, noch ehe er ſich jene allgemeine Entbindung erbat.

Ich bin an meinem Ziele angekommen, und wünſche mir Glükk, daß ich nicht mehr übernommen habe. Sollte ich von der Zeit reden, nachdem er aufgehört unter uns wirkſam zu ſein, von dieſer Zeit, die zumal in Vergleich mit einem ſolchen früheren kein Leben mehr war, ſondern nur der noch nicht gekommene Tod, von jenem allmähligen Verfall nicht des Geiſtes wollen wir zwar ſagen aber doch ſeiner Wirkſamkeit und Aeußerungskraft, nur weil der Leib ihm täglich mehr den Gehorſam verſagte: ſo würde ich der Wehmuth meines Gefühls erliegen. Sollte ich ihn darſtellen rein menſchlich in ſeinem ganzen Weſen, in der männlichen Kräftigkeit ſeines ganzen Lebens, in der nie verlezten Achtung für die Freiheit anderer, in ſeinem lebendigen Eifer für das gute und wahre und ſeiner gänzlichen Abneigung von allem Parteiweſen, in der großartigen Freiheit ſeiner ſittlichen Geſinnung

und in ſeiner faſt ängſtlichen bürgerlichen Geſezlichkeit, in der lebendigen ächt chriſtlichen Frömmigkeit ſeines Herzens und der antiken Ungebundenheit ſeines Mundes, in dem wahren Ernſt ſeiner Handlungsweiſe und der unbeſchreiblichen Milde ſeines Urtheils, in der unübertrefflichen Kekkheit ſeines Wizes und ſeiner Laune und der immer gleichen Weichheit für das Mitgefühl fremden Leidens: ich thäte, was denen doch nicht befriedigend ſein könnte und noch weniger anſchaulich, die ihn nicht kannten, und was doch überflüſſig wäre für uns die wir ihn kannten — und nicht leicht einer der unſrigen iſt in unſerem Kreiſe ſo ganz gekannt ſo übereinſtimmend gewürdigt ſo ungetheilt geliebt worden, als er.

17.

Am 3. Auguſt 1830. *)

Sehr verſchieden nach der Zeiten und Perſonen eigenthümlicher Art iſt immer die Frage beantwortet worden, welches Loos glükklicher ſei, zu herrſchen oder beherrſcht zu werden. Aber keine auch, über welche ſich beide Theile ſo leicht täuſchen können, die beherrſchten, welche der Schimmer der Gewalt, weil ſie ihm fern genug ſtehen, nur lokkt ohne ſie zu ſtechen und zu ermüden, die herrſchenden, wenn ſie die ſtille Verborgenheit des Lebens in dem magiſchen Halbdunkel erblikken, welches ſie ſich ſelbſt künſtlich nicht natürlich nachbilden in ihren einſameren Sizen. Eine ehrwürdige Stimme des Alterthums von einem Manne dieſer Täuſchung weniger ausgeſezt wegen großer Schärfe des geiſtigen Blikkes und großer Erfahrenheit des Lebens, das ſich in ſolcher Nähe von allen heimiſchen Geſtaltungen der Gewalt bewegt hatte, in welcher jede Täuſchung verſchwindet, läßt ſich dahin vernehmen, daß diejenigen, welche am meiſten oder vielmehr allein geſchikkt wären zu herrſchen, deſſen am wenigſten begehrten und nur durch eine aufgelegte Nothwendigkeit dazu könnten vermocht werden. Somit entſcheidet der ſokratiſche weiſe gegen das Glükk

*) Geleſen am 5ten Aug. 1830. Anmerk. Schl's.

der Herrſcher; denn das ſteht ihm immer voran, daß keiner ſich wohl befinden könne, der ſich in einem Geſchäft bewegt, wozu er nicht geeignet iſt. Aber welches ſind ihm nun jene geeigneten, die ſich nur freuen, wenn ſie der Nothwendigkeit des Regierens glükklich wieder entkommen? Beſinnen wir uns, daß es diejenigen ſind, welche ſich mit dem Urquell alles Seins, der ſelbſt über das Sein hinausliegt, mit der wahrnehmbaren Dinge allein wahren Begriffen, welche nur das innere Auge erſchaut, und mit den ewigen Geſezen der Maſſen und ihrer Bewegungen am meiſten beſchäftigen; denken wir uns, dieſe ſollen, wenn ſie nach einer Reihe von Jahren aus ihren einſamen Denkſtätten herabſteigen in das geſellige Gewühl, nicht nur im Beſiz ſein der rechten Principien über das gute und rechte — denn das vielleicht könnten wir ihnen zugeſtehen — ſondern auch in dem Beſiz ihrer richtigen Anwendung auf das vorliegende Leben: was für eine unbewegte faſt leblos ruhige Welt muß dann vor ihnen liegen, und wie fremd erſcheint uns deshalb, wie unangemeſſen dem Boden, auf welchem wir ſtehen, dieſe Entſcheidung des Streites. Dennoch ſcheint es faſt, als hätte man oft und lange Zeiten hindurch auch in der modernen Welt nach dieſer Entſcheidung ſich gerichtet. Denn wenn man die durch ihre Geburt zur Herrſchaft beſtimmten an alle mit derſelben verbundenen zum Theil beengenden Lebensformen von Kindheit an gewöhnte, damit ſie das beſchwerliche davon weniger fühlen möchten, ſie aber zugleich nicht nur von jenen erhabenen Erkenntniſſen zurükkhielt, ſondern auch von vielen, welche der Aufgabe, das Maaß und den Werth der menſchlichen Dinge richtig zu beſtimmen, bedeutend näher liegen: was kann dabei anders zum Grunde gelegen haben, als wenn auch nur eine bewußtloſe Sorge ſie das nicht koſten zu laſſen, woneben ihr nächſter Beruf ihnen unſchmakkhaft werden müßte. Doch auch dieſe Zeiten liegen uns zu fern, als daß wir uns ihre Denkart aneignen könnten. Indeß finden wir auch in der unſrigen einen etwas verſchiedenen aber nicht min-

der triftigen Grund zu ähnlicher Entſcheidung, nämlich die unter uns weit verbreitete Scheu eine große und umfaſſende Verantwortlichkeit zu übernehmen Je zuſammengeſezter die Verflechtung der Verhältniſſe, je größer der Umfang von Gegenſtänden, welcher überſchaut werden muß, je mannigfaltiger beweglich die Kräfte, die geleitet werden ſollen, je getheilter die Intereſſen derer, die von den Einrichtungen des Herrſchers ihre Befriedigung hoffen, je unüberſehbarer die Möglichkeit ſtörender Einwirkungen von außen: um deſto leichter beſchuldigen wir den der Unkunde ſeiner ſelbſt und der Verhältniſſe, die ihn erwarten, der ſich plözlich und ohne Nothwendigkeit in einen ſolchen Strudel hinabſtürzt; um deſto mehr beklagen wir denjenigen, der dieſer Nothwendigkeit nicht entgehen kann.

Allein auch aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet findet ſich in den Verhältniſſen beider Theile, der Herrſcher und der beherrſchten, eine faſt unüberſehbare Mannigfaltigkeit, und ſie entwikkeln ſich von einer dem Anſchein nach vollkommnen Gleichheit zu der höchſten Spannung aber durch dieſe hindurch auch wieder zu der ſchönſten Uebereinſtimmung und zur lebendigſten Mittheilung deſſen, was auf jeder Seite das glükklichſte iſt, an die andere. Es giebt in kleinen Geſellſchaften von geringer Entwikklung einen ſolchen Zuſtand vollkommner Gleichheit, daß, weil alle daſſelbe Maaß halten und innerhalb derſelben Grenzen gebunden ſind, auch der Alleinherrſcher — denn einen ſolchen ſezen wir — nicht nur in ſeinem beſonderen Leben daſſelbe iſt und thut, was auch ſeine untergebenen, ſondern auch wo er gebietet, wiewol es wenig zu gebieten giebt, doch nichts anderes iſt als der Ausrufer deſſen, was auch jeder von ſelbſt würde gethan haben. Es giebt große Völker, unter denen ein ganz anderes Maaß der Gewalt des Herrſchers gilt, ja das größte was man ſich denken kann. Ohne alle Zwiſchenſtufen ohne alle beſtimmte Form hängt das Leben eines jeden an ſeinem Wink; der heute begünſtigtſte Diener hat morgen ſchon ſein Daſein dem gebietenden Willen

mit Leichtigkeit geopfert, oder wandert gleichgültig in eine von aller Theilnahme an der Macht weit abgelegene öde und hoffnungsloſe Verbannung. Aber keine noch ſo raſche That bringt den Machthaber zur Beſinnung über eine zu ſchwere Verantwortlichkeit, die auf ihm ruhe; er ſelbſt und alle, die er beherrſcht, ſind von einem gemeinſamen Gefühl beſeelt, dem eines über alle gleichmäßig waltenden Fatum, und in dieſem finden ſie ſich alle gleich. Es gab große Völker, beſtimmt in einer gewaltigen Aufregung roher Kräfte bedeutende geſchichtliche Wirkungen hervorzubringen, die ſchon zerfallenden Reiche umzurennen durch ihren Stoß, und indem ſie ſich zur Ruhe ſezen den Grund zu legen zu einer neuen Welt. Der Herzog giebt das Zeichen, die Schaar folgt: aber alles bewegt ſich durch denſelben unverſtandenen Impuls eines allen gemeinſamen gewaltigen Lebens. Nur wenn das Bewußtſein ſich weiter entwikkelt, wenn das beſondere Leben und das gemeinſame beſtimmter auseinandertreten, wird der Unterſchied wahrgenommen zwiſchen denen, die ihr einzelnes Leben dem gemeinſamen unterordnen, in welchem ſie nichts ſelbſtſtändiges thun können, und dem, der von ſeinem einzelnen aus vermittelſt des gemeinſamen Lebens, das aus jenem ſeine Impulſe bekommt, dem beſonderen Leben vieler tauſende freien und anmuthigen Raum geben kann oder auch ſtörend und verwirrend in daſſelbe eingreifen. Wird nun dieſer Unterſchied ſo aufgefaßt, daß der Herrſcher weniger beneidet wird wegen ſeines Einfluſſes als die Laſt ſeiner Verantwortlichkeit mitgefühlt: ſo iſt das nicht etwa nur eine gutmüthige Regung, geeignet die leichter zu tröſten, in Bezug auf welche von oben herab ſcheint etwas verſehen worden zu ſein; ſondern auch wenn wir uns ganz außerhalb des Verhältniſſes ſtellen, müſſen wir geſtehen, der Unterſchied zwiſchen der Verantwortlichkeit eines Alleinherrſchers und der eines einzelnen Unterthan iſt ſo groß, daß auch der größte Unterſchied der Einſicht, der Geiſteskräfte überhaupt und aller Momente in dem einzelnen dagegen wie nichts verſchwindet. Dieſer leztere Unter-

ſchied bleibt, ja wenn wir die neuere Geſchichte im ganzen fragen, werden wir wol ſagen müſſen, der Unterſchied zwiſchen dem großen Mann oder dem ſchöpferiſchen und begeiſternden Genius und dem einzelnen im Volke nimmt eher ab von einer Generation zur andern, als daß er zunähme; je mehr aber die Bevölkerung wächſt, je höher der Wohlſtand ſteigt, und je mehr die Quellen deſſelben ſich vervielfältigen: in dieſem zuſammengeſezten Maaß wächſt auch der Einfluß aller einzelnen Beſtimmungen, welche von dem Herrſcher ausgehen. So daß kaum zu denken iſt, ein einzelner ſollte freiwillig und beſonnen eine ſo unverhältnißmäßige Laſt auf ſich nehmen, ſondern nur die Nothwendigkeit macht es begreiflich, ſei es nun, daß einen einzelnen das Loos treffe nach dem geſezmäßigen Gang der Dinge, oder daß ein gemeinſamer Nothſtand eintrete, aus welchem kein anderer Ausweg ſich darbietet als dieſer.

Sollen wir es auf die Stärke und Allgemeinheit dieſes richtigen Gefühls zurükkführen, wenn die Völker ſich bereit erklären alle Verantwortlichkeit abzulenken von dem Herrſcher auf die von ihm ſelbſt gewählten Diener und Werkzeuge? Eine ſolche Inſtitution mag den Völkern ſelbſt heilſam ſein, nicht nur weil ihnen für jeden Fall Einer hingeſtellt iſt, an den ſie ſich halten können auf dem geſezlichen Wege, ſondern noch mehr weil nun jeder um ſo beſtimmter daran gewieſen iſt das Bild des Einen unter ſeiner ſchweren Laſt heilig zu halten. Für den Alleinherrſcher ſelbſt hat ſie, wie weiſe ſie auch geſtellt ſein mag und wie ſehr verbrieft, in der Hinſicht, daß ſie ihn von einem Theil ſeiner Verantwortlichkeit befreit, keinen Werth. Denn die Diener werden ihm nicht gegeben, ſonſt hörte er auf Monarch zu ſein, ſondern er wählt ſie, und muß ſich alles zuſchreiben, was ſie in ihrem Wirkungskreiſe thun, und wenn ſie ſchuldig befunden werden, muß er ſich in ſeinem Gewiſſen auch ſchuldig finden. Geht man noch weiter, werden Formen aufgeſtellt, nach welchen der Monarch über alle Gegenſtände, welche er zur Frage bringt, etwas

anſehn kann als die gemeinſame Stimme derer, die kundig an dem Gegenſtande theilnehmen, das iſt eine hülfreiche Einrichtung, wiewol nicht leicht in unſern Tagen und bei unſerer Lebensweiſe ein Fürſt ſich täuſchen wird über die Wünſche und Bedürfniſſe ſeiner Unterthanen, wenn ſie ſelbſt ſchon klar darüber ſind und ſich nicht feindlich entgegenſtreben. Noch wohlgemeinter und hülfreicher ſind Formen, welche die lezte Entſcheidung ſchüzen ſollen vor jeder Uebereilung; wiewol einerſeits wo viel auf dem Spiel ſteht ſchon von ſelbſt am wenigſten ſollte an Uebereilung zu denken ſein, andererſeits dieſe durch keine äußere Form kann verhütet werden, ſondern nur durch die innere Durchbildung und Reife der zuſammenſchauenden geiſtigen Kraft. Dieſe Anſtalten können heilſam ſein um das Volk zu wekken und wach zu erhalten, aber dem Herrſcher wird dadurch das drükkende Gewicht der Verantwortung auch nicht im mindeſten erleichtert: immer bleibt über jedes wichtigſte in dem Geſammtleben von Millionen die lezte Entſcheidung bei demſelben Einen; immer kann er durch einen einzigen Mißgriff einzelne ins Elend ſtürzen oder den ruhigen Gang des ganzen ſtören und hemmen, ſtatt des Wohlſtandes die Noth, ſtatt der Uebereinſtimmung die Zwietracht hervorrufen. Wie vermöchte ein nicht ganz frevelhaftes Gemüth auf ſo ſchlüpfriger Bahn fröhlich zu wandeln; und doch wenn jemand ſollen die Herrſcher ein heiteres Leben führen. Wenn nun die Ungleichheit zu groß iſt, das iſt der natürliche Lauf der menſchlichen Dinge, ſo bricht der verlezte durch und ſucht auf jede Weiſe einen Zuſtand herbeizuführen, welcher der Gleichheit näher kommt. Wird dem Herrſcher in einem vorgeſchrittenen Volk die Laſt der alleinigen Verantwortlichkeit zu ſchwer, kommt er in Gefahr in Sorgen zu ermüden, oder wo die Umſtände am dringendſten ſind da am leichteſten in Unentſchloſſenheit zu erſtarren; hat ihm die Erfahrung gezeigt oder hat ihn ſein Sinn gelehrt, wie wenig mit jenen Formen, die ihn berathen und ſicher ſtellen ſollen, für das, was ihm die Hauptſache iſt, gewonnen werden kann: was bleibt

ihm übrig als ſeine Unterthanen auf alle Weiſe aufzuregen, daß ſie ſich nicht nur jeder in ſeinem beſonderen Leben tüchtig rühren, denn das thun ſie ſchon, ſondern daß ſie inne werden, es ſei Trägheit für das ganze alles von oben her zu erwarten, und es gezieme ihnen einen Antheil daran ſelbſt zu übernehmen, und durch freie Vereinigung der Kräfte etwas für das ganze zu ſchaffen. Sind ſie nun dazu entwikkelt, ſo daß, wenn des Herrſchers Anordnung das heilſame andeutet, ſie dann auch frei ohne auf das Gebot zu warten ſich zuſammenthun um es zu fördern oder vorzubereiten, ſo haben ſie ſich ſelbſt mit verantwortlich gemacht und ihn entledigt. Findet er aber für ſeine Andeutungen dieſe freie Willigkeit nicht: ſo iſt er beſſer gewarnt als die abſtimmende Mehrheit irgend einer Verſammlung ihn warnen könnte. Eilt irgendwo die freie gemeinſame Thätigkeit ſeinem leitenden Worte voran: ſo weiß er ſicherer was er zu ſchüzen zu ordnen zu befreien hat, als durch irgend eine ihn um ein Geſez angehende Petition. Wo im Staatsleben alles wird durch Anmuthung von der einen Seite, die ihre Zuſtimmung findet auf der andern, da bleibt Regieren und Regiertwerden in ungeſtörter Ordnung, aber die Verantwortlichkeit iſt getheilt und das Gewiſſen gemeinſam. Nur durch ſolche freie gemeinnüzige Thätigkeit eines wohl unterrichteten kräftig entwikkelten Volkes ſtellt ſich mitten in dem großartigſten und vielſeitigſten Leben jene ſchöne Uebereinſtimmung auf einer höheren Potenz wieder her, die nur dem ruhigen nie dem bewegten Zuſtand der Natureinfalt anzugehören ſchien, daß nämlich Herrſcher und Volk wie von ſelbſt und von innen heraus nur daſſelbe wollen und thun, Eine Richtung verfolgend und weit entfernt ſich einander dies oder jenes Schuld zu geben vielmehr ſich mit einander und an einander erfreuend des glükklichen Laufs und des immer edleren Daſeins. Sagt dann der Fürſt, Ich bin der Staat: ſo will dieſes ſonſt ſo gefürchtete Wort nichts ſagen, als daß des geſammten Volkes Geiſt und Leben in ihm Geſtalt gewonnen hat. Sagt dann das

Volk, Der Fürſt iſt unſer: ſo heißt das nur, daß er dem Volke gehört mit allen ſeinen Kräften und aller ſeiner Liebe.

Wie ruhig konnten wir die Frage aufwerfen! es war nicht möglich, daß ſie einen Verdacht wekkte oder einen Argwohn erregte. Wie leicht ward es uns ſie zu beantworten. Wir durften nichts erſchließen nichts zuſammenſinnen, ſondern nur zeichnen, was vor uns liegt. So iſt unſer Entwikklungsgang; ſo haben unſere Könige ſich ihr Volk aus der Unmündigkeit heraus erzogen und angebildet, ſo ſind wir von oben gereizt und gepflegt zu einem friſchen vielſeitig gebildeten Leben herangereift.

18.

Am 7. Julius 1831.

Auch die unausgeführt gebliebenen Entwürfe großer Männer ſind etwas nicht außer Acht zu laſſendes, ſo oft wir das Gedächtniß derſelben auffriſchen, um die Beziehungen zwiſchen ihrem und unſerm wiſſenſchaftlichen Leben zu erneuern. Nicht leicht vergönnt das Geſchikk, welches hienieden waltet, denen, in welchen ein reicher Schaz geiſtiger Kraft niedergelegt iſt, alles wozu die Keime ſich in ihrem innern regen auch aus ſich heraus zum unabhängigen Daſein zu geſtalten. Was nun ſo immer durch andere Werke und Thaten aufgehalten zurükkblieb, das muß von Zeit zu Zeit in Erinnerung gebracht werden, ob ſich nicht ein verwandter Geiſt finde, der ſich geeignet fühlt den zerriſſenen Faden wieder aufzunehmen. Anderes bleibt zurükk aus Schuld der Unempfänglichkeit der Zeiten, wie denn nicht ſelten einzelne Geiſter ſo weit voraneilen, daß ihre beſten Gedanken nur als Ahndungen hervortreten aus ihren ſtrengen Aeußerungen über die Mängel ihrer Zeitgenoſſen. Dann lohnt es von Zeit zu Zeit denſelben Spiegel den ſpäteren Geſchlechtern vorzuhalten, ob nun einer weit genug vorgeſchritten iſt um Hand anzulegen an die Verwirklichung deſſen, was früher nur als Weiſſagung konnte ausgeſprochen werden. Endlich unterliegen nicht ſelten auch ausgezeichnete Forſcher einem tükkiſchen Zauber, indem ſie ſich mit

Liebe an Fantome hängen, denen kein wahres Leben einwohnt. Haben ſie aber den Gedanken nur ausgeſprochen, der troz ihrer Liebe doch nicht gemacht war in die weitere Entwikklung der Wiſſenſchaft einzugreifen, und mit zu wenig Lebenskraft ausgeſtattet war, als daß er hätte können zur vollen Reife ausgetragen an das Licht der Sonne treten: aber auch dann bleibt es auf mancherlei Weiſe lehrreich nicht nur zu ſehen, auf welche Weiſe auch große Männer dem Irrthum anheimfallen, ſondern noch mehr zu ihrer Rechtfertigung zu unterſuchen, wie nahe ſie auch da wo ſie fehlſchoſſen dem Ziele geblieben ſind.

Ein ſolcher embryoniſcher Gedanke iſt immer der unſeres Leibnitz geblieben der Metaphyſik für immer eine feſte Begründung zu geben und allen Streitigkeiten auf dieſem Gebiet eine eben ſo leichte als ſichere Löſung zu bereiten durch ein Syſtem von allgemeinen Charakteren, welches zugleich ſollte eine Technik der Erfindung und der Kritik abgeben; aber zu entſcheiden welcher von jenen Klaſſen er angehöre iſt nicht leicht. Wenn wir hören, daß nicht nur in ſeinem Knabenalter, als Leibnitz nur eben anfing die Spize des Fußes in jenen oft durchkämpften Wellen des weltumſchließenden Oceans der Metaphyſik zu nezen, alſo auf einer Entwikklungsſtufe, wo es nur zu leicht iſt verſchiedenartiges verwechſelnd ſich in einer großen Aufgabe zu vergreifen, dieſer Gedanke in ihm auftauchte, ſondern daß auch der Jüngling ſich ſeine Laufbahn mit einer Arbeit *) eröffnete, die er in Beziehung auf dieſe immer noch nicht weiter entwikkelte Aufgabe gedacht hatte; wenn der Greis noch zwei Jahre vor ſeinem Tode eben dieſen Gedanken brieflich einer neuen Bekanntſchaft vertraut **), bei der er gern das beſte gelten wollte: ſo mag der Aufſaz, der die beſtimmteſte Notiz darüber enthält, welchem Zeitraum immer angehören, es iſt unläugbar, daß Leibnitz dieſen Gedanken bis an das Ende ſeines Lebens feſtgehalten hat. Leſen

*) De arte combinatoria.

**) Lettre a Mr. de Remond.

wir nun, wie wenig ihm ſelbſt nur ſchien an der Ausführung zu fehlen, wie ſehr er zu bedauern ſcheint, daß ihm die Kräfte nicht zur Verwendung geſtanden, die ſich damals anfingen zu gemeinſamen wiſſenſchaftlichen Werken von großem Umfang zu verbinden; erzählt er uns, wie leicht wenige ausgezeichnete Männer in nicht mehr als einem Luſtrum zuerſt das große Elementarwerk Grammatik und Wörterbuch der Urzahlen der Dinge vollbringen konnten und dann gleichſam im Umſehen Metaphyſik und Moral, dieſe beiden leitenden und alles was noth thut in ſich faſſenden Diſciplinen auf unwiderlegliche Rechnung zurükkführen; zeigt er uns im Hintergrund pythagoriſche Weisheit und knüpft ſeinen Gedanken an die erſten Anfänge der Weltweisheit an: ſo können wir kaum anders als eine tief verborgene Wahrheit ahndend die Unempfänglichkeit der Zeiten ſchelten, welche dem Manne, den ſie ſo oft nicht nur bewunderten, ſondern auch zum Führer nahmen, doch zu ſeinem größten Werk einen ſo unbedeutenden Beiſtand verſagten. Bedenken wir hingegen, wie auch die folgenden Zeiten in derſelben Unthätigkeit blieben, und wenige mehr abenteuerliche als wiſſenſchaftlich ausgerüſtete Männer abgerechnet niemand jene Aufgabe eines allgemeinen auf jede Sprache gleich leicht und ſicher zurükkzuführenden Syſtems allgemeiner Bezeichnung, deren Elemente die wahren Zahlen aller Dinge ſein ſollten, wieder aufgenommen hat: ſo legen wir behutſam den allgemeinen Inſtinkt in die andere Schale, damit die des großen Mannes nicht zu raſch emporſchnelle, und müſſen glauben, es ſei doch wol eine warnende Stimme geweſen, die auch ihn ſelbſt zurükkgehalten, nicht mehr Zeit und Kräfte in ein Unternehmen zu verwenden, welches keinen Ausgang haben konnte, und wir fangen an durchzuſehen, daß, wenn er ſelbſt geſteht, es ſei ungemein ſchwer auch nur einiger Dinge wahre Zahl als den richtigen Ausdrukk ihres Weſens und ihrer Verſchiedenheit von anderen zu finden, hinter dieſem Geſtändniß eigentlich ſchon das unentwikkelte Bewußtſein lag, es ſei gleich unmöglich alle ſolche zu finden oder auch nur Eine. Ja wir haben es leicht zu ſagen, es

habe nur im Rauſch mathematiſcher Begeiſterung geſchehen können, daß er die Grenzſcheidung zwiſchen beiden Gebieten überſehen, und nur die natürliche Freude an den ungeheuern Erfindungen auf dem einen Gebiet habe ihm die Möglichkeit aufs neue vorgeſpiegelt Begriffe in Zahlen aufzulöſen und durch mathematiſche Künſte auch den philoſophiſchen Stein der weiſen zu entdekken.

Geſtehen wir dieſes ein; aber fragen wir nun auch zu ſeiner Rechtfertigung, wie nahe Leibnitz gefehlt, und nach welchem Ziel er eigentlich dieſen irrenden Pfeil abgeſchoſſen.

Wenn alles, was wir irgend im engeren Sinne Wiſſenſchaft nennen, Anſpruch darauf macht daſſelbige zu ſein für alle ohne Unterſchied des Ortes und der Zeit und der Sprache, überall zu gelten wo das gleiche Beſtreben erwacht iſt; wenn eben dieſes vorzüglich gelten muß von der Metaphyſik, der Wiſſenſchaft aller wiſſenſchaftlichen Principien, oder wie wir ſonſt immer daſſelbe meinend dieſe höchſte Richtung des Denkens in verſchiedenen Beziehungen mit verſchiedenen Namen benennen; wenn aber dieſes immer nicht erreicht wird, weil die Sprachen nicht nur nicht rein in einander aufgehn ſondern auch innerhalb einer jeden ſelbſt der Werth der Wörter nirgend genau auszumitteln iſt, wo wir nicht das bezeichnete neben das Zeichen hinſtellen können, und eben deshalb dieſer Werth immer ſchwankt und wechſelt; wenn unter allen Wiſſenſchaften die Mathematik am wenigſten ihre Entwikklung durch Widerſprüche vollbracht hat, und am meiſten in der That dieſelbige geworden iſt für alle, weil ſie am wenigſten Sprache verbraucht: wie natürlich war es nicht zu verſuchen, ob nicht auch der Metaphyſik und durch ſie dann allen andern Wiſſenſchaften dadurch geholfen werden könne, daß man ſie auf Mathematik zurükkführe. War alſo die Methode wie wir fürchten müſſen verfehlt: ſo war doch die Aufgabe richtig gefaßt, nämlich die Philoſophie über die Irrungen hinauszuheben, welche nothwendig ſowol aus der Irrationalität der Sprachen gegen einander als aus der Unbeſtimmtheit der Elemente einer jeden unver-

meidlich entſtehen und kein Syſtem zu einer allgemeinen Geltung gelangen laſſen. Haben wir nun dieſen Anſpruch nicht aufgegeben und doch den Weg, den Leibnitz eingeſchlagen, nicht weiter verfolgt: ſo ſind wir ihm Rechenſchaft ſchuldig, was wir denn ſeit ſeiner Zeit unſererſeits gethan um die Aufgabe zu löſen.

Leibnitz ſelbſt war was die Ausgleichung verſchiedener Sprachen gegen einander betrifft am wenigſten in Verlegenheit. Er ſelbſt bediente ſich zu ſeinen philoſophiſchen Mittheilungen mit gleicher Leichtigkeit der lateiniſchen und der franzöſiſchen; aber man kann dieſe für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch eben auch kaum als zweie anſehn, da faſt alle eigentlich philoſophiſchen Ausdrükke der modernen doch von der alten und mittelſt derſelben zum Theil von der griechiſchen entlehnt waren. Aber ſeitdem auch wir die gemeinſamen Sprachen verlaſſend den Franzoſen und Engländern nachfolgend angefangen haben uns auch für die Philoſophie der Mutterſprache zu bedienen: was für Fortſchritte haben wir gemacht in der Löſung der zwiefachen Aufgabe? Wie hat unſer Philoſophiren auf die Sprache gewirkt, um ſich ein dem Bedürfniß entſprechendes Gebiet zu bilden, innerhalb deſſen, wie mannigfaltig ſie ſich auch außerhalb deſſelben mögen verſchieben und hin und her wenden laſſen, jedes Wort und jede Form feſtſtehe als für alle und in allen Verbindungen daſſelbe, vollkommen klar und vollkommen beſtimmt? Wie haben wir dieſes Gebiet bearbeitet um unſere eigene philoſophiſche Kunſtſprache auch den andern Sprachgenoſſen eben ſo zugänglich zu machen, und auch die ihrige mit Sicherheit in die unſere zu übertragen? Auf zweierlei Methoden ſcheint man was geſchehen iſt zurükkführen zu können. Früher drükkten wir am nächſten die Fußtapfen der Franzoſen und ſuchten eine Kunſtſprache zu bilden, welche möglichſt deutſch ſich doch als möglichſt getreue Uebertragung an die lateiniſche Schulſprache anſchlöſſe, wie ſie ſich ſeit der Reformation von Barbarismen, die nur leeren Spizfindigkeiten dienen konnten, gereinigt und in milderer Form erneuert hatte. Späterhin, und Kant iſt hier der große Urheber, haben wir uns

einer ungezähmten Sprachmengerei hingegeben nicht etwa nur fremde Elemente reichlich einſprengend ſondern ſo, daß ein großer Theil unſeres philoſophiſchen Sprachſchazes nur der äußeren Form nach deutſch war, die ganze Maſſe aber ausländiſch, und unſere Säze zwar durch deutſche Partikeln vermittelt, aber der ganzen Bildungsweiſe nach undeutſch ſind. Zwiſchen beides zieht ſich nun noch ſei es auch ſcheinbar untergeordnet eine puriſtiſche Tendenz hindurch, die philoſophiſche Kunſtſprache immer mehr aus unſerm alten Eigenthum dadurch zu bereichern, daß Wörter und Phraſen, die ſich unbeſtimmt und abgegriffen im gemeinen Verkehr umtreiben, mit mehr oder weniger Willkühr zu einem beſtimmten wiſſenſchaftlichen Werth geſtempelt werden. Und dieſes alles hat ſich immer mehr durch einander gerührt zu einem abenteuerlichen Gemenge, lächerlich durch ſeine Buntſchekkigkeit, abſtoßend durch ſeine widerborſtige Oberfläche, aufs bitterſte getadelt von allen wahren Sprachkünſtlern, jedem muthwilligen Spott tauſend Blößen gebend und ſelbſt aus der Mitte unſeres vielleicht nur zu ernſthaften Volkes die ergözlichſte Parodie faſt mit Gewalt hervorlokkend. Das iſt unſere philoſophiſche Sprache geworden. Welches ſonderbare Geſchikk hat uns ſo zu abſoluten Antipoden jener mathematiſchen Einfachheit gemacht, zu welcher Leibnitz uns hinführen wollte. Doch ſollen wir darüber uns oder vielmehr den geſchichtlichen Gang unſerer Entwikklung vor dem großen Mann rechtfertigen, darüber, daß wir ſeine Bahn auch mehr als nöthig war ſcheinen verlaſſen zu haben: ſo müſſen wir das Werk der Wiſſenſchaft an der Sprache aus dem Geſichtspunkt einer allgemeineren Aufgabe betrachten, der es doch als ein Theil ihrer Löſung angehört.

Vorüber iſt einmal für immer die Zeit des Hochmuths einzelner ſich ſelbſt überſchäzender Völker, die des eignen Urſprunges vergeſſend allein glaubten in ihrem Daſein die wahre Menſchheit auszuprägen, alles andere um ſich her als der Knechtſchaft würdig nur zu allerlei Gebrauch beſtimmt geringſchäzend oder als zur Ausrottung verurtheilt haßten. Dieſe durften wähnen, die

Muſen ſeien in ihre Sprache gebannt, alles andere nur barbariſches Getön. Jezt verbreitet ſich immer weiter um die Erde der Gürtel der geiſtigen Schönheit, innerhalb deſſen wir genöthigt ſind bei aller Verſchiedenheit der Geſtaltung doch die gleiche Bildſamkeit mithin die Gleichheit des geiſtigen Lebens anzuerkennen. Thun wir dies mit Recht auch da, wo die einheimiſche Selbſtthätigkeit urſprünglich gering iſt, aber doch beim Hinzutreten eines fremden Lebenshauches die ſchlummernde Empfänglichkeit plözlich hervorbricht oder ſich allmählig entwikkelt: ſo ſprechen wir dadurch die Hoffnung aus, daß auf dieſem Wege der Lebensübertragung das Gebiet der geiſtigen Entwikklung ſich immer weiter verbreiten werde, bis jener Gürtel die ganze Erde umſchlingt. Weder dann aber noch auch jezt ſchon darf ſich innerhalb deſſelben irgend ein Volk ganz in ſeine Sprache verſchließen, ſondern alle ſollen mit allen Gemeinſchaft haben nach Vermögen. Doch darf dies auf keine Weiſe dadurch bewirkt werden, daß etwa alle Sprachen allmählig untergingen in Einer, die als die vollkommenſte Siegerin bliebe in dieſem Kampf. Denn ſoll auch die Abgeſchloſſenheit aufhören, ſo ſollen doch die Eigenthümlichkeiten bewahrt bleiben. Hiezu nun iſt, was die Sprache betrifft, vor allen die Dichtkunſt geſezt, welche um dieſes heiligen Heerdes zu hüten zu Hauſe bleibt, wenn die andern Triebe des Menſchen das geſammte Gebiet des Geiſtes durchwandern, um auch in dem fremden die heiligen Bilder zu ſchauen. Was jene auch zurükkbringen von ihren Wanderungen, ſie eignet ſich nur an für ihre Werke was in heimiſchen Tönen verkündbar iſt; ſie iſt am unerbittlichſten um eingedrungene Fremdlinge, durch welche doch immer beides die Stätigkeit des Klanges und die Urſprünglichkeit der Darſtellung gefährdet wird, zu vertreiben, ſobald ſie nur erſezbar ſind durch einheimiſches. Aber das Gleichgewicht herſtellend fördert der Kunſtſinn die Vielſprachigkeit. Für die edlere Gaſtfreiheit der Völker, welche alles umher zum Mitgenuß des individuellen Lebens einladet, giebt es keine größere Befriedigung, als wenn jedes die eignen Gedichte in ihrer urſprünglichen Zunge

auch aus fremdem Munde vernimmt; ſo wie dem liebenden Wunſch ſich in fremde Art hineinzuſchauen und zu leben nichts größeres gelingen kann, als theils ſelbſt aus dem eigenſten Sein für einen Augenblikk herausgetäuſcht in fremder Zunge zu reden, theils auch das, worin ſich die fremde Eigenthümlichkeit am beſtimmteſten ausprägt, in die eigene Sprache zu übertragen. — Dieſem ſelbſtthätigen Feſthalten und freundlichen uneigennüzigen Austauſch der Sprachen gegenüber erblikken wir das Menſchengewühl auf dem geſchäftigen Weltmarkt, der, wie er das allgemeine Leben iſt, aus welchem ſich alle beſtimmten Völkerverhältniſſe in dieſer neueren Zeit entwikkeln, ſo auch das allgemeine Auflöſungsmittel aller Sprachen iſt. Der iſt ein Thor, der hier etwas eignes feſthalten will, auch die Sprache opfert jeder willig wie es das Geſez des gegenſeitigen Vortheils erheiſcht, und nach deſſen Gebot miſcht ſich alles bunt durch einander. Iſt auch auf dieſer Küſtenſtrekke die eine, auf andern die andere Sprache überwiegend herrſchend: immer miſcht ſich fremdes angrenzendes ſowol als entferntes hinein. Bald ſind es die Arten des Verkehrs und die dabei zu beobachtenden Vorſichten, bald ſind es die Stoffe und ihre Behandlungsweiſen, welche bald von ihrem Urſprunge her ihren Namen wie mannigfaltig auch verſtümmelt durch die halbe Welt fortführen, bald nach Art der Sieger, welche die Sprache der überwundenen annahmen, durch ihren Namen nicht von ihren Urhebern Zeugniß ablegen, ſondern von denen, welche ſie verbrauchen.

Zwiſchen den beiden jezt dargeſtellten Gebieten in der Mitte ſteht in derſelben Beziehung die Wiſſenſchaft. Sie will nicht volksthümlich ſein wie die Dichtkunſt, auch nicht mit dem Vorbehalt einer auf alle Weiſe erleichterten gegenſeitigen Anſchauung des ſo gebildeten, ſie ſtrebt nach allumfaſſender Geltung, ſie will wahrhaft Eine ſein für alle. Aber wenngleich ſich bewußt, daß auch ſie das Loos alles irdiſchen theilt, will ſie doch nicht Eine ſein für alle um den Preis einer ſolchen raſtloſen Beweglichkeit

eines ſolchen fließenden Wechſels, ohne beſtimmte Regel ohne klares Bewußtſein des Verfahrens, wie man ſich auf dem Gebiet des Weltverkehrs gegenſeitig verſtattet. Aber um ohne volksthümlich beſchränkt zu werden doch zu einer möglichſt feſten Sprachbildung zu gelangen, hat ſie doch keinen neuen Weg einzuſchlagen, ſondern kann nur einen von jenen beiden einſchlagen oder beide verbinden. Etwas anders thun dies die realen Wiſſenſchaften, etwas anders die Speculation. Von jenen ſollte man denken, daß ſie am leichteſten könnten ſowol in jeder Sprache für ſich zu einer feſten Sprachbildung gelangen, weil ſie ihre Gegenſtände aufzeigen können, als auch der Forderung unſeres Leibnitz genügen und ſich auf Calculus zurükkführen laſſen, ſobald nur feſtſteht, was als das einfache und primitive zu betrachten ſei, und es fehlt auch nicht an ſolchen Verſuchen. Aber die urſprünglichen Einheiten wollen nicht feſtſtehn. Die Entdekkungen überholen einander und erzeugen neue Theorien und jede wirft die vorigen Einheiten um. Was feſt bleibt ſind die aufzeigbaren Gegenſtände; aber indem jedes wiſſenſchaftliche Volk von dieſen hinzubringt und Recht hat das gefundene zu benennen: ſo bilden ſich ſehr verſchiedene Maſſen in die wiſſenſchaftliche Sprache hinein, aus den verſchiedenſten Sprachen herrührend, aber wenn ſie die erſte Probe der Haltbarkeit beſtanden haben, mit großer Leichtigkeit von jeder in dieſem Fach mitarbeitenden Sprache aufgenommen und angeeignet, eine Maſſe, welche ganz der Formel entſpricht, die Leibnitz aufgeſtellt hat, daß ſie nämlich in jeder mit andern zu einer ſolchen Gemeinſchaftlichkeit verbundenen Sprache Zeichen aufſtellt, die mit derſelben Leichtigkeit und vollkommen übereinſtimmend geleſen werden. Waltet alſo hier das wiſſenſchaftliche Streben nach Allgemeingültigkeit vor und überwindet die Schranken der Sprachverſchiedenheit, vergegenwärtigt ſich in der Miſchung ſelbſt ſogar in der Fortdauer ſolcher Bezeichnungen, die zu nicht mehr geltenden Theorien gehören, die Geſchichte der Wiſſenſchaft ſehr anſchaulich:

ſo können wir an der Angemeſſenheit dieſes Sprachverhältniſſes zu dem Zuſtande jener Wiſſenſchaften ſelbſt nicht zweifeln.

Und nicht weit entfernt ſich doch hievon das vorher flüchtig gezeichnete Bild von der Beſchaffenheit unſerer philoſophiſchen Kunſtſprache, ſo unvortheilhaft es auch zu ſein ſchien. Anmuthiger würde es freilich ſein, wenn unſere Speculation wie die der Griechen ſich ganz in der eigenen Sprache bewegte; aber unmöglich würde es uns ſein auch durch eine völlig puriſtiſche Umbildung daſſelbe zu erreichen. Entweder übertragen wir möglichſt buchſtäblich die philoſophiſchen Elemente aus den andern Sprachen in die unſrige mittelſt neugebildeter Zuſammenſezungen, denen man doch immer anmerken muß, daß ſie keine urſprünglichen Sprachgebilde ſind, und das wäre dann nicht die ſprachbildende Kraft, und alſo auch nicht die Spracheinheit des Platon oder Ariſtoteles ſondern nur die des Cicero. Oder wir wollen unſere Sprache rein deutſch bilden eben ſo verfahrend wie Platon und Ariſtoteles, nämlich, da man nicht Sprachelemente erfinden kann für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch, aus den am meiſten angrenzenden Gebieten auswählen was am mindeſten abgegriffen iſt und am leichteſten für dieſen beſonderen Gebrauch durch Umgebungen zu bezeichnen oder auf ſprachgemäße Weiſe zu beugen. Dieſes nun iſt auch niemals unter uns vernachläſſigt worden; vielmehr hat jeder, der irgendwie Erfinder geworden iſt in der Philoſophie, mit mehr oder weniger Glükk hier das ſeinige gethan, und es wäre nicht unbelohnend zuſammenzuſtellen, was für ein Schaz von rein deutſchen gangbaren Sprachelementen und Formeln ſeit Wolf's Zeiten in unſere philoſophiſche Terminologie aufgenommen und für ſie bezeichnet und geſtempelt worden iſt. Ja es iſt dies eine Gerechtigkeit, welche wir unſerer Sprache deſto mehr ſchuldig ſind, je weniger wir uns mit ihrem Reichthum allein begnügen können. Denn es kommt auf dieſe Weiſe ans Licht, wie bewußtlos tiefſinnig ſie ſich zu ſolchen Zeiten und auf ſolchen Gebieten entwikkelt hat, denen die beſtimmten Auf-

gaben des Tiefſinns völlig fremd waren. Allein dies gilt von allen neueren Sprachen, in denen die Wiſſenſchaft getrieben wird, gleichermaßen. Aber möchten wir es ſein oder andere, welche dieſe Richtung ausſchließlich verfolgen wollten, um hierin gänzlich den Griechen uns gleich zu ſtellen: ſo müßten wir auf der einen Seite den geſchichtlichen Zuſammenhang des philoſophiſchen Denkens zerreißen, der für jene nicht da war, welche in dieſem Vernunftgebrauch zuerſt vorangingen, auf der andern Seite müßten wir den der Wiſſenſchaft natürlichen Anſpruch auf wahrhaft allgemeine Geltung aufgeben, und uns begnügen, wenn unſere Philoſophie nur eigentlich gilt für uns und nur ſo ſehr es geſchehen kann als ſolche auch verſtanden wird von andern.

Stellen wir nun auf der einen Seite dieſen Anſpruch feſt, daß jede Wiſſenſchaft im engeren Sinne des Worts dieſelbe ſein ſoll für alle, die eigentliche Philoſophie aber ganz vorzüglich, und bedenken auf der andern Seite, daß keine Sprache rein philoſophiſche von jedem andern Gebrauch geſonderte Elemente beſizen kann, daß alſo jene Gültigkeit weſentlich davon abhängt, daß im wiſſenſchaftlichen Gebrauch auch nur der wiſſenſchaftliche Werth eines Ausdrukks aufgefaßt und nachconſtruirt werde: ſo werden wir geſtehen müſſen, daß der Grundidee unſeres Leibnitz wenn auch nicht was die Technik der Erfindung betrifft doch für die Sicherheit der philoſophiſchen Verſtändigung und für die Erleichterung der Kritik nichts näher kommt als grade das Verfahren, in welchem wir Deutſche ſchon ſeit geraumer Zeit begriffen ſind, daß wir nämlich für die philoſophiſche Kunſtſprache aus allen in unſerm Geſchichtskreiſe liegenden philoſophirenden Sprachen diejenigen Elemente in Beſiz nehmen, in welchen ſich der ſpeculative Gehalt am reinſten vorfindet und was ihnen aus andern Gebrauchsweiſen anhaftet am leichteſten auszuſondern iſt, ſo daß dieſes, wo ſie in philoſophiſchem Zuſammenhang vorkommen, gar kein Mißverſtändniß hervorrufen kann. Und dieſe Beſizergreifung geſchieht unter beiden Formen, durch

Aſſimilation an die Sprache oder durch eine Uebertragung in dieſelbe, welche den fremden Urſprung nicht zu verläugnen ſucht. Auf dieſem Wege ſollen wir allmählig dahin kommen für die Wiſſenſchaft eine Kunſtſprache zu gewinnen, bei deren Gebrauch der Unterſchied zwiſchen einem wiſſenſchaftlichen Werk in einer Sprache und ſeinen Ueberſezungen in andere möglichſt gering iſt ja allmählig verſchwindet, und das heißt wie Leibnitz es wollte ein Syſtem von Bezeichnungen, welche jeder mit Leichtigkeit in ſeiner Sprache und als ſeine Sprache lieſt.

19.

Am 26. Januar 1832.

Ein großer Herrſcher, der ſein Volk einem würdigen und edlen Ziele zuführt, iſt nicht ſelten genöthiget wegen ſchon obwaltender Verhältniſſe oder leicht vorherzuſehender Kriſen ſolche Inſtitutionen aufzuſtellen, welche nachtheilig wirken, wenn ſie, wie es vermöge der menſchlichen Trägheit oft geſchieht, länger fortbeſtehen als die Umſtände, durch welche ſie bedingt waren. So iſt es auch unſerm zweiten Friedrich ergangen, und viele Vorwürfe ſind ihm hintennach mit Unrecht gemacht worden, weil man ſeine Anſtalten nach ihren ſpäteren Wirkungen beurtheilte, und nicht nach dem Gedanken, der ihnen zum Grunde lag. Seine ausländiſchen Werbungen, die ganz natürlich auf der Betrachtung ruhten, daß ſo lange es nicht an Menſchen fehlte, die zufrieden waren ſich ihren Lebensunterhalt als Söldner zu verdienen, es beſſer ſei dieſe woher auch immer zu entnehmen als zuviel einheimiſche Hände ihrem friedlichen Beruf zu entziehen, waren wohl berechnet, ſo lange der Soldat nur als eine möglichſt vollkommne Maſchine verwendet ward: aber ſie konnten nicht anders als ſchlechte Reſultate geben, ſobald man bei Vertheidigung des Landes auch auf die Benuzung moraliſcher Kräfte in der Maſſe rechnen mußte. Seinen immer wieder auseinanderlaufenden Kolonien, größtentheils aus dem ſchlechteſten Abhub des menſchenſprudelnden Schwa-

benlandes herbeigelokkt, war es ſpäterhin leicht eine lächerliche Seite abzugewinnen, wenn ſie die ausſchweifendſten Anſprüche darauf gründen wollten, daß ſie als Mehrer des Reichs aus der Ferne hergerufen wären, und jezt iſt es uns ganz einleuchtend, daß Fremdlinge faſt nur ſcheinbar die Kräfte des Staats vermehren: aber damals war es dringende Noth die Bevölkerung des jungen von mächtigen und verdächtigen Nachbarn umgebenen Reiches ſo ſchnell als möglich zu ſteigern, wenn es ſich auf der höheren politiſchen Stufe erhalten ſollte, zu der es ſich nur eben erhoben hatte. Seine künſtliche Unterſtüzung der Fabrication und ſeine Monopole ſehen wir jezt als ein tadelnswerthes Syſtem an: aber ſie mögen wol ganz gerechtfertigt werden können als eine tranſitoriſche Maaßregel um ein trägeres Volk ſchneller mit einer großen Mannigfaltigkeit von Erwerbszweigen bekannt zu machen und ſeine Unabhängigkeit vom äußeren Verkehr für den Fall der Noth deſto eher zu ſichern. Ohnſtreitig haben wir von allen dieſen Maaßregeln reiche Früchte geerndtet, und Nachtheil konnte nur daraus entſtehen, wenn man ſie über ihr natürliches Ziel hinaus noch immer fortdauern ließ.

Wenn nur nicht jemand auch von der Handlung des großen Königs, auf welche ſich unſere heutige Feier bezieht, daſſelbige ſagt. Die Wiederherſtellung unſeres gelehrten Vereins ſei wol vielleicht auch eine nüzliche Maaßregel geweſen für damals, aber, daß ſolche Körperſchaften auch jezt noch fortbeſtehen, ſei der Höhe und Freiheit, zu welcher ſich die Wiſſenſchaft emporgeſchwungen, eben ſo wenig angemeſſen, als wenn die vorher beſchriebenen Einrichtungen auch bei der jezigen Entwikklung unſeres politiſchen und induſtriellen Syſtems gewaltſam ſollten aufrecht erhalten werden. Ziemt es mir aber auch in einer Verſammlung wie dieſe ſo mißtönende Reden vernehmen zu laſſen? Mir kommt dabei ein Jugendfreund ins Gedächtniß, der keinen geringeren Maaßſtab der Unparteilichkeit anerkennen wollte, als wenn ſich einer in vollkommner Unbefangenheit und Klarheit mit dem, der ihm nach dem Leben trachtet, nicht nur über die Sittlichkeit der

That im allgemeinen ſondern auch über die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit derſelben in dem vorliegenden Fall unterhalten könnte. Warum alſo nicht auch wir, da wiſſenſchaftliche Männer ja nach jenem Lobe vorzüglich ſtreben ſollen? Müſſen wir doch ſolche Reden genug hören, ob gerade auf unſeren Verein beſonders bezogen oder nicht, das kann völlig gleich gelten, aber jedes Landes Akademien ſind oft genug in öffentlichen Schriften und in der Geſellſchaft Gegenſtände eines ſolchen lächelnden Bedauerns, als ſeien ſie abgeſtorbene Körperſchaften, die nur noch als Schatten umhergingen; und von jedem öffentlichen Auftreten derſelben wird geredet wie wenn in die Geſellſchaft des Tages eine Anzahl Perſonen in veraltetem Coſtüm einträten, die ſich daher mit ihren Bewegungen auch nicht in die der andern zu ſchikken wüßten. Was würde es helfen zu thun als hätten wir dergleichen nie vernommen? Alle Akademien aber ſind verſchwiſtert und führen nicht umſonſt denſelben Namen; und iſt die ganze Idee veraltet, ſo iſt es unſer Verein auch.

Von dieſem nun könnte man insbeſondere ſagen, damals als Friedrich ihn aus der Nichtigkeit, in die er durch ungünſtige Behandlung verſunken war, heraushob und neu gründete, ſeien die Wiſſenſchaften in ſeinem Lande nicht einheimiſch geweſen; er aber habe nicht nur ganz richtig geahndet, daß ſein Staat ſich nur auf ein Uebergewicht geiſtiger Kräfte verlaſſen könne, ſondern auch das ſei ihm klar geweſen, daß das ganze Gebäude einer mannigfaltigen Bildung nur feſtſtehe, wenn die Wiſſenſchaft in dem eigentlichſten und ſtrengſten Sinne der Schlußſtein des Gewölbes ſei. So habe er denn recht gethan wiſſenſchaftliche Männer wie exotiſche Pflanzen aus ihrer Heimath zu verſchreiben, und zur gedeihlichen Pflege derſelben beſondere Einrichtungen zu treffen. Wie viel oder wenig nun dieſe beigetragen haben die Wiſſenſchaft einheimiſcher zu machen in unſeren Gegenden, das möge dahingeſtellt bleiben: aber nun ſie ſchon ſeit ſo langer Zeit, daß wir vollkommen ſicher darüber ſein können, wirklich einheimiſch iſt und überall im freien gedeiht, wozu noch ſo beſorgliche

nur mit beträchtlichem Aufwand zu unterhaltende Anſtalten, welche ſich doch im ganzen des wiſſenſchaftlichen Verkehrs nur eben ſo ausnehmen, wie ein mühſam und ſorgfältig unterhaltener botaniſcher Garten aus lauter wild wachſenden Pflanzen! Denn welcher Akademiker möchte wol behaupten, daß er nicht ſeines gleichen habe außerhalb der Akademien, oder daß er ſo hervorragend nur geworden ſei in der Akademie und durch dieſelbe? Welche ernſte Bedenklichkeiten erregt nicht dieſe Rede! Ja wenn ſich an dieſelbe nur Vorhaltungen knüpfen könnten, die uns insbeſondere zu machen wären: ſo könnte ſie uns nur zu unſerer Verbeſſerung gereichen; aber es handelt ſich um das Leben ſelbſt und zwar aller ſolcher Geſellſchaften. Denn müßten wir bei jener längſt erfüllten Beſtimmung ſtehen bleiben, können wir nicht fortwährende und eigenthümliche Leiſtungen angeben, die von dieſen Vereinen ausgehen: ſo wird der alte Spruch, daß alles überflüſſige ſchadet, mit ſeiner ganzen Strenge uns ereilen und unſer Todesurtheil fällen. Und doch iſt alles, was man zu Gunſten der Akademien anführen kann, je offener es zu Tage liegt um ſo weniger haltbar. Jede ſolche Geſellſchaft giebt ihre Denkſchriften heraus: aber wie lange ſind die Zeiten ſchon vorbei, wo es eines Vereins bedurfte, der ſelbſt etwas daran zu ſezen hatte, damit nur Abhandlungen von einem ſtreng wiſſenſchaftlichen Gehalt das Licht der Welt erblikken könnten! wie wimmelt es jezt überall von Zeitſchriften für alle Gebiete des Wiſſens, und welcher Aufſaz eines Akademikers, wie tiefſinnig wie ſchwierig er auch ſei, fände nicht an mehr als einem ſolchen Ort den bereiteſten Plaz! Und noch dazu wieviel freier arbeitet ſichs für eine Zeitſchrift. Denn wer iſt nicht beengt vor gewiſſermaßen gezwungenen Zuhörern von ſehr ungleichem Intereſſe an der Sache! und wer möchte gern einen bedeutenden Theil der Schuld auf ſich nehmen, wenn ein Band von Denkſchriften zu einer unförmlichen Corpulenz anſchwillt. Doch man ſagt, für diejenigen, die ohnedies ſchreiben würden, bedürfe es keiner Akademien, aber es gebe ſo viele gelehrte von dem reichſten Wiſſen, die aber leider

— nicht etwa es nicht von ſich geben können, denn dies iſt veraltet und darf nicht mehr geſagt werden — aber die alles nur für ſich allein beſizen wollen und denen an der Mittheilung nichts gelegen iſt. Werden aber ſolche Männer in eine Akademie aufgenommen, und das iſt ein Ehrenruf, den es einmal nicht gebräuchlich iſt abzulehnen, dann ſind ſie gefangen, dann müſſen ſie bald mit dieſem bald mit jenem hervortreten, und tragen doch ſo ihre Schuld ab an die Welt. Aber iſt die Ehre mächtig: ſo üben doch auch Schmeichelei und wenn ich es ſagen darf Langeweile eine große Gewalt aus. Und wie ſchmeicheln die Redactoren und Verleger der Zeitſchriften, wenn ſie einen kirren wollen zum Mitarbeiter, wie hören ſie nicht auf zu drängen und zu quälen, und hat einer aus Ungeduld ein Verſprechen gegeben: ſo iſt er doch eben ſo gebunden, als wenn er auf der Liſte einer Akademie ſteht. Wahrlich, die wenigen, die hiegegen unerbittlich bleiben, ich will ſie hiermit ungenannt aufs ehrenvollſte begrüßt haben: aber das Mißverhältniß zwiſchen Zwekk und Mittel wäre doch ungeheuer, wenn um ihretwillen Akademien ſollten geſtiftet und erhalten werden! Wohl, werden wir beſſer fahren bei unſern Kritikern, wenn wir ihnen zu bedenken geben, daß doch in jeder Wiſſenſchaft gar vieles theils gar nicht theils weit unvollkommner geleiſtet werden könne von einzelnen, und deshalb müſſe es ſolche Vereinigungspunkte geben, wo mehrere ſich zuſammenfinden? Schwerlich werden ſie etwas anderes ſagen als, auch das gelte nur von Zeiten die längſt vorüber ſind. Jezt bei dieſer Allgemeinheit des wiſſenſchaftlichen Verkehrs wiſſe jeder gelehrte, den es zu einer ſolchen Unternehmung drängt, auf das genaueſte, wo er den rechten Mann zur Hülfe findet, wogegen grade in einer Akademie er ſchwer zu finden ſein würde; denn je mehr dieſe alle Zweige der Wiſſenſchaft in ihrem Kreiſe haben wolle, um deſto weniger könne ſie in irgend einer einzelnen Richtung mehrere Mitglieder beſizen. Aber auch den Fall angenommen von Unternehmungen, wozu ſich gelehrte von verſchiedenen Beſtrebungen vereinigen müſſen: wie wenig bedarf es dazu ſol-

cher feſtſtehenden Genoſſenſchaften, und wie vieles dieſer Art geſchieht nicht ohne ſie zu vollkommner Zufriedenheit! Iſt es nicht in der wiſſenſchaftlichen Welt grade wie in den Sachen des Handels und der Gewerbe? Wie leicht bilden ſich Vereinigungen mehrerer zu beſtimmten Zwekken, wie natürlich giebt die neue Freundſchaft auch der Thätigkeit einen raſcheren Schwung, als wenn ſie aus alten und immer doch ziemlich lau betriebenen Verhältniſſen hervorgehen ſoll! Und iſt der beſtimmte Zwekk erreicht und das Werk vollendet: nun dann löſt ſich die Verbindung wieder auf, und es bleibt nur ein erfreuliches Andenken zurükk, aber keine läſtige Feſſel. Und ſolche Privatvereine ſind es am meiſten, neben welche geſtellt die Akademien auch in dem öffentlichen Urtheil ſo oft den kürzeren ziehen. Denn ſolchen freien Privatvereinen ziemt es ganz wohl von ſich reden zu machen und die Aufmerkſamkeit des Publicums für ſich in Anſpruch zu nehmen, denn das gehört zu ihrem Gedeihen. Auch rühmen ſie ſich ſelbſt, wie viel kräftiger ſie ihr Werk anzufaſſen wüßten, wie viel freier ſie ſich in ihren Bewegungen zeigen, wie vortheilhaft ihre ganze Führung abſteche gegen die ſchwerfälligen akademiſchen Formen. Und die Beſtimmung der Akademien alle Zweige der Wiſſenſchaft in ſich zu faſſen, ſo wie die Nothwendigkeit, welche ihre Verbindung mit dem Staat ihnen auflegt, daß ſie nämlich müſſen in manchen Stükken auf eine ähnliche Weiſe wie die öffentliche Verwaltung verfahren, kann nicht anders als nachtheilig wirken. Das leztere bringt natürlich Weitläuftigkeiten in den Geſchäftsgang und führt Formen herbei, denen nicht ohne Zeitverluſt genügt werden kann, welches immer den Eifer wiſſenſchaftlicher Männer etwas abkühlt. Das erſte muß je mehr ſich der wiſſenſchaftliche Stoff anhäuft, ſo daß die einzelnen nur einen geringeren Theil des ganzen umfaſſen können, um deſto mehr das Intereſſe aller an den Früchten der Bemühungen einzelner verringern, und dies muß ſich um deſto mehr bemerklich machen, je mehr eine ſolche alles umfaſſende Geſellſchaft doch als ungetheilte Einheit erſcheinen will. Wahr iſt wenigſtens ſoviel, daß

ſolchen Vereinen die Beſchrånkung eigenthůmliche Vorzůge giebt. Wollen ſie an den beſtimmten Zwekk, der nur ein kůrzeres Zuſammenleben fordert, etwas immer dauerndes anknůpfen: ſo ſezt ſich ihr friſches bewegliches Leben in eine ſteife Kleinſtådterei um, und erweitern ſie ihre Beſtrebungen zu einer großen Allgemeinheit: ſo růkken ſie auch frůher oder ſpåter in die Reihe der incorporirten Akademien ein und ſuchen auch åhnliche Bevorrechtungen zu gewinnen. Kånnen nun aber auch gemeinſame wiſſenſchaftliche Werke auf dieſem kůrzeren Wege zu Stande kommen, was bleibt als die eigenthůmliche Leiſtung der Akademien ůbrig? Sollen wir uns nur hinter das Mißverhåltniß zwiſchen den Geldmitteln der gelehrten und den Aufgaben der Wiſſenſchaft verſtekken, als ob deshalb ſolche vom Staat dotirte Anſtalten nothwendig wåren, weil es ſo viele Beobachtungen Verſuche und Unterſuchungen zu machen giebt, wozu der Aufwand nicht gedekkt werden kann durch den Gewinn, den auch im gůnſtigſten Fall die Darſtellung oder der Gebrauch des Ergebniſſes gewåhren wůrde? Schwerlich måchte die Erklårung hinreichen, und ſchwerlich måchte auch der Sache in dieſem Fall eine richtige Berechnung zum Grunde liegen. Denn jede freiſinnige und nicht ůber die Gebůhr beſchrånkte Regierung, wieviel ſolche Verſuche unterſtůzt ſie nicht noch ganz außerhalb der Akademie, die von ihr dotirt wird, wozu ſollte ſie ſich alſo die ůbrigen noch um den Betrag dieſer Dotation vertheuern? Und genau betrachtet um weit mehr. Denn wenn eine Akademie angehende gelehrte auffordert dieſe oder jene Hůlfe zu einem Unternehmen zu leiſten: ſo fordert der Anſtand, daß ſie freigebig ſei. Die gewåhnlichen Geſchåftsmånner der Wiſſenſchaft aber, die Buchhåndler, dårfen ſich ſparſam zeigen und werden immer dieſelbe Hůlfe um einen geringeren Preis zu ſtellen im Stande ſein. Immer wůrde alſo ohne die Firma einer Akademie daſſelbe von denſelben Månnern, alſo auch eben ſo vollkommen aber mit minderen Unkoſten vollbracht werden. Låßt ſich alſo auch darauf nicht das Fortbeſtehen der Akademien grůnden: ſollen wir noch weiter ſuchen, oder ſol-

len wir einfach geſtehen, das Geheimniß unſeres Daſeins ſei nur das ſo vieles erhaltende Geſez der Trägheit, vermöge deſſen nicht gern aufgehoben wird, was beſteht, auch wenn die zureichenden Gründe zum Fortbeſtehen lange nicht mehr vorhanden ſind? Was ſoll uns auch weiteres Suchen helfen, wenn wir doch bei dem nicht bleiben könnten, was ſich Friedrich, als er die Akademie gründete, gedacht hat. Denn hätte ſich irgendwann unſere Beſtimmung geändert: ſo wären wir dann gewiß nicht mehr derſelbe Verein, und führten unſer Daſein mit Unrecht auf den großen König zurükk. Denn dieſe Bewandniß hat es mit allen ſo genannten moraliſchen Perſonen; der Staat wechſelt nicht nur beſtändig die Individuen, er erweitert ſich und zieht ſich zuſammen, er macht Fortſchritte und rükkgängige Bewegungen, ja er kann ſeine ganze Form ändern, tyranniſch werden aus der Demokratie, republicaniſch aus der Monarchie, er kann den ganzen Kreis der Formen mehrfach durchlaufen und bleibt doch derſelbe, weil ſeine Beſtimmung dieſelbe bleibt. Und eben ſo könnte umgekehrt die Akademie noch aus denſelben Männern beſtehn, die Friedrich hier zuſammenrief, hätten ſie aber irgendwann im Widerſpruch mit ſeiner Abſicht ihrer Verbindung einen andern Zwekk untergelegt: ſo wäre doch ſeine Stiftung aufgehoben und an ihre Stelle etwas anderes getreten, und wir müßten unſern Anfang nur von dieſem lezten Akt an rechnen. Könnte aber wol irgend etwas einzelnes von dem, was wir jezt unterſucht haben, ſein Gedanke geweſen ſein? Das wird wol niemand behaupten wollen, denn es iſt auch ſo jenen Zeiten nicht angemeſſen; theils hängt es wol zuſammen mit den Ordnungen der Akademie, oder gehört zu ihren Facultäten, aber die Idee drükkt es nicht aus. Aber ſollte er ſo wie wir anfangs hörten beſtimmte Erwartungen von dem Einfluß der Akademie auf den Unterricht überhaupt oder auf die allgemeine Bildung gehegt haben? Das geht wenigſtens aus der Art, wie er ſie hingeſtellt hat, nicht hervor, und kann ihm nur ſehr unbeſtimmt und in der Ferne vorgeſchwebt haben. Gehört es aber unſtreitig zu unſerm Begriff einer Aka-

demie, daß ſie kein Privatverein iſt, ſondern vom Staat ausgegangen, begründet ſowol als ausgerüſtet, warum betrachten wir ſie nicht gleich ſo als ein Werk der königlichen Kunſt? Ja ich möchte auch auf dieſes den bekannten Charakter eines Kunſtwerkes anwenden, daß ihr eine Zwekkmäßigkeit zukommt ohne Zwekk. Bei jedem einzelnen Zwekk, den wir ſolchem Verein unterlegen, kommen wir mit der Rechnung zu kurz. Aber von welchem Gedanken dieſes Inſtitut der Ausdrukk ſei, das haben wir oben ſchon angegeben, es iſt die poſitive thätliche ſchlechthin uneigennüzige Anerkennung der Wiſſenſchaft in ihrem abgeſonderten ſelbſtändigen Leben. Die Univerſitäten drükken dieſes nicht aus, denn ſie ſind in den Geſchäften des Staates wirkſam; aber indem der Staat eine Akademie gründet: ſo erkennt er an, daß es ein Gut für ihn ſei, denn nur ein ſolches kann er hervorrufen wollen, daß die Wiſſenſchaft in ſeiner Mitte ein freies ſelbſtändiges Leben führt. Alle Privatvereine ignorirt er nur, oder wenn er ihnen etwas gewährt, ſo iſt das nur eine Begünſtigung wohlberüchtigter Perſonen, die Akademie aber ſezt er, und ſie ſpricht alſo etwas von ſeinetwegen aus. Aber er ſezt ſie zu keinem beſtimmten Geſchäft. Es iſt eine Beeinträchtigung, wenn er von ihr fordert, daß ſie in den Unterricht eingreifen ſolle, wenn er von ihr fordert, daß ſie die Anwendung der Wiſſenſchaft auf das Leben angeben ſolle, ſie iſt nur um ſo mehr was ſie ſein ſoll, je weniger er von ihr fordert und nur alles von ihr erwartet. Akademiker als ſolche ſind nur zu freier Muße geſezt. Wie ſie dieſe ausfüllt und in ſich geſellig geſtaltet, wie ſie die ihr entſtehenden Lükken ausfüllt, wie ſie mit den Ergebniſſen ihrer Thätigkeit öffentlich hervortritt, denn freilich wenn ſie ſich gar nicht manifeſtirte, ſo ſpräche ſie auch die Idee des Staates nicht aus und wäre alſo auch nicht; aber alles dieſes, ingleichen was für Verhältniſſe ſie mit wiſſenſchaftlichen Männern außerhalb anknüpft, das beſtimmt ſich durch ihre Ordnungen, aber ſie iſt auch nur ganz Akademie, wenn ſie ſich dieſe Ordnungen ſelbſt weiter ausbildet und nach den Bedürfniſſen der Zeit umgeſtaltet,

und die Regierung dies nur anerkennt, wenn ſie ihre Mitglieder aller Art ſelbſt wählt und — was jedoch nie geſchehen möge — ausſchließt, und die Regierung dies nur anerkennt. Je mehr leztere hierin noch ſelbſtthätig einwirkt, um deſto mehr iſt noch die Regierung gleichſam im Aufſtellen der Akademie begriffen, und hat ſie noch nicht als vollendet proclamirt. Iſt ſie aber ſo zu ihrer vollkommnen Stellung gelangt: ſo kann auch wol nicht vorausgeſezt werden, daß ſie dem wiſſenſchaftlichen Streben außerhalb ihres eignen Umkreiſes fremd bleibe, vielmehr iſt ihr davon die vollkommenſte Kenntniß zuzumuthen, und das Verhältniß des Staats zur Wiſſenſchaft iſt erſt zur vollkommnen Conſequenz geſtaltet, wenn auch die Regierung von dieſer Vorausſezung ausgeht. Keinesweges etwa als ob ſie ſollte von der Akademie Rath begehren oder gar ihr die Entſcheidung anheimgeben über das Perſonal oder die Organiſation des öffentlichen Unterrichtsweſens; denn dieſes gehört zu den Geſchäften des Staats, denen die Akademie ganz fremd bleibt. Aber wenn die Regierung rein wiſſenſchaftliche Unternehmungen von einzelnen oder von Privatvereinen durch beſondere Begünſtigungen unterſtüzt: wäre dafür nicht, wenn ſie ihrem eigenen Grundgedanken treu bleiben will, die Akademie das natürliche Tribunal, um über die Würdigkeit der bittſtellenden und die Angemeſſenheit der Unterſtüzung zu entſcheiden, da es ja mit zu ihrem Beruf gehört nach Maaßgabe ihrer Ausſtattung auch einen Theil ihrer eigenen Mittel auf ähnliche Weiſe anzuwenden? Daher ſcheint immer ein leiſes Mißverhältniß angedeutet, wenn anders verfahren wird, es müßte denn ſein, daß der Staat ſolche Unterſtüzungen nicht um der Wiſſenſchaft willen ſondern aus andern Motiven ertheilt, über welche dann natürlich die Akademie gar kein Urtheil hat. Sonſt aber iſt immer wenn etwas dieſer Art ohne ſie geſchieht vorauszuſezen, daß die Organe der Regierung entweder der Akademie die Vollſtändigkeit nicht zutrauen, daß ſie den wahren Berichterſtatter über den Gegenſtand in ſich hätte, oder daß ſie ſie nicht frei halten von einer parteiiſchen Einſeitigkeit. Doch nicht allein

dieſes gehört zu der Vollkommenheit, welche die Akademie anſtreben muß, daß ſie das anerkannte Senſorium des Staats werde für alles rein wiſſenſchaftliche Leben innerhalb deſſelben, und der allgemeine Kanal, durch welchen dieſem Gebiet alle beſonderen Begünſtigungen der Regierung zufließen, ſondern in dem Begriff derſelben liegt auch, daß ſie zwiſchen der Wiſſenſchaft des Landes, dem ſie angehört, und aller auswärtigen die anerkannte Vermittlerin ſei. Keinesweges als ob ſie ein Monopol begehrte zum auswärtigen wiſſenſchaftlichen Verkehr, oder als ob ſie das unendliche Geſchäft der wiſſenſchaftlichen Uebertragung aus fremden Sprachen in die eigene zu leiten habe; nein, kein Streben werde durch die Akademie gehemmt, keine Schranke durch ſie aufgerichtet, keine Anmaaßung müſſe ihr mit Recht Schuld gegeben werden können. Sondern nur ſo iſt es gemeint. Der Staat, indem er die Akademie unter der aufgeſtellten Idee einſezt, erkennt zugleich die Wiſſenſchaft als weſentlich Eine an. Sie modificirt ſich zwar, die verſchiedenen Zweige derſelben in verſchiedenem Grade, für jedes Volk beſonders in ſeiner Sprache: aber wie die vollkommenſte Gemeinſchaft der Sprachen auch die höchſte Aufgabe der Wiſſenſchaft iſt als die höchſte Selbſterkenntniß des Menſchen, ſo muß auch die Akademie in der Löſung derſelben immer begriffen ſein. Darum geziemt ihr Organe zu haben in allen zur Wiſſenſchaft gebildeten Sprachgebieten, welches ja der vorherrſchende Gedanke iſt bei ihren correſpondirenden Mitgliedern, aber für dieſen Zuſammenhang muß ſie auch über alle Zufälligkeiten, die ſich in den Verhältniſſen der Völker und Staaten ereignen, hinausgeſtellt ſein. Auch in Zeiten der Verwirrung und des Krieges gehen billig ihre Briefe unverlezt und unbeargwohnt in das feindliche Land; ſie reiche ungehindert auch in ſolchen Zeiten dem gelehrten deſſelben den wohlverdienten Ehrenkranz, und ohne ſcheel dafür angeſehen zu werden, ohne daß deshalb ein Zweifel erhoben werde gegen die geſezliche Treue oder gegen den vaterländiſchen Eifer ihrer Mitglieder ſtelle ſie doch in

ihrem innern Leben den unverlezlichen heiligen Frieden dar, der in dem Lande der Betrachtung thront.

Iſt nun dieſes lezte allerdings das ſchwierigſte für den Staat: ſo können wir, weil grade dieſes unverkennbar der Sinn des großen Königes war, der dem Kriege deshalb weil er ihn eifrig führte doch nicht minder abhold blieb, wir können ſage ich hieraus um ſo ſicherer ſchließen, daß auch das andere, womit dieſes aus einem Stükk iſt, bei der Stiftung unſeres Vereins in ſeinem Gedanken lag. Wir können daher ihn nicht beſſer ehren, als wenn wir dieſen ſoviel an uns iſt immer deutlicher zur Anſchauung bringen. Von Seiten des Staates iſt ſchon das meiſte geſchehen. Die ſchüzende Macht hat uns nie geweigert unſere Ordnungen zu verändern nach unſerer beſten Ueberzeugung, die Verwendung unſerer Mittel zu wiſſenſchaftlichen Zwekken hat nie Schwierigkeiten gefunden, die Wahl unſerer Mitglieder iſt in unſere Hände zurükkgegeben, und keinem Namen, den wir uns zuzugeſellen wünſchen hier oder in der Ferne zu thätiger Theilnahme oder zum Schmukk unſers Vereins, hat die königliche Beſtätigung, durch die jeder erſt der unſrige wird, jemals gefehlt. Wir nun unſererſeits haben der Nichtigkeit ernſt entgegenzutreten, mit welcher dieſes wie ja vieles andere gemeinſame von der lauten Menge behandelt wird, als ob Vereine wie der unſere nur dazu da ſeien, damit einige einzelne ſich größerer Annehmlichkeit erfreuen oder auf wohlerworbenen Lorbeeren beneidenswerther Ruhe pflegen. Wenn wir jeder nach ſeiner Art der Augenblikke mit Treue wahrnehmen wann die Liebe zur reinen Erkenntniß in uns wirkt und geſtaltet, wenn wir kein ſchönes Ziel überſehen, welches wir durch vereinte Kraft erreichen können, wenn wir umſichtig und frei, gerecht und weiſe, Unvollſtändigkeiten, welche die Erweiterung der Wiſſenſchaft herbeiführt, zu ergänzen, und die Lükken auszufüllen ſuchen, welche durch das gemeinſame Geſchikk in unſeren Reihen entſtehen: ſo werden wir freilich nicht ſo uns gleich bleiben, daß nicht unſer Verein bald mit glänzenderem bald mit bedekkterem Lichte ſtrahlen ſollte; wir werden nicht immer

daſſelbe Bild der ganzen Wiſſenſchaft darſtellen, ſondern bald wird dieſes Gebiet unter uns ausgebildeter erſcheinen und jenes zurükkbleibend, bald umgekehrt; wir werden nicht jeden Verluſt erſezen können, den wir erfahren, aber mit alle dieſem Wechſel werden wir doch in größeren Zeitabſchnitten ſagen dürfen, daß wir nicht ſchlechter ſeien als unſere Väter, vielmehr den Gedanken, durch den wir da ſind, immer vollkommner entwikkeln und den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in unſerm Vaterlande würdig vorangehen.

Dieſes Bekenntniß aber, daß wir nicht vermögen jeden Verluſt zu erſezen, liegt uns heute beſonders nahe, da wir an dieſem Tage die Veränderungen, die in der Akademie vorgegangen ſind, dem Publicum in Erinnerung zu bringen haben. Denn faſt nur Verluſte haben wir zu melden. Erworben hat ſich die Akademie in dieſem Jahre kein anweſendes ordentliches ſondern nur als auswärtiges Mitglied Herrn Heeren in Göttingen; er gehörte uns aber ſchon vorher an als Correſpondent. Verloren dagegen haben wir, ich darf um denen nicht vorzugreifen, die dereinſt ihre Gedächtnißreden vorzutragen haben, nur ihre Namen nennen, verloren haben wir Herrn Seebeck, Herrn Fiſcher, Herrn Niebuhr. Lezterer zwar hatte ſchon ſeit einer Reihe von Jahren ſeinen Wohnſiz nicht mehr unter uns, aber wir konnten es nicht über uns gewinnen ihn nicht immer als ordentliches und nur zufällig abweſendes Mitglied zu betrachten, wie er denn auch in ununterbrochener Verbindung mit uns geſtanden hat.

20.

Am 24. Januar 1833.

Zweierlei habe ich ſchon oft gehört fehle noch an der Verherrlichung des großen Königs, ein dieſer Hauptſtadt und der gegenwärtigen Zeit eben ſo ſehr als ſeiner würdiges Denkmal aus der Werkſtatt der bildenden Kunſt, und eine im Zuſammenhang ſeines Privatlebens und ſeiner königlichen Thaten ſein geiſtiges Bild ähnlich und vollſtändig wiedergebende Geſchichtſchreibung.

So dringend ſcheint der Wunſch, daß ſchon öfter gleichſam ohne zu bedenken, von wem allein der Impuls dazu ausgehen kann, auch öffentlich an ein großartiges Denkmal iſt gemahnt worden. Wie oft und ſeit wie langer Zeit haben ſich ſchon die Künſtler damit beſchäftigt, und wie mancher Entwurf mag ſchon im ſtillen mehr oder minder ausgebildet worden ſein! Auf dem friedrichſtädtſchen Markt nicht etwa zwiſchen beiden Domen, wo das Schauſpielhaus ſteht, damals noch das erſte ſtand, ſondern mit Aufopferung dieſer Gebäude auf ihrem gemeinſamen Raum, und noch größer wollte er die Grundfläche genommen haben, ſollte ſich eine Rieſentreppe vierſeitig pyramidaliſch erheben bis an die Höhe der Kuppeln und dort auf einem Raum, noch groß genug um eine Menge Beſchauer mit Sicherheit zu faſſen, ſollte ſich die Reiter-

ſtatue des Königs erheben in verhältnißmäßiger Größe, das iſt ein Entwurf, den ich am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem geiſtreichen Manne jener Zeit öfters mit Begeiſterung erörtern hörte. Mit welcher Freude ſah er im Geiſt jene koloſſalen Gebäude, die doch auch den König ins Gedächtniß zurükkrufen, ihrem Urheber wieder zu Füßen gelegt und verſchwunden! wie großartig, daß nun die ſtattlichen Häuſer die den Plaz umgeben nur erſcheinen würden wie ein mäßiges Staket um jenes Denkmal! Nicht mehr ſollten hier Stätten ſein für jene gemeinſame Verehrung des höchſten, der ja ſo viele erbaut ſind in beiden Sprachen, nicht mehr ſollten in dem vorhandenen Raume zwiſchen beiden fremde Geſchichten verſinnlicht oder an dem, was nach des Dichters Ausdrukk der misère begegnen kann, die Sitten einer kleinlichen Zeit beſpöttelt und wo möglich ſpottend veredelt werden: ſondern in dem großen Mann ſollte hier das weltordnende Weſen als in ſeiner ſchönſten Gabe geprieſen, durch das mächtig ergreifende Standbild des Helden hier wie mit einem Zauberſchlage alles kleinliche aus den Gemüthern vertrieben und alle in Einem gewaltigen Gefühl der Vaterlandsliebe erhoben werden. So ſah er hier die Waller niemals ausgehn, nur jezt mehr vereinzelt dann in größeren Maſſen ſich auf- und abwärts bewegen, und von hier aus nach allen Seiten in die Kirchen und Schulen, auf die Uebungspläze der Truppen, in die Gebäude des öffentlichen Dienſtes ſo wie in die Stätten des Gewerbes denſelben begeiſterten Eindrukk hinübertragen, jeder voll von dem, was der große König für das ganze geweſen, was er auch für eines jeden beſonderen Beruf gethan und gewollt hat. Und gewiß vieles iſt ſchön an dieſem Gedanken. Sogar das traurige, daß die Thürme mit ihrem Anhang zum Fundament ſollen verwendet werden, iſt nicht ohne Bedeutung! Denn iſt auch der preußiſche Staat in ſeiner europäiſchen Bedeutſamkeit das geiſtige Denkmal, das der König ſelbſt ſich errichtet hat: ſo mußte ja, damit ſich dieſes zu ſeiner vollen Höhe erhöbe, ſchon manches eingeriſſen

werden, was er mit Liebe gebaut hat. Und wenn man ſcherzhafterweiſe ſchon das als einen Vorzug rühmen könnte, der ihm würde vor ſeinem großen Ahnherrn, wenn er ſo hoch geſtellt wäre, daß es nicht leicht einer gewöhnlichen Fantaſie einfallen kann ihn bei nächtlicher Weile herabſteigen und als ehernen Gaſt umgehen zu laſſen: ſo iſt dieſes doch im Ernſt wünſchenswerth, daß er zugleich ſo hoch ſtehe und doch ſo zugänglich ſei, nicht in dem Grade, daß man ihn leicht im Vorübergehn mit einem leichten Blikk beehren könne, ſondern daß jeder wollen muß und ſich mühen, der den Eindrukk in der Nähe haben will, aber doch daß es dazu nicht eines bewaffneten Auges bedarf, und daß die Beſchauung auch in der unmittelbarſten Nähe noch eine geſellige in bedeutendem Maaßſtabe ſein kann. Denn das iſt ein Anſpruch, den wir machen müſſen an ein ſolches Denkmal, wenn es jemals zu Stande kommen ſoll. Nicht nur ſei es königlich ſondern auch volksmäßig, nicht nur ſei es ein Meiſterwerk der Kunſt ſondern es übe auch eine lebendige politiſche Wirkſamkeit aus.

Der Laie kann nur Forderungen ausſprechen, wie ihnen zu genügen iſt findet der Künſtler. Mögen denn unſere glükklichen Genien nur fortfahren auch aus dieſem Geſichtspunkt ſich mit Entwürfen zu beſchäftigen, damit der Gedanke im Gange bleibe. Bis aber ein glükklicher Augenblikk einen ſolchen ans Licht fördert, der nicht ein bloßes Geſicht bleibt, wie jenes, ſondern wirklich ausführbar iſt, wollen wir das Denkmal ſelbſt nicht vermiſſen. Wer ſich bis dahin auf ähnliche Weiſe von dem großen König durchdringen will, der gehe die Potsdamer Straße entlang und beſteige zunächſt jene Höhe jenſeit des Stroms, von der wir die beiden durch den ſchönen Luſthain verbundenen Paläſte erblikken, die er ſich erbaut, den einen für ſein ſtilles Leben und Wirken, den andern für königlichen Pomp und Feſte, und wenn er dann die Gegenwart vergeſſend voll dieſer Erinnerung näher tritt, die Stufen zu Sansſouci hinanſteigt, ſich in dem Gebäude die tägliche Lebensordnung des Mannes wiederholt und ihm dann bald

ein ſchöner Zug aus ſeinem nur zu engen Einzelleben, bald eine von ſeinen öffentlichen Thaten einfällt, oder er an dieſe und jene ſeiner ſchriftlichen Ergießungen ſich erinnert, und ſo der Geiſt Friedrichs ihn von allen Seiten umweht: wie ſollte der wol ein Denkmal vermiſſen!

Und jezt vermißt es noch niemand, die lebendige Ueberlieferung dauert noch fort. Die jezt Großväter ſind haben ſeine Geſtalt noch geſchaut näher oder ferner, und können noch auf ihre Enkel das Bild übertragen; von ihren Vätern her kennen ſie ſeine Uebungen ſeine Heerſchauen ſeine Reiſen, des ſiebenjährigen Krieges Bedrängniſſe und Errettungen, Niederlagen und Siege, was er angebaut und urbar gemacht, ſein Walten in Krieg und Frieden. Jezt noch nicht, aber nicht lange mehr. Noch eine Generation weiter hin, und die Ueberlieferung hat nicht mehr dieſelbe Haltung; alles, was jedem ins Auge fällt, die Geſtalt und Ordnung des Heeres, die Art und Weiſe der Staatsverwaltung, das Verhältniß ſelbſt des Unterthanen zum Oberherrn, hat ſich über das gewöhnliche Maaß hinaus verändert, die Einzelheiten in Wort und That ſind nicht mehr ſo klar und verſtändlich, das Bild dunkelt immer mehr nach, die Züge werden ſagenhafter, und die Wahrheit des Bildes muß ihren Siz in der Schule ſuchen, ich meine überhaupt in dem Einfluß, den um es kurz zu ſagen der leſende Theil des Volks auf das übrige ausübt; und ſo entſteht auf dieſelbe Weiſe freilich bald das Bedürfniß einer Geſchichte des Königs und eines Denkmals für ihn, welche beide nur in Verbindung mit einander die Stelle der lebendigen Ueberlieferung vertreten können.

Doch man wird ſagen, was hat die Schule für das Volk mit einer ſolchen Geſchichte gemein, welche in gleiche Linie geſtellt werden ſoll mit einem großen Nationaldenkmal? Lezteres hat ſeinen Ort in der Hauptſtadt des Reichs, dem Kern des ganzen, der ſich aus den geläutertſten Lebensſäften bildet. Da iſt es für alle und muß der beſten jezigen und künftigen würdig

ſein, und nur Abriſſe davon, unvollkommen genug natürlich, verbreiten ſich nach allen Seiten hinaus unter das Volk. Von einer Geſchichte aber, die eben ſo als ein Meiſterwerk der wiſſenſchaftlichen Kunſt der beſten aus mehreren Generationen werth wäre, der Stolz der Preußen die Bewunderung des Auslandes, was kann davon unter das Volk kommen? Die Schule des Volks ſind die Kinderbücher und der Kalender. Sehr wahr! aber wir wollen uns nicht ſchämen den Zuſammenhang derſelben mit den edelſten Werken der Kunſt und Wiſſenſchaft einzugeſtehen. Die uns verſchwiſterte Akademie der Künſte und die Gewerbſchulen in unſern Provinzen ſind eine wohlverbundene Kette, und bald werden dieſe lezten Glieder derſelben ihren Einfluß auf die ganze Landſchaft erſtrekken. Wir wollen immer anfangen uns umzuſehen, ob die Bilder der königlichen Perſonen, die uns auf allen Straßen aufſtoßen, nicht einen Anflug bekommen von dem gegenwärtigen Zuſtande der Kunſt. Nicht umſonſt auch in dieſem Sinn war früher der Kalender unter die Aufſicht der Akademie geſtellt, ihr Einfluß hat viele Thorheiten daraus vertrieben, und darin wird mit zwekkmäßiger Bedächtigkeit vorgeſchritten werden; und je mehr dieſe verſchwinden, deſto mehr Raum wird gewonnen für angemeſſene Rathſchläge und Belehrungen aus unſerm Schaz erweiterter Naturkunde. Und eben ſo iſt es auch mit der Geſchichte. Auch die geſchichtliche Seite unſeres Vereins, wiewol auf keine Weiſe zur Mittheilung der ſchon erworbenen und ſichergeſtellten Kenntniſſe beſtimmt und verpflichtet, ſteht doch mit unſern Hochſchulen in vielſeitiger Berührung, und an dieſe reiht ſich eine ununterbrochene Kette bis zu denen, die unmittelbar am Unterricht des Volks arbeiten. Der Stoß, den das Volk empfängt, beginnt bei dem oberſten Glied, und wie dieſes die Geſchichte auffaßt und behandelt, davon hängt ab, ob was dem Volk, ſei es auch in Kinderbüchern und im Kalender, von Geſchichte mitgetheilt werden kann, es auch wirklich lebendig ergreife, mit dem ganzen befreunde und geiſtig erhebe.

Glauben wir aus unſerer vaterländiſchen Geſchichte Perſönlichkeiten im Volk lebendig erhalten zu können, die über die Reformation hinausliegen, ſo würden das leere Hoffnungen ſein; denn dieſe finden gar keinen Anklang mehr in der Unmittelbarkeit des Lebens. Vom großen Churfürſten werden ſich noch einzelne Erinnerungen fortpflanzen, aber der große König iſt die erſte Geſtalt, welche mehr im Zuſammenhang feſtgehalten werden kann. Und nur ein geſchichtliches Meiſterwerk über ihn wird auf alle untergeordneten mehr vereinzelten Darſtellungen den rechten reinigenden und belebenden Einfluß üben. Werden wir ein ſolches bald erhalten? Man ſagt zwar, Geſchichte dürfe nicht zu früh geſchrieben werden, und es wäre ſehr überflüſſig die Wahrheit, die hierin liegt, erſt auseinanderſezen zu wollen; aber gewiß trifft das mehr den Verlauf großer und verwikkelter Begebenheiten als das einzelne Leben. Für dieſes tritt eher der Zeitpunkt ein, wo alle Materialien, die wirklich erſprießlich ſind, auch zuſammengebracht werden können, und wiederum eher auch der, wo manche Verhältniſſe nicht mehr in ihrem wahren Licht können betrachtet werden, mithin auch der Geſchichtſchreiber ſtörende Verzeichnungen ſchwerer vermeidet. Jezt können noch zwekkmäßige Vorarbeiten geliefert werden durch Sichtung des vorhandenen Materials und durch Sammlung von vielem vielleicht, was noch außerhalb des Gebietes der Oeffentlichkeit verborgen gelegen hat, und möge nur keiner, der dies in einem größeren Maaß und mit einer gewiſſen Ausführlichkeit thut, verleitet werden zu glauben, er ſei ſchon der Geſchichtſchreiber, der uns freilich nun gewiß erwünſcht ſein wird, ſobald die großen Bewegungen ſich geſezt haben.

Was für eine Literatur beſizen wir nicht ſchon über den König! Wie ſtrömten gleich nach ſeinem Tode, als hätten ſie nur darauf geharrt, die einzelnen Züge aus ſeinem Leben in zahlreichen Sammlungen hervor. Welche Lobreden folgten, und ſelbſt unter dem Drang der umſtürzenden Weltbegebenheiten hörte er

nicht auf die Federn zu beſchäftigen. Sehen wir von allem ab, was nur — und zwar oft ſehr problematiſcher — Stoff iſt oder ganz einſeitige Betrachtung: ſo bleiben drei untergeordnete Formen ſtehen, in welchen ein ſolcher Gegenſtand behandelt zu werden pflegt, die eigentliche Lebensbeſchreibung, die Regierungsgeſchichte, die Charakterſchilderung. Von denen Individuen nicht zu reden, über die weil ſie nur der Maſſe angehören ſich gar nichts ſagen läßt, und mit erwogen, daß, wo es eine Amtsführung einen Beruf giebt, in dem der einzelne nicht ganz untergeordnet bleibt, da auch eine Regierungsgeſchichte iſt: werden wir geſtehen müſſen, daß keine Generation eines gebildeten Volkes gänzlichen Mangel haben darf an ſolchen, die eines von dieſen verdienen. Wie ſinnlos wäre es auch und nichtig, daß immerfort ſo viele Perſonen gedichtet werden, wenn nicht das Bewußtſein dabei zum Grunde läge, daß ſo viele wirkliche verloren gegangen ſind, denen ihr Recht nicht widerfahren iſt, oder daß die gedichteten wirklich müſſen geweſen ſein, wenn auch unbekannt. Und jede Zeit auch die ſcheinbar ruhigſte hat ihre Bewegungen und Gegenſäze, die ſich oft am klarſten in einem einzelnen Leben ſpiegeln, welches rein in ſich ſelbſt betrachtet wenig merkwürdiges darbieten würde. Daher kann es an ſolchen nicht fehlen, an die eine von dieſen Beſtrebungen gewendet werden ſollte, wer aber alle drei verdient, dem widerfährt auch durch alle drei nicht ſein Recht, ſondern ihm gebührt ein höheres, und ein ſolches iſt die Geſchichte, die ich meine. Eine Lebensbeſchreibung des Königs in jenem engeren Sinne könnte ſogar im Gebiet der Chronik ſtehen bleiben als Tagebuch oder Annalen, und es gehörte nur ein mäßiges Geſchikk dazu, daß es doch ein lebendiges und erregendes Werk ſei, aber mit gleichem Recht könnte dabei ſein Geiſt und Gemüth auf die verſchiedenſte Weiſe vorgeſtellt werden. Eine Regierungsgeſchichte, wie bedeutend müßte ſie nicht ſein, wenn ſie auch nichts wäre als ein aus einer europäiſchen Staatengeſchichte deſſelben Zeitraums gleichſam ausgeſchnittenes Kapitel,

worin von dem Könige nur auf dieſelbe Weiſe gehandelt würde, wie es Recht und billig iſt bei manchem regierenden Haupt, wo es gleich gilt ob man ſagt, der Fürſt der König, oder der Hof das Kabinet die Regierung that ordnete entſchied dies und jenes. Und eine Charakterſchilderung, wenn ſie auch nur aus den einzelnen Zügen, die in ſolcher Maſſe vorliegen, eine verſtändige Auswahl in wohlhergebrachten pſychologiſchen oder ethiſchen Kapiteln zuſammenſtellte, und ſie mit Fragmenten aus ſeinen Herzensergießungen in Briefen und Gedichten durchwirkte: wie ergreifend könnte ſie nicht ſein, wenngleich die rechte Einheit zu alle dieſem jeder ſich doch um ſo freier ſelbſt conſtruiren könnte, je mehr ihm die Darſtellung die entwikkelnden Veranlaſſungen aus dem Auge rükkte, und je weniger ſie zugleich irgend etwas enthielte von ſeinem Einfluß auf die Welt. Nun aber denken wir uns jede von dieſen dreien in ihrer höchſten Vollkommenheit, ſo daß uns dann im einzelnen nichts weſentliches fehlt: doch werden wir nicht befriedigt ſein durch dieſe Vereinzelung. Sondern wenn wir hier einen Zauberſchlag thun könnten, wie er uns auf dem Gebiet der Natur hie und da zu Gebote ſteht, daß wie von einem elektriſchen Funken entzündet alle drei ſich vollkommen durchdrängen, keines für ſich wäre ſondern jedes in den andern: das würde die Geſchichte ſein, die ich wünſchte. Auch hier nun möchte ich ſagen, der Laie kann Forderungen ausſprechen; wie ihnen zu genügen ſei, das finde der Künſtler. Allein die Werkſtätten dieſer Künſtler ſind nicht ſo zugänglich wie die der Bildhauer, man kann ihre Werke nicht ſo auf jeder Stufe ihres Fortſchritts beobachten, wie die der Bauherren, und darum kann ich wol der Frage nicht ganz ausweichen, in welcher geiſtigen Temperatur denn jener elektriſche Schlag erfolge, der den Geſchichtſchreiber macht. Ich ſage aber, Gebt mir einen Mann, dem nichts zu groß iſt und nichts zu klein, nichts zu nahe und nichts zu fern, der ſich ſo ins einzelne einlebe mit ſeinem Helden, daß er jede Wolke, die ſich auf dem beweglichen Antliz

erhob, eben ſo gut verſteht wie der wohlgehegte Diener, jeden leiſen Ausdrukk der Schwermuth wie die ſchweſterliche Freundin, der wenn er an ſeine Jugend denkt nicht nur das Bild der zerfallenen Häuslichkeit, in der er aufwuchs, vor Augen hat, ſondern auch die geſammte erhabene Geſellſchaft der gleichzeitigen europäiſchen Fürſtenſöhne, der einen Blikk dafür hat, wie ſich ſein Auge für die Welt öffnete, wie ſich die Geſchichte in ihn hinein arbeitete, wie er das Treiben der Regenten und der Völker um ſich her anſah, wie er die Bedeutung der ihm angewieſenen Stelle auffaßte. Er muß in ſich beſtimmt unterſcheiden, und wenn er auch aus Mangel an Zeugniſſen nicht wagt ſein Urtheil auszuſprechen, was der König geliebt und was er ſich nur vorgeſchrieben, was er an und für ſich als gut gewollt und was er nur als vorübergehend nothwendig geordnet.

Doch ehe ich noch am Ende bin, unterbricht mich die Frage, ob denn wer dies vermag Zeit und Kunſt verwenden ſoll an die Darſtellung eines einzelnen Lebens. Ich will mich nicht darauf zurükkziehn, daß es für den Geſchichtſchreiber nichts zu kleines giebt und nichts zu großes; er wähle das kleinſte und die ganze Zeit muß ſich darin ſpiegeln, ſondern unumwunden ſagen, woran dieſe Forderung hängt. Nicht jeder Fürſt, auch nicht jeder rühmliche und ſegensreiche, kann in demſelben Maaß ſeinen eignen Geſchichtſchreiber verlangen. Aber es liegt ein eignes Geheimniß in der Grenze zweier Zeitalter. Ein ausgezeichnetes Individuum, welches da eine waltende Stelle findet und gleichſam auf der Hut ſteht, iſt ein eminenter Gegenſtand für die Geſchichte. Da ringen entgegengeſezte Kräfte, da walten geheimnißvolle Ahndungen, Gegenhalten und Vorbereiten, Abwehren und Anlokken, große Maaßregeln, ſcheinbare Uebereilungen, leiſe Anfänge und vergebliche Verſuche, alles hat einen tieferen Zuſammenhang. In dem, was ſich weit umher regte, liegt der Schlüſſel zu ſeiner Entwikklung, in dem, was er geweſen iſt und geleiſtet hat, liegt der Schlüſſel zu dem, wie die Stöße des krachenden Welttheils auf

den von ihm umfaßten Boden gewirkt haben, und zu vielem, was ſich noch aus dieſen Wirkungen geſtalten wird. Dieſe Wechſelwirkung zwiſchen dem einzelnen und den allgemeinen Lebensbewegungen iſt der Geiſt der Geſchichte, und wer die Darſtellung Friedrichs II. nicht auf dieſe Weiſe faßt, muß ſie auch weſentlich verfehlen.

21.

Bei der Aufnahme des Herrn v. Raumer am 3. Julius 1827.

Wenn Sie, mein Herr, aus Rükkſichten, welche wir jedem einzelnen, gegenüber einer Genoſſenſchaft, gern zu gute halten, es nicht ganz unbedenklich finden ſich einem Verein wie der unſrige anzuſchließen: ſo hat auch unſere Körperſchaft, in deren Mitte Sie zuerſt zu begrüßen ich jezt die Ehre habe, ihre Bedenklichkeiten und muß die größte Vorſicht beobachten bei der Wahl ihrer Mitglieder. Wie es deutſcher Art und Sitte überhaupt nicht zuſagen könnte, wenn alle großen wiſſenſchaftlichen Talente in Einer oder ſeien es auch zwei Hauptſtädte vereinigt wären: ſo ſind bei uns auch Vorkehrungen hiezu nicht getroffen; und es bedarf keiner gar langen Zeit um ſchmerzhafte Erfahrungen darüber zu machen, wie ſchwer es gelingt, wenn es einmal gilt einen Mann von der erſten Virtuoſität in ſeinem Fache von auswärts her unſerm akademiſchen Vereine zu gewinnen, um ſo ſchwerer allemal als wir ihn am liebſten für uns allein erobern möchten. Deſto mehr müſſen wir uns daher hüten, daß nicht auch minder reichlich ausgeſtattete Geiſter ſich uns durch ihre Nähe und durch die freundlichen Verhältniſſe, welche dieſe mit ſich bringt, zu dringend empfehlen, und wir ſo allmählig, von der rechten Höhe des

wiſſenſchaftlichen Standpunktes hinabſteigend, uns den ebneren Gefilden nähern; deſto eiferſüchtiger müſſen wir darauf ſein, daß nicht diejenigen, welche wir uns gewonnen haben, früher oder ſpäter überwiegend theils vom Staatsdienſt in Anſpruch genommen werden, theils die verdienſtvollen Geſchäfte des öffentlichen Lehramtes ſie tieferen und mehr akademiſchen Forſchungen mehr oder minder entziehen. Wie ſollte es alſo in einer ſolchen Lage nicht auch unſerer Akademie bisweilen begegnen, daß ſie theils — und niemand wird ſich wundern, daß grade ich dieſes erwähne — ſei es nun durch verſprechende frühere Leiſtungen beſtochen oder von gemüthlichen Aufwallungen einzelner Mitglieder hingeriſſen auch ungenügende Genoſſen ſich aneignet, theils auch von den glänzenden Geſchikken, welche einzelnen Mitgliedern beſtimmt ſind, überwunden, ſich ſolche Männer auf kürzere oder längere Zeit faſt entfremdet ſieht, von denen ſie die reichſte Erndte zu erwarten berechtiget war.

Die Wahl, welche Sie, mein Herr, mit uns verbindet, droht uns mit keinem Mißgeſchikk irgend einer Art. Ihre Leiſtungen liegen der Welt und uns vor Augen, und eine ſichrere Bürgſchaft dafür, daß ein Mann ſein Leben ausſchließend der Wiſſenſchaft widmen wolle, giebt es nicht, als welche Sie geleiſtet haben, indem Sie eine politiſche Laufbahn voll der glänzendſten Ausſichten verließen, aber in einem ſolchen Sinne und unter ſolchen Maaßnehmungen, welche einen lange überlegten und wohlgeordneten Entſchluß zu Gunſten der Wiſſenſchaft deutlich ausſprachen.

Mögen die anweſenden es mir verzeihen, wenn ich dieſen Umſtand nicht berühren kann ohne ſei es auch nur im Vorbeigehen Ihnen wohlzuthun und mich zu ehren, indem ich jenes trefflichen Mannes gedenke, der eine der ſchönſten Zierden unſerer höheren Lehranſtalt war, und zwiſchen dem und Ihnen eine von den wiſſenſchaftlichen Zeitgenoſſen allgemein gekannte und geprieſene Freundſchaft beſtand, welcher Sie aber auch für die Nachwelt durch Ihren Antheil an der Anordnung und Bekanntmachung ſeines Nachlaſſes ein bleibendes Denkmal geſezt haben.

Auch er hatte in der Laufbahn des Staatsdienſtes glükkliche Fortſchritte gemacht, und nicht geringere Ehren winkten dort dem reichbegabten Manne als irgend einem andern; aber er lenkte ab der Wiſſenſchaft zu Liebe noch zeitig genug, daß er, wäre ihm nur Zeit vergönnt geweſen, auch den erſten nicht würde nachgeſtanden haben. Er indeß, nachdem er einen der edelſten Dichter des Alterthums unſere Sprache gelehrt, widmete ſich immer ausſchließender jenen tiefſinnigen Speculationen, welchen aus einer Genoſſenſchaft wie die unſrige wenig weſentliche Förderung entſtehen kann, welche aber einer mehr als hundertjährigen Erfahrung zufolge am kräftigſten ja faſt ausſchließend auf unſeren Univerſitäten in dem erfriſchenden Leben mit forſchbegieriger Jugend gedeihen.

Sie hingegen, mein Herr, verließen Ihre öffentliche Wirkſamkeit im Staate nur um ſich ganz dem Anbau der Geſchichte zu widmen. Was mit dieſer großen Selbſtbetrachtung des menſchlichen Geiſtes zuſammenhängt, das neueſte wie das älteſte, wenn nur auch jenes in dem reinen Gebiet der darſtellenden Betrachtung bleibt, bildet diejenige Hälfte unſeres Vereins, welche zunächſt gewünſcht hat, daß Sie der ihrige werden möchten. Wir ſezen gern voraus, daß jeder, der auf dieſem Gebiet mit einem nicht unbedeutenden Eigenthum angeſeſſen iſt, ſich gern und je tiefer er forſcht um ſo lieber eines engeren Vereins mit treuen Genoſſen und eines beſtimmten Anrechtes auf ihre Theilnahme an ſeinen Arbeiten erfreut. Vorzüglich aber hat die Erfahrung ſeit der neueſten Geſtaltung unſerer Akademie auf das erfreulichſte gezeigt, wie überall auf dieſem Gebiet die Thätigkeit des öffentlichen Lehrers und die des Akademikers in den verſchiedenſten Verhältniſſen wohl zuſammen ſtimmen. Gern verſammeln ſich diejenigen unter uns, welche an der hieſigen höheren Lehranſtalt die verſchiedenen Zweige dieſer Kenntniſſe auf die Jugend fortzupflanzen beſtrebt ſind, in unſern engeren Mauern zu vertraulichen Mittheilungen, und, auch die ſich mit dem größten Eifer jenem Lehrgeſchäft widmen, werden immer auf Forſchungen ge-

führt, die jedes akademiſchen Vereins würdig ſind und ſich all=gemeiner Anerkennung erfreuen.

Sie, mein Herr, haben ſchon während Sie noch Staatsmann waren als politiſcher Schriftſteller in Ihren Dialogen Ueber Krieg und Handel, in Ihrem brittiſchen Beſteuerungsſyſtem, gezeigt, wie derjenige die Gegenwart betrachtet, welchem die Entwikklung der menſchlichen Dinge in ihren allgemeinen Grundzügen wie in den eigenthümlichen Formen verſchiedener Zeiten und Zonen lebendig vorſchwebt. Seitdem haben Sie ſich keinem von den verſchiedenen Zweigen, welche dieſe Klaſſe der Akademie in ſich vereinigt, fremd gezeigt. Sie haben uns mit einer geſchichtlichen Darſtellung des Alterthums beſchenkt, Sie haben für das Mittelalter aus verborgeneren Quellen mit einſichtsvoller Auswahl geſchöpft, auch das orientaliſche hat ſich Ihrer berichtigenden Theilnahme erfreut, und was iſt nicht von einem Manne zu erwarten, welcher kaum auf dem Gipfel des männlichen Alters angelangt ein Geſchichtswerk wie das Ihrige, von dem Sie nicht nöthig gehabt hätten einen ſchnöden Vorwurf abzuwälzen, nachdem er es eine Reihe von Jahren in der Stille gehegt und bis zur Vollendung ausgearbeitet hat, plözlich hervortreten läßt, ſo daß es kaum erſchienen ſeinen Ruf über den ganzen Raum der deutſchen Literatur verbreitet?

Wenn Ihre Beſcheidenheit verſichert, daß Sie in dieſem Werke Ihre beſte Kunde des Mittelalters ſchon mitgetheilt haben, und daß Ihre geſchichtliche Darſtellung immer dem allgemeineren Bedürfniß zugewendet geweſen ſei: ſo erlauben Sie auch uns zu wiſſen, wieviel tiefere Unterſuchungen, welche unſerm Kreiſe eigenthümlicher angehören, theils dieſen Darſtellungen zum Grunde liegen, theils durch dieſelben bei Ihnen angeregt ſind, und nur eines Sporns wie unſer Verein ihn darbietet erwarten, um ans Licht gefördert zu werden. Wenn Sie ſich in Ihrem Lehramte überwiegend mit der neueren Zeit und der Gegenwart beſchäftigen, und zu beſorgen ſcheinen, daß Ihnen wenig Zeit bleiben werde ſich mit Ihren Forſchungen wieder der Vergangenheit zu=

zuwenden: ſo zweifeln auch wir nicht daran, daß ſchon an ſich, am meiſten aber für denjenigen, der die Vergangenheit ſich wiſſenſchaftlich geſtaltet hat, auch das neuere und gegenwärtige einer eben ſo ſehr dem Gehalt nach tiefſinnigen als der Form nach wiſſenſchaftlichen Behandlung fähig iſt.

Darum laſſen Sie uns gemeinſchaftlich mit gutem und wohlbegründetem Vertrauen dem, was Sie unſerm Kreiſe ſein und in demſelben leiſten werden, entgegenſehen! Und wenn ich es, aus Gründen welche ich eben angedeutet, ohne alle ſchmerzliche Empfindung bemerklich mache, daß ich in den zwölf Jahren, ſeit ich der Wortführer der philoſophiſchen Klaſſe geweſen bin, nicht ein einziges mal Gelegenheit gehabt habe ein neues Mitglied in unſerm Kreiſe willkommen zu heißen: ſo freue ich mich, daß mir dieſe gleich zu Theil wird, wie ich nur in der Stelle des Wortführers der hiſtoriſchen Klaſſe auftrete, und mit herzlicher Freude bewillkomme ich den Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen, um ſeinen Namen in die Rolle einzutragen, wo — damit ich keinen anweſenden nenne — die Namen Müller und Niebuhr ſchimmern. Wenn jener leider, nachdem lange ſeine äußeren Lebensverhältniſſe dem wiſſenſchaftlichen Streben gedient hatten, doch zulezt ſeine gelehrte Thätigkeit in einem unfruchtbaren Staatsdienſt untergehen ließ, Niebuhr aber, wie Sie, politiſch angefangen, dem Staatsdienſt aber zur guten Stunde Lebewohl geſagt hat, um dem, was die Wiſſenſchaft an ihn zu fordern hatte, je ungetheilter deſto vollſtändiger zu genügen: ſo werden Sie nur um ſo eigenthümlicher der dritte ſein zu beiden, wenn, wie Niebuhr ſich ganz dem Alterthume zugewendet hat, und das bisher allgemein gültige Bild deſſelben mit der tiefſinnigſten Kritik beleuchtet und mit eben ſo kühner als kundiger Hand hineinbeſſert und es umgeſtaltet, Sie im Gegentheil ſich dem widmen wollen, was der Gegenwart näher liegt, um in den für die meiſten noch allzu beweglichen und ihrer Nähe wegen oft verwirrenden Erſcheinungen theils die ewigen Geſeze des Verlaufs menſchlicher Dinge zur Anſchauung zu bringen, theils die

Verhältniſſe der Gegenwart zu den früheren Zeiten, auf denen ſie ruht, ins Licht zu ſezen, auf alle Weiſe aber den ernſten und ſtrengen Geiſt der Wiſſenſchaft auf einem Gebiete geltend zu machen, deſſen Betrachtung eben ſo oft durch eitle Frivolität als durch verderbliche Parteiſucht herabgewürdiget wird.

II.

Zur Aeſthetik.

Ueber den Umfang des Begriffs der Kunſt in Bezug auf die Theorie derſelben.

1.*)

Unſere Theorie der ſchönen Künſte, auch Aeſthetik, Theorie des ſchönen genannt, und was ſonſt noch für ſchwankende Benennungen von dem Schwanken des Gegenſtandes zeugen, wird in ihrem dermaligen Zuſtande ſchwerlich bei irgend genauer Betrachtung auch nur einigermaßen befriedigen. Wir haben es an beiden Enden verſucht; aber weder hat ſich einer von beiden Wegen, der ſpeculative oder der empiriſche, irgend allgemein geltend gemacht, noch iſt es bisher gelungen beide mit einander auf die rechte Weiſe in Berührung zu bringen. Jede philoſophiſche Schule, wie ſie neue ideale Elemente aufſtellt und nicht nur aus dieſen auf neue Weiſe die Erſcheinungen der geiſtigen Welt erklärt ſondern auch neue Combinationen aus jenen Elementen als Beweiſe der eigenen Schöpfungskraft hervorruft, hat ſich auch wenigſtens beiläufig mit der ſpeculativen Seite dieſer Theorie beſchäftigt. Aber die Regeln der künſtleriſchen Ueberlieferung, nicht nur die, welche es mit der Handhabung des Stoffs und der Werkzeuge zu thun haben, ſondern auch jene höheren, welche auf

*) Geleſen am 11. Auguſt 1831 in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften. T.

jedem Gebiet die Erfindung innerhalb gewiſſer Schranken zuſammenfaſſen wollen, ſo daß ſich keine zu weit von der Aehnlichkeit mit den vorhandenen Formen entferne, haben von dieſem Wechſel wie raſch auch und wie gänzlicher Umwälzung gleich kaum die mindeſte Kenntniß genommen. Ja kaum in der äußerſten Gefahr überläßt ſich der ausübende Künſtler dem Philoſophen, ſondern er befindet ſich erſt wieder wohl, wenn er mit Arion ausruft, Ich kann nicht hier du dort nicht wohnen, Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn; und doch können als Geſezgeber für die Kunſt beide nur ihre Haltung finden in ſolcher Gemeinſchaft und gegenſeitigen Berufung auf einander. Bis dieſe hergeſtellt iſt, ſtreben vergeblich die Regeln der einzelnen Künſte dem geflügelten Genius Zaum und Gebiß anzulegen, und beweiſen eben in dieſem Unvermögen ihre Unwahrheit. Der Genius, wenn er ſein Werk geltend gemacht hat, zwingt den Geſezgeber zu einem neuen ihn rechtfertigenden Kanon, der aber wieder nur ſo lange gilt, bis ein folgender Meiſter die Schranken durchbricht. Kurz je mehr auf ein einzelnes Kunſtgebiet ſich beſchränkend und von der Anſchauung der darin vorhandenen Kunſtwerke ausgehend, um deſto mehr nimmt die Theorie die Richtung nicht ſowol den Prozeß der Erfindung zu verſtehen als nur ihn mit ſchüzenden Vorſichtsmaaßregeln zu umſtellen, und nur wenn faſt zufällig einer von der Höhe der Speculation her bis in dieſe Gegend ſich verliert, zeigen ſich einzelne Tendenzen zu einer poſitiven Theorie. Auf dieſer Höhe nun entſteht freilich die Aufgabe, die künſtleriſche Thätigkeit, wenn ſich doch in allem menſchlichen Daſein Spuren derſelben finden, wenn ſie ſich unter günſtigen Umſtänden harmoniſch mit allen bedeutenden Ausſtrömungen des Geiſtes entwikkelt, auch in ihrem Zuſammenhang mit dieſen zu verſtehen, und ſie treu und lükkenlos nach dem ganzen Verlauf von ihrem innerſten gemeinſamen Keime aus ihren Verzweigungen folgend bis zu den äußerſten Spizen der Mannigfaltigkeit ihrer Formen zu begleiten. Dies erſcheint mir als die vollſtändige Aufgabe unſerer Aeſthetik. So wurzelt ſie mit ihren allgemein-

ſten Säzen in der Ethik oder in der Wiſſenſchaft von den Lebensthätigkeiten des Geiſtes, und trennt ſich nur deswegen von derſelben als ein beſonderer Ausfluß oder eine angewendete Disciplin, weil ſie in ihren weiteren Ausführungen auf gegebene Bedingungen des Daseins eingehen muß, um das mannigfaltige zu begreifen und ſo weit zu gelangen, daß auf jedem einzelnen Kunſtgebiet die techniſchen Regeln ſich mit Leichtigkeit eben ſo an die Aeſthetik anſchließen, wie dieſe ſelbſt ihre Wurzeln hat in der Ethik. Vielleicht widerſpricht dieſer Rede auch der vortreffliche Mann nicht, welcher freilich zunächſt nur von der bildenden Kunſt redend den Rath giebt ſie mehr aus der Wiſſenſchaft von der Natur als aus der Lehre von der Seele begreifen zu wollen; denn was wir hier unter Ethik verſtehen iſt wichtiger und umfaſſender, als was wir die Lehre von der Seele zu nennen gewohnt ſind. Aber doch auf der einen Seite ſezt ſie das Verſtehen der Seele als des im vereinzelten Leben erſcheinenden Geiſtes voraus, und auf der andern Seite müſſen wir jedem von beiden ſeine eigenen Anſprüche zugeſtehen an unſere Theorie. Die Kunſtthätigkeit muß in ihrer Einheit als Geiſtesthätigkeit begriffen werden aus der Natur der Seele und in ihrer Mannigfaltigkeit aus der Wiſſenſchaft der Natur, weil doch dieſe die Bedingungen des Daseins enthält; und es würde mißlich ſtehen um die Einheit des Begriffs der Kunſt, wenn das Verhältniß der bildenden Kunſt zu beiden von dem der andern Künſte zu denſelben anders als nur dem Grade nach verſchieden wäre. Eben dieſe Einheit des Begriffs der Kunſt iſt nun der nächſte Gegenſtand dieſer Abhandlung. Sie will nicht an die in andern Abhandlungen aufgeſtellten Elemente der Ethik die erſten Principien unſerer Theorie anknüpfen, welches in gehöriger Form und weit genug entwikkelt, um erſprießlich zu ſein, in einem ſolchen Raum nicht geſchehen könnte. Sie will nur einen untergeordneten aber doch nicht unwichtigen Dienſt leiſten, indem ſie die Frage aufs neue vorlegt, ob und in wiefern die verſchiedenen Hervorbringungen, welche alle wir durch den gemeinſamen Ausdrukk Kunſt

zu bezeichnen pflegen, wirklich als Thätigkeit des Geiſtes Eins ſind, woraus ja erſt folgen muß, ob und wiefern ſie gemeinſame Principien haben und ein gemeinſames Maaß. Denn ich glaube nicht, daß die Antwort ſchon erwünſchterweiſe gegeben iſt. Das Gebiet der Kunſt müßte uns ſonſt als ein völlig abgeſchloſſenes begriffen ſein, das gemeinſame aller und das beſondere einer jeden deutlich auseinandertreten, und jeder einzelnen Kunſt durch den Zuſammenhang aller ſelbſt ihr Gebiet und ihre Aufgabe genau abgegrenzt ſein. Aber welche Unſicherheit in dieſem allem tritt uns ſtatt deſſen entgegen. Wie zweifelhaft iſt die Selbſtändigkeit des einen Gebiets, wie beſtritten das Bürgerrecht eines andern, und welche Verlegenheit entſteht oft im einzelnen, wenn beſtimmt werden ſoll, ob dieſe oder jene Leiſtung zur Kunſt gehöre oder nicht. Ja wenn es faſt noch das beſte in dieſer Hinſicht iſt, daß bald dieſe bald jene Kunſt aus dem Standpunkt einer andern behandelt wird, ſo daß man von maleriſchem in der Muſik, von plaſtiſchem in der Poeſie und von poetiſchem überall redet: ſo werden hiedurch gegenſeitige Beziehungen mehr angedeutet als begründet, und die tanzende Bewegung, in der jede Kunſt bald dieſe bald jene vertraulich begrüßt, vergönnt keinen Schluß auf eine nothwendige oder auch nur feſte urſprüngliche Stellung derſelben gegen einander. So ſteht die Sache, und daß ſie noch ſo ſteht, darf uns nicht Wunder nehmen. Denn die Beantwortung unſerer Frage wird auch dadurch noch erſchwert, daß die Ausübung der verſchiedenen Künſte überall ſo anfängt, daß jede nur auf ſich ſieht. Dieſe Ausübung iſt immer ſchon bedeutend vorgeſchritten, ehe etwas von Theorie auch nur keimt. Entſteht dann endlich eine: ſo bildet ſie ſich ihre Sprache von der Ausübung her, alſo vom einzelnſten aus nach dem allgemeinen hin, ſo daß das allgemeinſte in jeder ſchon ein eigenthümliches iſt, verſchieden von dem allgemeinſten in anderen, und ſo ſind ſie auf alle Weiſe von einander getrennt, ehe von dem hohen wiſſenſchaftlichen Intereſſe aus die Frage nach ihrer Einheit aufgeworfen wird. Haben wir nun hiezu keine andere Handhabe

als den Namen Kunſt: wie wenig iſt dieſer daſſelbe in der antiken Grundſprache und in der modernen. Unſer deutſches Kunſt hängt mit Können zuſammen und bezeichnet eben ſo die Meiſterſchaft in der Ausführung wie Kunde die in der Auffaſſung, das helleniſche τέχνη hingegen mit Erzeugen und Gebären. Bei uns alſo wollte die Kunſt von dem äußerlichſten an das mechaniſche ſtreifenden benannt ſein, dort von dem innerlichſten und lebendigſten. Welch ein verſchiedener Ausgangspunkt! Wie natürlich, wenn jene unter demſelben Namen mehr zuſammengefaßt hat, was dem eigentlichen Kunſtgebiet nur ähnlich iſt durch Mühe Fleiß und Geſchikk, und dieſe hinwiederum ſolches, was ihm nur ähnlich iſt wegen des heimlichen verborgenen Erſinnens! Wie alſo iſt die Grenze zu ziehen nach der einen und nach der andern Seite? Ja auch die Stellung der Frage ſchon iſt eben wegen dieſes Ganges der Sache ſchwierig. Ob wir fragen ſollen, Was von dem vielen Kunſt genannten läßt ſich als wahrhaft gleichartig, weil von derſelben Geiſtesthätigkeit ausgehend, in ein abgeſchloſſenes Gebiet mit Zurükklaſſung des übrigen zuſammenfaſſen? oder, Auf wie vielerlei Art kann ſich jene in aller wahren Kunſt eine und ſelbige Geiſtesthätigkeit äußerlich manifeſtiren? das wäre, wenn das Wort des Räthſels ſchon gefunden wäre, völlig gleich. Bis dahin aber können wir nicht nur nicht erwarten auf dem einen Wege zu demſelben Ergebniß zu gelangen wie auf dem andern, ſondern nachdem wir auf den lezten ſchon vorläufig verzichtet wird ſchwer zu vermeiden ſein, daß wir, wenn wir den erſten einſchlagen, doch auf eine ganz willkührliche Weiſe beginnen, wenn wir doch nur einiges können mit in Rechnung ziehen und anderes müſſen mit ſeinen Anſprüchen abweiſen.

Denn wenn jede Kunſt als Thätigkeit ihr Ziel findet in ihren Werken, was macht nicht alles Anſpruch darauf ein Kunſtwerk zu ſein! Ich rede nicht von dem, was irgend einem Bedürfniß abhilft, oder irgend einem Zwekke dient, und wäre es auch der erhabenſte wiſſenſchaftliche: denn es iſt jezt ſchon eine

alte Rede, daß was nach der Angemeſſenheit zu irgend einem beſtimmten Zwekk beurtheilt werden muß, aus dem Gebiet der eigentlichen oder ſchönen Kunſt ausgeſchloſſen bleibt. Aber wenn wir uns auch auf dieſe Weiſe der mechaniſchen Künſtler in Betreff ihres eigentlichen Berufs entledigen: ſo kehrt doch ein großer Theil von ihnen mit neuen Anſprüchen zurükk, indem ſie uns zeigen, wie ſie aus reinem Intereſſe an dem ſchönen ihren Erzeugniſſen ſchöne Formen geben, die für den Zwekk derſelben ganz gleichgültig ſind, indem unbeſchadet deſſelben die nämlichen Werke anderwärts roh und ungeſtaltet ſind. Und wenn wir doch geſtehen müſſen, unſer Wohlgefallen an dieſen Formen ſei der Art nach daſſelbe wie das an den eigentlichen Kunſtwerken: wie könnten wir umhin ihren Anſprüchen unſere Anerkennung zu geben, da keinen Unterſchied zu machen zwiſchen groß und klein eher göttlich iſt als verwerflich! — Und wie iſt es mit dem Verhältniß zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft? Nicht ſo, daß wir beide auf der einen Seite einander gegenüberſtellen, auf der andern nicht zu läugnen begehren, daß, wie es eine Wiſſenſchaft geben ſoll von der Kunſt, ſo es auch eine Kunſt giebt in der Wiſſenſchaft? Wie oft huldigen wir nicht trefflichen wiſſenſchaftlichen Productionen aus allen Fächern ohne Unterſchied, ſelbſt mathematiſche nicht ausgenommen, wie ſehr auch der Calculus mit der Kunſt ſcheint in Widerſpruch zu ſtehen, doch zugleich als wahren Kunſtwerken! Und zwar nicht nur wegen kunſtreicher Behandlung der Sprache, ſelbſt wenn dieſe für die unmittelbare Abzwekkung wenig austrägt, ſondern tief aus dem innern heraus geht uns die Schönheit hervor in dem Ebenmaaß und der Fülle der wohlgerundeten Theile, in dem Reichthum der Beziehungen, in der klaren Ueberſichtlichkeit des Zuſammenhanges. Und wenn wir ſo der Analogie der Eindrukks folgen und ſagen, was ſo geartet iſt und erſcheint, das iſt ein Kunſtwerk: warum ſollen wir den Ausdrukk auf das beſchränken, was der einzelne hervorbringt, und was eine beſtimmte Einheit in ſich ſelbſt hat? Wenn an feſtlichen Tagen große Volksmaſſen ſich in mannigfaltigen

Verhältniſſen ordnen und ſich mit Würde und Leichtigkeit bewe-gen, wenn bald einzelne dies und jenes kunſtreich darſtellend her-vortreten, bald die Maſſen ſelbſt ſich ſpielend zerſtreuen und wie-der ſammeln, wenn in ſolchem Gewühl Freiheit und Ordnung ſich gegenſeitig unterſtüzen und lebendig erhalten, und auch mit-ten darin jeder ein ſicheres Gefühl hat von der freudigen Zuſam-menſtimmung und der leichten Entwikklung des ganzen: iſt nicht eine ſolche Fülle ſchöner freier Bewegung, ein ſolcher Inbegriff von Kunſtdarſtellung und unmittelbarem Lebensausdrukk, deren Wechſel doch nur als Skizze angeordnet iſt, das beſte in der Ausführung aber improviſirt wird, nicht auch wieder ein Kunſt-werk für ſich, ohnerachtet keiner es hervorbringt? Und werden wir nicht daſſelbe zugeben müſſen von den Verſammlungen der frommen, wenn ſich erhabener Geſang und würdige Rede, bedeut-ſame Handlungen und ausdrukksvolle Bewegungen zu einem er-greifenden ganzen bilden, daß auch dieſes, nicht nur in dem Maaß als jeder der einzelnen Theile kunſtgerecht iſt, ſondern auch für ſich als Einheit dieſer Theile ein Kunſtwerk ſei? Doch auf eben dieſe Weiſe werden wir uns nicht erwehren können, auch noch weiter gehend uns über das menſchliche überhaupt zu erhe-ben. Oder ſollte der Eindrukk, den uns die unſern Kunſtwerken verwandten natürlichen Gegenſtände aufdringen, ſich als ein an-derer erkennen und beſchreiben laſſen? und enthüllt ſich nicht un-ſern Blikken ſo wie wir ſie nur hierhin wenden eine eben ſolche nur unermeßliche vom kleinſten bis zum größten in tauſendfälti-gen Abſtufungen ſich erſtrekkende Reihe von göttlichen Kunſtwer-ken? Sehen wir nicht an der Productivität der Erde, und auch gleichgültig gleichſam für ihre Hauptbeſtimmung, dieſe Fülle von Zierlichkeit in den Geſtaltungen, von Farbenſchmelz und Pracht in den Culminationsmomenten des vegetabiliſchen Lebens? Und an den Denkmälern der mannigfaltigen Umgeſtaltungen, durch welche erſt der Planet ſich zum Wohnſiz der Intelligenz entwik-keln konnte, iſt uns nicht an dieſen als Zugabe geſchenkt dieſe Fülle pittoresker Schönheit und Erhabenheit an den Abhängen

des gewaltſam emporgetriebenen Bodens, auf den alten Kampfplätzen des ſtarren und des flüſſigen; und ſind nicht an dem unentbehrlichen lebenbringenden Tanz, in dem ſich Erde und Sonne bewegen, ein zufälliges und freies Kunſtſpiel jene muſikaliſchen Fantaſien, welche täglich zum Willkommen und Abſchied die Sonne ausführt auf dem diatoniſchen Farbenklavier unſerer Atmoſphäre? Und dann wieder nicht an ſondern in der Anordnung und Vertheilung des Lebens, welcher Reichthum von Harmonien in den aufſteigenden Stufen und in der Verſchiedenheit des gleichen, worin doch das geübte Auge daſſelbe Weſen und dieſelben Grundformen mit Leichtigkeit entdekkt. Und welche Vollkommenheit der Conſtruction ahnden wir erſt in der Zuſammenſtellung in den verborgenen Beziehungen eines jeden Syſtems von Weltkörpern. Ja werden wir nicht ſagen müſſen, es ſei nur die Unvollkommenheit unſerer Einſicht, nur die eigennüzige Befangenheit unſerer Betrachtungsweiſe Schuld daran, daß wir die göttliche Kunſt nur einzeln als an anderm und in anderm erblikken; aber doch ſollten wir getroſt behaupten, daß ſich die Welt in der geſammten Einheit ihrer Entwikklung wie das Eine alles umfaſſende Kunſtwerk verhalte, und daß die höchſte Beſtimmung des Geiſtes in dem Genuß dieſer göttlichen Kunſt beſtehe, die es eigentlich auch jezt ſchon allein ſei, wodurch wir künſtleriſch aufgeregt werden, die aber wenn ganz erkannt erſt den Menſchengeiſt zu ewiger Muſik und Poeſie beleben wird. Denn erſt in dem Maaß wir erkennen, wie Gott in der Schöpfung Künſtler ſei, können auch wir in der Kunſt ſchöpferiſch werden; und das ſei der wahre und tiefere Sinn der Formel, daß die Kunſt Nachahmung der Natur ſei, nicht Nachahmung im eigentlichen Sinn, ſondern wie im großen alles gedichtet werde und gebildet, ſo wiederhole ſich im kleinen daſſelbe durch das einzelne Bewußtſein. Löſet ſich aber auf dieſe Weiſe alles in der Einheit der göttlichen Kunſt auf, deren Werk dann auch die künſtleriſche Art und Richtung des menſchlichen Geiſtes iſt: ſo müſſen wir wol davon abſtehen das beſondere Gebiet der menſchlichen Kunſt nach

derſelben Formel auszumeſſen, indem wir nämlich zuſammenſtellen, was in uns daſſelbe reine Wohlgefallen erwekkt, und was wir zugleich nicht auf beſtimmte Zwekke zu beziehen wiſſen. Nichts aber liegt uns alsdann näher als die Frage, wie eben dasjenige, was wir als Werk in daſſelbe Gebiet mit der göttlichen Kunſt ſtellen, auf ſeine eigene Weiſe als menſchliche That und unterſchieden von andern menſchlichen Thaten zu Stande komme. In dieſer Frage ſelbſt liegt aber ſchon die Aufforderung, damit wir leichter zu einer einfachen Antwort gelangen, das künſtleriſche, wie es an einem andern oder in einem anderen vorkommt, vorläufig bei Seite zu ſtellen und uns zunächſt nur an die ſelbſtändig auftretende Kunſt zu halten, welche Werke, die nichts anderes ſein wollen, zu Tage fördert.

Aber auch dies iſt nicht leicht und einfach auszuſcheiden, ſondern — um nur Eines anzuführen — ein großes Kunſtgebiet iſt ſchon lange ein ſtreitiger Gegenſtand, ob es zu den ſelbſtändigen Künſten gehöre, oder ob es nur Kunſt ſei an einem anderen. Wenn die einen von der Größe und Hoheit der baukünſtleriſchen Werke hingeriſſen die Architektur eher vor als nach allen andern als eine ſelbſtändige Kunſt verehren und ſie vertheidigen, daß ſie ſich nur ihres guten Rechts bediene, wenn ſie um Raum zu gewinnen und ſich Bahn zu machen ſich gern ſo anſtelle, als wolle ſie nur beſcheiden allerlei würdigen menſchlichen Zwekken dienen, dann aber ſich leicht auch um der geringſten künſtleriſchen Rükkſichten willen über alle Zwekkmäßigkeit faſt ſpottend hinwegſezt: ſo bleiben andere ſtreng und feſt dabei, jedes eigentliche Gebäude ſei nur ein gemeinſchaftliches Gewand für mehrere oder ein Gefäß, innerhalb deſſen Menſchen zuſammengehalten werden und ſich bewegen, und alle ſchönen oder erhabenen Formen ſeien nur inſoweit zuläſſig, als zuvor der Zwekk, für den das ganze errichtet werde, ſichergeſtellt ſei, und nicht einmal wollen ſich dieſe zu einer Theilung verſtehen, daß nämlich das kunſtmäßige der Wohnungen und Geſchäftsgebäude allerdings nur an einem anderen ſei, die Baukunſt aber in allen

den Werken, welche nur dem feſtlichen öffentlichen Leben angehören, auch als eine ſelbſtändige Kunſt müſſe angeſehen werden. Und ein ähnlicher zwar nicht ſo laut und wiederholt geführter aber doch nicht minder intereſſanter Streit erhebt ſich auf der ganz entgegengeſezten Seite ſo weit als möglich entfernt von dem körperlichen Stoff, den die Baukunſt behandelt. Nämlich wenn doch die Tugend Schönheit ſei, ſagen einige: ſo müſſe, wie alles ein Kunſtwerk ſei, deſſen Element die Schönheit iſt, auch ein in einer Reihe von freien Handlungen und wohlüberlegten Thaten in einer gewiſſen Vollkommenheit ſittlich durchgeführtes Leben als eine in ſchönem Ebenmaaß zuſammengehaltene Fülle von Thätigkeiten ein treffliches Kunſtwerk ſein, oder vielmehr ein ſolches, welches, wie die Welt die Geſammtheit göttlicher Kunſtwerke in ſich ſchließt, alles was einzeln ſo genannt werden kann als ſeine Theile in ſich hat; denn jede einzelne Kunſtleiſtung müſſe doch vor allen Dingen als Element eines ſolchen Lebens gerechtfertigt werden können. Andere hingegen meinen, der ſittliche Menſch könne zwar in dieſem Sinne ein göttliches Kunſtwerk ſein, nichts aber könne für ein menſchliches gelten, was einen natürlichen Anfang habe und ein natürliches Ende, mithin nicht in ſeiner Abgeſchloſſenheit vorher aufgefaßt geweſen ſei. — Iſt nun hier ſo vieles ſtreitig: wie ſollen wir einen Standpunkt gewinnen um unſere Aufgabe zu löſen? Denn wollen wir von oben herab von dem Weſen des Geiſtes ausgehen, ſei es an ſich oder ſo wie er ſich in dem leiblichen Leben offenbart, um die beſondere Thätigkeitsweiſe zu beſtimmen, welcher alle wahren Kunſtleiſtungen aber auch nur dieſe entquillen: ſo müßte es erſt auf dieſem Gebiet etwas allgemein anerkanntes geben, damit wenn wir davon ausgingen auch jeder folgen müßte. Wollen wir uns aber unten hinſtellen und den Begriff der Kunſt ſo beſchreiben, daß alle eigentlich ſogenannten Künſte aber auch nur ſie Raum darin haben: ſo müßten wiederum erſt jene Streitigkeiten über einzelne Gebiete geſchlichtet ſein, ohne doch daß wir einen Richterſtuhl anzugeben wüßten, vor welchem. Und ſo ſcheinen dieje-

nigen leider Recht genug zu haben, welche behaupten, nichts einzelnes könne gewußt werden als nur zugleich mit allem anderen. Was bleibt uns alſo übrig als nur ſehr unkünſtleriſch und eben ſo unwiſſenſchaftlich irgendwo in der Mitte uns feſtzuſezen und zu verſuchen, ob es uns gerathen will, und wenn wir auch bald zugeben bald wieder abnehmen müſſen, doch endlich etwas feſtes und ſicheres zu finden.

So wollen wir uns denn zunächſt halten an eine alte Rede, die ſich aber auch in dem Munde neuer Meiſter wiederholt, daß alle Kunſt entſpringt aus der Begeiſtung aus lebhafter Bewegung der innerſten Gemüths- und Geiſteskräfte, und an eine andere eben ſo alte tief in unſere Denkweiſe eingewurzelte, daß nämlich jede Kunſt ihr Werk muß aufzuweiſen haben. Und ſo wäre wol das nächſte, zuzuſehen inwiefern in den verſchiedenen Künſten auf dieſelbige Weiſe aus der Bewegung das Werk entſteht. Aber der Schwierigkeit der Sache wegen möchte es gerathen ſein den Verſuch bei denen Künſten zu beginnen, wo der Weg zwiſchen beiden Punkten nur kurz ſein kann, und der Prozeß ſehr einfach erſcheint. Und glükklich wären wir und hätten einen guten Wurf gethan, wenn wir auf der einen Seite neben dem Kunſtwerk auch ein verwandtes kunſtloſes fänden, um zeigen zu können, wie das eine ſich von dem andern unterſcheidet, und auf der anderen Seite das gefundene auch auf die anderen Künſte übertragen könnten, bei denen der Weg nicht mehr ſo kurz iſt und das Verfahren nicht mehr ſo einfach. Nun können wir wol Freude und Schmerz ohne nach Inhalt und Veranlaſſung beſonders zu fragen ohne weiteres als ſolche auch zu der innerſten Quelle des Lebens durchdringende Erregungen aufſtellen. Beide haben ihre entſprechenden Aeußerungen im Ton und in den willkührlichen leiblichen Bewegungen. Aber freilich wie die ausgelaſſene Freude ſpringt und ſich in kreiſenden Bewegungen ermüdet, wie ſie umarmend an ſich reißt und fahren läßt, wie ſie halb inarticulirte Töne bunt durch einander in mancherlei Höhe und Tiefe ausſtößt; und wie eben ſo auch der Schmerz

ohne Maaß und Regel ſeufzt und ſchreit, ſich in kläglichen Windungen umherwirft, und ſo die Tonleiter auf- und abläuft und alle barokkſten willkührlichen Bewegungen am häufigſten wiederholt: ſo iſt bei dieſen Aeußerungen an ein Kunſtwerk nicht unmittelbar zu denken. Und doch ſind dies unläugbar die Naturanfänge zweier Künſte, das kunſtloſe zu Tanz und Geſang als dem kunſtmäßigen, zwei Künſte, aus denen ſich doch die größeren Gebiete der Mimik und der Muſik nur durch natürliche Erweiterung entwikkelt haben. Was iſt aber nun der ſpecifiſche Unterſchied zwiſchen dem kunſtmäßigen und kunſtloſen? Dies unſtreitig, daß die rohen und ungeſchlacht wechſelnden Bewegungen unter Maaß und Regel gebracht werden; aber dieſe haben in der urſprünglichen Erregung je ſtärker ſie iſt um ſo weniger ihren Grund. Vielmehr iſt es das Weſen jenes kunſtloſen Zuſtandes, daß Erregung und Aeußerung identiſch ſind, und völlig gleichzeitig durch ein bewußtloſes Band vereinigt mit einander beginnen und mit einander verlöſchen, oder noch genauer zu reden ſind beide wahrhaft eins und nur von dem draußen ſtehenden Beſchauer willkührlich getrennt; wogegen in jeder Kunſtleiſtung dieſe Identität weſentlich aufgehoben iſt. Die Erregung für ſich weiß nichts von Maaß und Regel, ſondern finden wir ihre gewohnten Aeußerungen unter die Ordnung gebracht und in Kunſtelemente verwandelt, da iſt auch was äußerlich erſcheint innerlich vorgebildet geweſen. Eine andere höhere Gewalt iſt zwiſchen eingetreten und hat das ſonſt unmittelbar verbundene geſchieden; ein Moment der Beſinnung ſchlägt gleichſam trennend ein, bricht auf der einen Seite ſchon durch das Anhalten durch die Weile jene rohe Gewalt der Erregung und bemächtigt ſich zugleich während dieſes Anhaltens der ſchon eingeleiteten Bewegung als ordnendes Princip. Dieſer Moment iſt es alſo, durch welchen ſich die Kunſt von dem bloßen Naturprozeß unterſcheidet, es iſt der Moment der Conception, in welchem was hernach äußerlich hervortritt ſich innerlich vorbildet. Eine innere Erregung muß vorausgegeben werden, welche irgend eine nach außen gehende Function aus

dem Schlummer wekkt und aufregt, eine Thätigkeit in dieſer muß eingeleitet ſein durch jenen Impuls; aber dies ſind nur die Bedingungen der Kunſt. Kunſtthätigkeit entſteht nur in ſofern, als wo jene eintreten auch ein kräftiges Maaß dieſer Beſinnung vorhanden iſt, welche die Naturthätigkeit über ſich ſelbſt erhebt und zu einer Offenbarung des ſich ſeiner bewußten und die Erregung beherrſchenden Geiſtes adelt. Und dieſes iſt der tiefere urſprüngliche Sinn der Formel, daß die Leidenſchaften oder vielmehr die leidentlichen Zuſtände gemäßigt werden durch die Künſte. Wo der Trieb ſtark genug iſt, welcher jede aufgeregte Bewegung in reine Darſtellung verwandelt, da wird auch zurükkgewirkt auf die Empfindungen und Gefühle, denn die Begierden freilich, welche einem beſtimmten Ziele zueilen, ſind dieſem Geſez nicht unterworfen. Unterſcheidet ſich nun auf dieſem Gebiet das kunſtmäßige von dem kunſtloſen weſentlich durch dieſe zwiſchen eintretende vorbildende Beſinnung, und finden wir dieſe zugleich in allen Künſten: ſo werden wir es vorläufig wenn auch nur als einen gewagten Saz aufſtellen dürfen, daß dieſe das Weſen jeder Kunſt als ſolcher ſei. Iſt aber durch die vorbildende Beſinnung das unmittelbare Zuſammenſchlagen von Erregung und Aeußerung aufgehoben: ſo ändert ſich natürlich auch das ganze Verhältniß zwiſchen beiden. Wirkt nämlich in dem kunſtloſen Zuſtand der Erregungsmoment nur unmittelbar: ſo erſchöpft er ſich auch größtentheils durch einen kleinen Kreis von Bewegungen, und wenn er zu ſchwach iſt bewirkt er gar nichts. Auf dieſe Weiſe entſtehen dann von jeder Erregungsweiſe aus analoge und verwandte Aeußerungen, aber alle geringfügig und vereinzelt. Wird aber der Prozeß durch die vorbildende Beſinnung aufgehalten: ſo kann noch während dieſer Hemmung ein zweiter erregter Zuſtand entſtehen, der vielleicht für ſich gar nichts bewirkt hätte, der aber nun doch etwas zur Darſtellung hinzubringt und ſie über jenes Maaß hinaus erweitert. Auf dem Gebiet der Kunſt alſo kann es Darſtellungen geben, die ſich auf eine Reihe von Erregungsmomenten beziehen. Und dieſes wirkt auf die ganze

Eintheilung des Lebens, denn je mehr Kunſtſinn in einem Volk um deſto mehr bilden ſich in demſelben feſtliche Zeiten. Was den Menſchen unter den Geſchäften des Lebens innerlich bewegt, das bleibt innerlich verwahrt, die vorbildende Thätigkeit regt ſich, aber tritt wieder zurükk um ſich nicht ins kleine zu zerſplittern, und die feſtliche Zeit iſt nichts anders als der gemeinſchaftliche Entladungsact für die aufgeſparte Darſtellung. Aber ebenſo läßt ſich nun auch denken, daß es Erregungsmomente giebt, die ſo tief das ganze Weſen ergreifen, daß ſie eine gleichſam unendliche Aufgabe für die urbildliche Beſinnung werden. Ein einzelner Act auch nach dem größten Maaß genügt ihr nicht, die Erregung iſt noch nicht geſtillt und fährt fort nach außen zu drängen, und Ein Moment, der mit einem Uebermaaß von erregender Kraft das ganze Weſen durchzieht, erhält auch die vorbildende Beſinnung immer rege und wird das Thema eines ganzen Lebens. Und betrachten wir die Verhältniſſe, welche zwiſchen den drei aufgezählten Elementen, der Erregung, der Vorbildung und der Ausführung, ſtattfinden können: ſo erkennen wir daraus faſt alle die verſchiedenen Geſtaltungen, welche die Geſchichte der Kunſt uns bekannt macht. Nämlich fehlen gänzlich kann keines von allen dreien, wenn überall etwas von Kunſt anfänglich zu Stande kommen oder zulezt übrig bleiben ſoll, aber faſt bis zum Verſchwinden kann ſich das eine gegen die andern zurükkziehen oder im Uebermaaß über die andern hinausragen. Denken wir uns zuerſt, was leider häufig genug vorkommt ja gewiſſermaßen einzelne Perioden ganzer Künſte charakteriſirt, daß nämlich die organiſche Fertigkeit nicht gehörig entwikkelt iſt, welcher obliegt das vorgebildete zur wirklichen Darſtellung zu bringen: ſo klagen wir über eine Ungeſchikktheit, welche den Genuß der geiſtreichſten Erfindungen verkümmert, und auch einem kräftigen Genius die Freude einer allgemeinen Anerkennung verbittert. Eine Unvollkommenheit, an welcher in der erſten Periode der Productivität jeder geiſtreichſte Künſtler am meiſten leidet, bis er ſeinen eigenthümlichen Styl in der Ausführung troz der Dürftigkeit ſeiner

Umgebungen oder aus dem Kampf mit einer abgeſtorbenen Ueberlieferung glükklich herausgearbeitet hat. Und iſt es unvermeidlich, daß auch die Erfindung ſich dürftiger geſtaltet, wenn das Bewußtſein ſie hemmt, wie wenig die Mittel zureichen, und muß ſie, wenn ſie ſich über dieſe Dürftigkeit erheben will und es verſchmäht ſich zurükkſcheuchen zu laſſen, doch wegen der Unfähigkeit den äußeren Anforderungen zu genügen nothwendig unvermögend erſcheinen: ſo bleibt dann nichts übrig als eine vergeblich ringende Genialität, welche zwar den geiſtigen Werth der Perſönlichkeit wenngleich einer unerzogenen verkündigt, aber zu dem gemeinſamen Kunſtſchaz wenig oder nichts bleibendes hinzufügt. Wenn hingegen die Erfindungsgabe, in welcher eigentlich erſt die zur wahren Begeiſtung geſteigerte urſprüngliche Erregung ſich kund giebt, nur dürftig eintritt, während es doch einer lebendigen Natur nicht an erregenden Momenten fehlt, und auch die organiſchen Fertigkeiten auf einem beſtimmten Gebiet ſo weit entwikkelt ſind, daß ſie auch einer kräftigeren Erfindungsgabe genügen könnten: ſo wird nicht etwa, wie man denken könnte, der alte kunſtloſe Zuſtand wieder eintreten, denn weder kann ſich dieſer erhalten, wenn einmal in einer Geſammtheit nur überhaupt Kunſtſinn und ein Kunſtleben ſich entwikkelt hat, noch kann auch das kunſtloſe Hervortreten dem ſelbſt genügen, in dem der Organismus irgend einer Kunſtübung ſich genugſam gebildet hat um auch größeres zu leiſten. Vielmehr wenden ſich dann beide, die Erregbarkeit, die ſich äußern will, und die organiſche Fertigkeit, welche nach Beſchäftigung verlangt, an eine fremde beiden am nächſten zuſagende Erfindungsgabe, und ſo entſteht dann in der Kunſt das weite und reich beſezte Feld der Nachahmung. Wir verſtehen aber darunter zweierlei, nämlich nicht nur die fremden Muſtern folgende und daher das Kunſtgebiet nicht erweiternde Production, welche in jeder Gattung und jeder Periode einen ſo breiten Raum einnimmt, daß ſie vorzüglich die Maſſe der Kunſterzeugniſſe bildet, aus der man die einzelnen urſprünglichen Werke mühſam herausſuchen muß. Sondern auch

diejenigen gehören hieher, welche fremde Werke, die in dem Gebiet liegen, für welches ſie ſelbſt erregt ſind, ſich und andern wiederholt zum Genuß darbieten, wie denn Ueberſezer und Rhapſoden oder kunſtreiche Vorleſer auf dieſe Weiſe den Dichtern dienen, Kupferſtecher, ſofern ſie auch ſelbſt noch an der Kunſt Antheil haben, wie man es freilich von den Formgießern der Bildhauer nicht ſagen kann, den Malern, und die Virtuoſen auf allen Inſtrumenten, die menſchliche Stimme mit eingeſchloſſen, den Tonkünſtlern. Alle dieſe haben einen ſelbſtthätigen Antheil an der lezten Ausübung des Künſtlers, ja er überläßt ihnen dieſe oft ganz, und bedarf ſolcher ausführenden Virtuoſen nicht minder als ſie ſeiner. Und dieſe Befreundung zwiſchen denen, bei welchen die künſtleriſche Erfindung ſo überwiegt, daß die organiſche Fertigkeit nicht Schritt halten kann, und denen wiederum, welche dieſe voraushaben jener aber ermangeln, beruht doch darauf, daß das, was jeder beſizt von beiden, aus derſelben Art erregt zu ſein abſtammt. Und nun dürfen wir nur denen, welchen ſchon die Gabe der Erfindung fehlt, auch noch die ausübende Fertigkeit nehmen: ſo haben wir den Ort gefunden für die ſelbſt nicht productiven aber doch für die Kunſt erregten Kunſtfreunde, welche doch nicht ſo befriedigt ſein könnten durch den Genuß, und nicht ſo begeiſtert für das Gedeihen der Kunſtthätigkeiten, wenn nicht auch ſie mit den Künſtlern ſelbſt wenigſtens die urſprüngliche eigenthümliche Erregung gemein hätten. Kaum ſcheint es möglich nach dem, was bisher geſagt worden, auch noch den dritten Fall einzuführen, nämlich daß die andern beiden Elemente vorhanden ſein könnten, die Erregung aber fehlen, denn dieſe haben wir ja als den erſten Urſprung der beiden andern geſezt. Allein alle ſchlechten Zeiten in der Geſchichte der Kunſt haben grade dieſen Urſprung. Hat in einem Volksleben die Kunſt geblüht: ſo iſt es auch ein Ehrenpunkt geworden oder ein Artikel des Luxus Kunſtwerke nicht nur zu beſizen ſondern auch Kunſtſchüler in der Fremde bilden zu laſſen. Und ſo wird denn die Kunſt auch bei mangelnder Erregung noch fortgetrieben aus wenn auch nicht ta-

delnswürdigen doch allemal fremden Bewegungsgründen, wobei ſie ſich natürlich nur mehr in geiſtloſen Mechanismus oder falſche Tendenzen verliert, bis vielleicht ein neues Leben für ſie anbricht. Können wir uns nun aus dieſen einfachen drei Elementen ſo leicht die verſchiedenen Stufen ja auch Ausweichungen in dem Leben der Kunſt zurechtlegen: ſo fragt ſich, ob wir nicht auch aus denſelben ſollten die übrigen verſchiedenen Gebiete der Kunſt bei genauerer Betrachtung entwikkeln können. Offenbar nun muß das Geheimniß liegen zwiſchen dem, was wir die Erregung, und dem, was wir die vorbildende Beſinnung nannten; denn iſt dieſe einmal an ihrem Werk, ſo iſt auch das Kunſtgebiet beſtimmt. Die Stimme mit ihren nachahmenden Inſtrumenten, die Hand mit ihren mancherlei Werkzeugen, der ganze Körper ſelbſt bringen nur das zur äußeren Erſcheinung, was in dem inneren Urbilde ſchon geſezt iſt; das innere Auge hat geſehen, das innere Ohr hat gehört, und nun wird für den äußeren Sinn gearbeitet.

Hiebei nun muß ich zuerſt bevorworten, daß wenn vorher Freude und Schmerz im allgemeinen als ſolche Erregungen namhaft gemacht wurden, deren ſich die kunſtmäßig bildende Beſinnung bemächtigen könne, dies weder allgemein gelten kann, als ob alle Kunſtthätigkeit von dieſen beiden ausginge, ſo daß die Begeiſtung in allen dieſelbe wäre, und nur zu zeigen bliebe, wie ſo nun hieran bei dem einen ſich die dichteriſche bei dem andern die maleriſche Vorbildung anknüpfe, noch auch ausſchließend, als ob unmittelbar und ohne weiteres an jede von beiden ſich die vorbildende Beſinnung anlehne. Sondern nur ſofern in beiden mitgeſezt iſt oder ſich von ſelbſt daraus entwikkelt der Trieb der Aeußerung; und nicht ſind jene beiden die gemeinſame Begeiſtung aller Künſtler, ſondern jedes Kunſtgebiet hat ſeine eigne. Daher geſtaltet ſich uns nun unſere Frage ſo, Welches iſt bei jeder Kunſt die urſprüngliche den Trieb auf die Aeußerung ſchon in ſich ſchließende und von da aus in eine beſtimmte Werkbildung übergehende Erregung, die wir in dieſer lezten Hinſicht vorzüglich

Begeiſterung nennen? Und dann würde zu unterſuchen ſein, in wiefern dieſe ihrer Aehnlichkeit wegen, oder wenn wir es bis dahin bringen können, wegen ihres Verhältniſſes zu den übrigen Geiſtesthätigkeiten uns berechtigen ſie mit allen ihren Wirkungen unter Einen gemeinſamen Begriff zu bringen. Wie uns nun dieſes gelingt, in demſelben Maaß werden wir dem Begriff ſeinen Umfang beſtimmen können, wo nicht, ſo würden wir dann anheimzuſtellen haben, ob auch dieſer Verſuch vergeblich und auf eine andere Löſung der Aufgabe zu warten iſt, oder ob der Vermuthung Raum zu geben, die Künſte ſeien nur zufällige Erzeugniſſe, bald ſo bald anders ſich geſtaltend, verſchwindend und wieder zurükkehrend, ohne daß dies mit irgend etwas weſentlichem in der menſchlichen Entwikklung zuſammenhange. Stände es nun ſo mit der ſchönen Kunſt, ſo müßte ſich allerdings unſere Freude an ihr und unſere Liebe zu ihr gar ſehr herabſtimmen, ſie ſänke herab zu den unbedeutenderen Verſchönerungen des Lebens und es müßte von ihr gleichfalls gelten, daß ſie nur gefährlich und für die weſentlichen Verrichtungen des Menſchen ſtörend eingreifen müſſe. Daß nun dieſe Vermuthung um deſto mehr Raum gewinnt, je mehr vergebliche Verſuche die Theorie aufzuzeigen hat ..... *)

*) Hier bricht das Manuſcript ab. J.

2. *)

Wenn ich in der erſten Abhandlung ein Paar einzelne zwar ſehr alte und weit verbreitete Kunſtzweige in ihrem Verhältniß zu dem analogen kunſtloſen betrachtet und daraus die drei weſentlichen Momente jeder Kunſtthätigkeit, die Erregung die Urbildung und die äußere Darſtellung, abgeleitet habe: ſo iſt dabei keinesweges die Meinung geweſen, daß die Kunſtwerke ſollten aus denſelben erregten Gemüthszuſtänden entſpringen, welche ihren natürlichen Ausdrukk finden in dem kunſtloſen Ton und der kunſtloſen Gebehrde. Vielmehr um eine ſolche Behauptung zu widerlegen wäre nicht einmal nöthig zu fragen, ob wol jene mit der Natur wetteifernden Schöpfungen der Maler und Bildhauer, ja welche ihr Geſeze vorzuſchreiben ſcheinen, indem wir in denſelben das Maaß erblikken, an welches nur wenige von den Geſtalten, welche die Natur hervorbringt, hinanreichen, und ob wol jene Dichterwerke, in denen eine ganze Welt voll menſchlichen Lebens ſich vor uns bewegt, ob dieſes alles wol könnte aus einer eben ſolchen wenngleich noch ſo ſtark angeſpannten oder ſeit noch ſo langer Zeit aufgeſammelten Stimmung hervorgegangen ſein, welche in jenen kunſtloſen Ausdrukk ausgeht. Sondern gleich an das dort aufgeſtellte anknüpfend muß ja folgen, daß,

*) Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 2. Auguſt 1832. J.

ſobald ein Moment der Beſinnung zwiſchen eintritt, von welchem aus Maaß und Beſtimmtheit in Ton und Gebehrde übergeht, die Handlung ſchon dem Einfluß der bewegten Stimmung enthoben iſt; ſie iſt nun nicht mehr die Reaction des getroffenen und erſchütterten Gemüths nach außen, ſondern ſie wird von dieſem Augenblikk an das Werk des Künſtlers. Ja wir verlangen von dieſem, er ſoll uns außer Stand ſezen zu unterſcheiden, ob es ſeine eignen Erregungen ſind oder die anderer, welche er zur Darſtellung bringt. Meine Abſicht bei jener Zuſammenſtellung ging auch zunächſt nur dahin, jenes Gebiet des kunſtloſen mit dem der Kunſt zuſammenzufaſſen unter dem gemeinſamen Triebe, auch die flüchtigſte innere Lebensbewegung an etwas äußerem feſtzuhalten, auch die, welche ſich leicht ganz verbergen könnte, heraustreten zu laſſen, damit alles auch das eigenthümlichſte nach Vermögen öffentlich werde und gemeinſam; und dieſen Trieb, der aber freilich, damit er ein Werk hervorbringe, irgend wie muß beſtimmt worden ſein, dieſen wollten wir als den Urſprung aller Kunſt anſehn. Um aber das Verhältniß beider zu einander noch genauer anzuſchauen, und uns dadurch den Weg zu unſerm weiteren Verfahren zu ebnen, müſſen wir noch eine andere Betrachtung hinzufügen. Außer dem kunſtloſen Ausdrukk nämlich und dem Kunſtwerk findet ſich noch ein drittes, was zu dieſem Triebe ebenfalls in beſtimmtem Verhältniß ſteht. Gehen wir von der Vorausſezung aus, nach welcher ich auch in der zweiten Abhandlung über den Begriff des höchſten Gutes der Kunſt ihren Ort angewieſen habe, daß nämlich jedes menſchliche Einzelweſen nach Maaßgabe ſeiner Entwikklung nicht nur räumlich und zeitlich eine beſondere Lebenseinheit iſt, ſondern auch — zugegeben allerdings, daß es Verhältniſſe giebt, unter denen der Unterſchied als ein unendlich kleines verſchwindet — doch in jedem auch der Geiſt ſelbſt ein beſonderer wird, die verſchiedenen weſentlichen Theile der Aufgabe unſeres Lebens in einem anderen Verhältniß auffaßt, ſich mit mehr oder weniger Neigung zu dem einen und dem andern hinwendend, dieſes aus einem höheren jenes aus ei-

nem niedern Geſichtspunkt auffaſſend, alles dieſes jeder anders als der andere; gehen wir hievon aus ſage ich: ſo wird auch zuzugeben ſein, daß aus jeder Reihe von Handlungen des Einzelweſens, je länger wir ſie faſſen können und je mannigfaltiger ſie iſt, auch um ſo mehr jene innere Einheit, die wir den Charakter des Menſchen zu nennen pflegen, ans Licht tritt und anſchaulich wird. Und ſo kommen wir auf jenes oft geſagte und auch hier ſchon früher angeführte zurükk, daß jedes ſittlich und folgerecht geführte Leben ſelbſt ein Kunſtwerk ſei, um deſto vollkommner je klarer es jene Einheit zur Darſtellung bringt. Aber doch unterſcheidet es ſich von dem eigentlichen Kunſtwerk in dieſer Beziehung auf entgegengeſezte Weiſe wie der kunſtloſe Ausdrukk. Denn wenn dem lezteren auch derſelbe Trieb zum Grunde liegt, aber er kommt nicht zum Bewußtſein, ſondern unwillkührlich wird das innere ein äußeres, und wenn hier nur inſofern das Heraustreten nicht etwas ganz unfreies iſt, weil es wenigſtens durch den Willen gehindert werden kann, wenn jemand die Abſicht hat ſich zu verſchließen und zu verbergen: ſo ſehen wir hier den umgekehrten Fall. Die geſammte Reihe von ſittlichen Handlungen entſpricht jener Aufgabe ſich ſelbſt kund zu machen in jedem beliebigen Grade, und keine unter ihnen iſt nicht aus einem freien Entſchluß hervorgegangen; aber die Abſicht war doch nicht auf dieſe Kundgebung gerichtet, ſondern bei jeder Handlung auf das, was ſie für die Geſammtaufgabe leiſten ſollte. Die Kunſt alſo im eigentlichen Sinn ſteht zwiſchen dieſen beiden Enden. Offenbaren kann ſich einmal das innere nur in der heraustretenden Thätigkeit, in der Production, aber um ein Kunſtwerk zu ſein muß die Offenbarung nicht unwillkührlich ſein ſondern bewußt und gewollt, und die Hervorbringung muß nichts anderes beabſichtigen als nur das Heraustreten und Kundwerden des inneren; alles was ſonſt dadurch bewirkt wird darf nur zufällig ſein und auf das Werk ſelbſt keinen beſtimmenden Einfluß ausüben.

Wollen wir alſo unſerer Aufgabe, den Umfang des Begriffs

der Kunſt in dieſem engeren Sinne des Worts zu verzeichnen, an dieſes allgemeine Merkmal knüpfen: ſo würde uns obliegen nicht nur ſolche Hervorbringungen nachzuweiſen, die nichts anderes bezwekken als dieſes Hervortreten des inneren, und die eben dieſes auch wirklich erreichen, ſondern wir müßten auch die verſchiedenen Arten derſelben ausſchließend zuſammenfaſſen können und deutlich machen, daß es mehrere als dieſe nicht geben könne. So dürfte uns auch nicht genügen zu wiſſen, daß jeder ſolche Kunſtzweig in der That gewiſſe Zuſtände ans Licht bringt, ſondern wir müßten ſicher ſein, daß entweder jeder für ſich, oder wenn das nicht, dann wenigſtens alle in ihrem Zuſammenwirken der ganzen Aufgabe vollſtändig entſprächen. Das erſte haben wir allerdings ſchon gethan. Denn giebt man zu, daß Ton und Gebehrde der natürliche Ausdrukk des irgendwie aufgeregten inneren ſind, und daß ſie nicht aufhören dieſes zu ſein, wenn auch der unmittelbare Zuſammenhang zwiſchen beiden Momenten aufgehoben und die muſikaliſchen oder mimiſchen Elemente unter ſich gemeſſen und geordnet ein ganzes bilden: ſo folgt auch, daß Mimik und Muſik nicht minder in ihrer entwikkeltſten Geſtalt als in ihrer urſprünglichen Einfalt ſolche der Aufgabe entſprechende Hervorbringungen ſind. Aber was iſt dieſer geringe Anfang gegen die ganze Aufgabe! Unmöglich ſcheint es auch alle anderen Künſte, denen nie jemand dieſe Würde ſtreitig gemacht hat, aus dieſen Naturelementen abzuleiten, und andere ähnliche ſcheint es nicht zu geben. Und doch wäre es beſſer die Aufgabe fallen zu laſſen als etwas zur Zeit noch gar nicht zu löſendes, als ſie zu verwirren durch jenes falſche aber auf dieſem Gebiet nur gar zu gewöhnlich gewordene Verfahren, welches bei der Erfahrung zu Borg gehend das was dieſe an die Hand giebt ſo lange hin und her zieht und zerrt, bis es ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich ſehend um ſo leichter dafür angeſehen werden kann, als ſei es ſelbſt gefunden und von oben her abgeleitet. Aber auch der Punkt, auf dem wir gegenwärtig ſtehen, iſt ſchwer feſt zu halten, und es will mit den Künſten gehen wie mit den Tugenden, daß

ſie bald als mehrere erſcheinen, bald wieder nur eine ſein wollen. Denn was iſt doch der Ton anders als auch Bewegung, wenn gleich nur eines einzelnen organiſchen Syſtems? und will man einwenden, das gelte doch nicht von den künſtlichen Tönen der Inſtrumente: ſo ſind dieſe genau genommen ja nichts anders als für die Stimme was die geſchliffenen Gläſer für das Auge ſind, mit dem Organ eins, zugebildete Anſäze an daſſelbe, um des Menſchen Fähigkeit zu tönen zu erhöhen und alles, was ahndungsvoll in ihm innerlich geklungen hat, auch dem äußeren Ohre zuzuführen. Wäre alſo gar Bewegung in dieſem weiteren Sinne des Wortes das einzige, wodurch ſich das innere Leben kund gäbe? Zwei Anknüpfungspunkte bieten ſich mir noch, indem ich auf die muſikaliſche und mimiſche Bewegung hinſehe. Zuerſt frage ich auf der einen Seite, worin hat denn dieſe leztere ihren Ort? und auf der andern frage ich, jene eigenthümliche Auffaſſung der Lebensaufgabe, jene beſondere Harmonie der einzelnen Neigungen, giebt ſie ſich nicht doch auch auf andere Weiſe kund als durch die geſammte Reihe der Handlungen? Auf beide Fragen weiß ich nur dieſelbe Antwort. Jene Bewegungen, durch welche ſich das eigenthümliche Leben in ſeinen beſtimmten Momenten und wechſelnden Zuſtänden kund giebt, haben ihren Siz in der Geſtalt. Und das eigenthümliche Leben in ſeiner ſich immer gleichen Einheit giebt ſich außer jener mittelbaren Anſchauung, die wir uns zuſammenſuchen aus der Reihe verſchiedener Thätigkeiten, auch unmittelbar kund durch die Geſtalt. Derſelbe Geiſt in ſeiner Beſonderheit leitet unmittelbar jene Bewegungen ein, um den Moment hervorzudrängen, derſelbe ſpiegelt ſich und ſein eigenthümliches Weſen ruhig ab in der von ihm gebildeten Geſtalt. Denn wer möchte läugnen, daß der Geiſt die Geſtalt entwikkelt, daß die Verhältniſſe der Theile nach ganz anderem Maaßſtab als es im thieriſchen Leben geſchieht ſich ändern, ſo wie die geiſtigen Verrichtungen mehr hervortreten; und geſchieht das vor unſern Augen: ſo iſt es auch geſchehen in der erſten Verborgenheit des Daſeins; die Geſtalt iſt prädeterminirt

in ihren erſten Grundzügen für die Beſonderheit des Geiſtes. Wie die Intelligenz ſich eigenthümlich ausprägt, ſo manifeſtirt ſie ſich auch als ſolches in der Geſtalt. Nicht als ob ich hierdurch wollte mit wenigen Strichen den alten Streit entſchieden haben über die Bedeutſamkeit der feſten Theile, des ſtarren und unverſchiebbaren an und für ſich; mir genügt, wenn man ſie nur zugiebt als bedingend die Bewegungen der weichen Theile, und die feſte Geſtalt erkennt für das Inſtrument, das nur für dieſen Kreis von mimiſchen Bewegungen gebaut iſt. Zuerſt nun ſtellten wir uns die bedeutſamen Bewegungen nur dar als Reactionen auf einen von außen empfangenen Eindrukk, aber ſie begleiten auch jeden Moment reiner Selbſtthätigkeit als Erſcheinung derſelben nach außen. Jezt haben wir die geſtaltbildende Thätigkeit des Geiſtes als urſprüngliche Offenbarung deſſelben in ſeiner eigenthümlichen Einheit betrachtet; aber wir finden ſie auch mitten im Verlauf des Lebens eben ſo wie die Bewegung als einen Verſuch den innern Gehalt eines Momentes nach außen zu bringen. Ich erwähne nicht der geheimnißvollen Uebungen dieſes geſtaltbildenden Talentes auch in der Form unwillkührlicher im Traum, auch nicht der Art, wie in erhöhter Spannung die Seele ihre inneren Bildungen mitten in die Wirklichkeit wenigſtens ſo weit herauswirft, daß ſie ſie erſt durch das äußere Auge in ſich aufzunehmen glaubt. Aber wie oft ſehen wir nicht das wirkliche anders als es iſt, alſo nicht rein das, was die Dinge unſerm Auge zubringen, ſondern vermiſcht mit dem, was wir, jeder nach ſeiner eignen Weiſe, ſie zu mildern oder um uns darein zu vertiefen, innerlich dazu bilden. Ja wenn wir nach der Verſchiedenheit unſerer Stimmungen, ſei es um uns herauszureißen oder um uns darin gehen zu laſſen, unſere Naturumgebungen wählen, jezt den dichteſten Schatten, dann die offene ſonnige Landſchaft, bald den überhangenden Felſen, bald das durchſichtige Gebüſch: je tiefer wir uns hineinſehen in das, was uns ſo harmoniſch anſpricht, je mehr wir nichts anderes ſehen wollen als dies, was iſt das anders als nur der abgekürzte

Prozeß des eigenen Bildens? wir freuen uns zu finden, was wir ſonſt würden ſelbſt gebildet haben. Aber wie oft bilden wir nicht auch ſelbſt oder vielmehr bildet es nicht in uns lebende Geſtalten, gleichviel ob aus der Erinnerung oder nicht, wenn es darauf ankommt uns beſonders einen geiſtigen Moment feſtzuhalten oder zu vergegenwärtigen. So ſehen wir denn bedeutſame Bewegung und eben ſolche Geſtaltbildung zuſammenwirken und ſich gegenſeitig ergänzen; beide gleich urſprüngliche und gleich unwillkührliche Veräußerlichungen unſerer momentanen Beſtimmtheit. Hat ſich die Kunſt der Bewegung bemächtigt und aus beiden Formen derſelben Kunſtgebiete entwikkelt: warum ſoll ſie ſich nicht auch eben ſo der Geſtaltbildung bemächtigen? Wenn uns die Geſtalten des Bildners und des Malers durch einen beſtimmten Eindrukk überraſchen: wie leicht tragen wir daſſelbe auf ſeine Werke über, was wir ſo oft bei den Werken der Tonkunſt empfinden, daß ſie recht unſer eignes inneres Tönen und Singen ans Licht zu bringen weiß. Und rechtfertigen wir uns nicht immer wieder durch den Eindrukk, den jene Kunſtgeſtalten machen, die Vorliebe für diejenigen, die ihnen in der Wirklichkeit des Lebens am nächſten kommen, wie auch unſern Widerwillen gegen das am meiſten davon abweichende? und gehen wir nicht auch dadurch auf unſer eignes innerſtes Bilden zurükk? Und der Landſchafter, giebt er uns nicht an jedem ſeiner Werke eine eigenthümliche Staffage für unſere verſchiedenen Empfindungszuſtände, ſo daß wir in dieſen richtig aufgefaßt auch wieder die beſte Staffage für ſeine Landſchaften ſein würden? So iſt es demnach auch hier das urſprünglich unwillkührliche, deſſen ſich die Kunſt bemächtigt; und wenn man vielleicht ſagen könnte, hier unterſcheide ſich die Kunſtthätigkeit weniger dadurch, daß ſie das Maaß hinzubringe zu dem urſprünglich ungemeſſenen, als vielmehr dadurch, daß ſie durch das Feſthalten und Veräußerlichen dasjenige zur Vollſtändigkeit und Klarheit bringt, was ſonſt nur als ein Schattenbild gleich wieder würde verſchwebt

ſein: ſo fällt doch beides wieder zuſammen. Der Mangel an Haltung iſt auch ein Mangel an Maaß, das bloße Erzeugniß des inneren Bildens hat ſeine Beſtimmtheit mehr in dem, was es bedeuten ſoll, als in ſich ſelbſt als Erſcheinung. Zweitens aber iſt auch wohl zu bemerken, daß mimiſche und muſikaliſche Bewegung, vornämlich aber die lezte, ſich faſt unfehlbar auch der Rede bemächtigt. Je ſtärker die innere Aufregung, von welcher Art auch, deſto mehr fordern wir, daß die ſich bewegende Geſtalt auch rede, daß der unbeſtimmt auf- und abſteigende Ton Worte finde; wo nicht, ſo beſorgen wir, daß die innere Bewegung ſich irgendwie gegen das Leben ſelbſt wende und in einen krankhaften Zuſtand ausbreche. Und nicht nur bei ſinnlicher Aufregung fordern wir, daß der Schmerz in beſtimmten Worten klage, die unerwartete Freude ſich in jubelnder Rede ergieße, und Schelten erwarten wir vom Zorn, Schmeichelreden von der Liebe: ſondern auch in geiſtigen Momenten gilt daſſelbe. Wenn die fromme Verſenkung ſich nur in der Gebehrde kund giebt, fürchten wir, daß ſie ſich allmählig in gehaltloſer Grübelei verzehre; wenn das tiefe Leiden des vaterlandliebenden Gemüthes bei öffentlichem Unglükk ſich wortlos zuſammenhält: ſo ängſtigen wir uns, ob es nicht leidenſchaftlich umſchlagen werde in verderbliche That. So natürlich erſcheint uns überall der Durchbruch des Tons und der Bewegung in die Rede. Aber was iſt hier der Gehalt der Rede? Nicht iſt ſie hier der Abdrukk des Gedanken, der doch immer irgendwie auf dem Wege zum Wiſſen liegt, vielmehr iſt von dieſem ein ſo aufgeregtes Gemüth ganz abgewendet, keine Nachricht erwarten wir und keine Erkenntniß; nur erſchöpfen ſoll ſich die innere Aufregung in der Rede, indem ſie den Ausdrukk durch Ton und Bewegung noch ergänzt und verſtärkt. Wodurch ſucht ſie daher auch ihren Zwekk am liebſten zu erreichen? Sie beſchreibt Bewegungen, die dem aufgeregten verſagt ſind, ſie häuft Lob und Mißbilligung durch Wörter, die oft nichts anderes ſind als ſpecifiſche Interjectionen, und dieſe ſelbſt

ſind ja in der Sprache nur das, was dem unarticulirten Ton angehört. Nicht alſo mit der Rede, wie ſie unmittelbar dem Denken identiſch iſt, nicht mit der Rede, die dem Geſchäft dient, haben wir es hier zu thun, es iſt ein eignes Gebiet, ganz analog dem Ton und der Bewegung, an welche ſie ſich anſchließt, auch nur Kundgebung einer momentanen Beſtimmtheit, und der Hörer ſoll nur nachbilden was ihm als Ton als Bewegung nicht ſo leicht und ſicher konnte gegeben werden. Aber eben ſo abwärts bleibend vom Gedanken und vom Gebiet des Wiſſens geht auch jene innere Geſtaltbildung in Rede über. Das innere Bild, gleichviel wie einfach oder zuſammengeſezt es ſei, will heraus, aber es vermag ſich nur theilweiſe und zerſtükkelt mitzutheilen durch die Beſchreibung. Und doch wenn ich auch zuvor erinnere, daß auch den höchſten geiſtigen Zuſtänden dieſer unwillkührliche Ausdrukk zukomme, darf ich kaum hoffen auch nur angehört geſchweige geglaubt zu werden, wenn ich nun weiter fortfahre, daß ſich die Kunſt nun auch dieſer Ergänzung von Ton und Bewegung durch bewegte Rede, dieſer Uebertragung des inneren Bildens in wörtliche Darſtellung, bemächtige, und daß ſo die Poeſie entſtehe und den Reigen der Künſte abſchließe, ſo daß ſie alle aus jenem urſprünglichen und unwillkührlichen Ausdrukk des bewegten Gemüths entſpringen. Aber ich glaube doch, man wird zugeben müſſen, wenn man die Elemente im Auge behält, daß in der Poeſie alles Bild werden will. Der Gedanke hat keinen ſelbſtändigen Ort in der Poeſie. Auch in dem Gebiet der Lyrik kann die erhabenſte Sentenz, ſelbſt wenn ſie etwas aus den Tiefen der Naturanſchauung mittheilt, oder wenn ſie antreibend oder warnend die Charaktere menſchlicher Handlungen zeichnet, nicht daſſelbe ſein und bedeuten, aber eben deshalb darf ſie auch nicht auf dieſelbe Weiſe erſcheinen, ſondern ganz dem zugewendet, an allen dieſen Verhältniſſen einen innern Zuſtand darzuſtellen. So ſind auch in der ſogenannten didaktiſchen Poeſie, die aber freilich ſchon ſeit langer Zeit ein ſtreitiges Gebiet iſt, wenn ſie Poeſie

bleiben will, die Beſchreibungen der Dinge oder der Handlungen nicht eigentlich gegenſtändliche, und es iſt nicht etwa nur ein überverdienſtliches Werk ſondern ein unverdienſtliches, wenn man etwas daraus lernt, ſondern der Gegenſtand iſt nur der Faden, an welchem ſich die Darſtellung eines, gleichviel wie, innerlich beſtimmten Daſeins abwikkelt. Welch ein beſtimmter Unterſchied zwiſchen jeder geſchichtlichen Darſtellung, die nicht etwa ihre Grenzen überſchreitet, und einer epiſchen oder dramatiſchen! Aber auch die Ueberſchreitungen beweiſen von beiden Seiten. Wir tadeln den Geſchichtſchreiber nicht, wenn er urtheilt, lobt oder tadelt, aber gewiß wenn er uns zu ſehr merken läßt, wie ſein eigenes Daſein von den Zuſtänden afficirt iſt, die er beſchreibt. Denn ſo rein er auch ſeine Proſa halten mag, fühlen wir doch einen lyriſchen Ton durch ſein Werk ſich hindurchziehn. Und wenn der Epiker oder Dramatiker, wie ſchön auch die Verſe ſein mögen, ſeine Figuren reden läßt wie der Prolog es wol darf: ſo finden wir ihn nicht etwa nur dürftig, ſondern er ſcheint uns den Geiſt ſeiner Gattung zu verkennen. Und wie ſtreng zeichnet ſich nicht auch der Unterſchied zwiſchen einer wiſſenſchaftlichen Auseinanderſezung, zu der einer — man erlaube die Vorausſezung, daß dies nicht immer ungeſchikkt ſei — die Briefform gewählt hat, und einer romantiſchen Dichtung, welche in Briefen fortläuft! Wie betrübt, wenn dieſer aus dem lyriſchen ins lehrhafte fällt! wie lächerlich, wenn jener der Form zu Liebe glaubt ſeine verſtändigen Poſitionen mit Ergüſſen der Fantaſie verbrämen zu müſſen! Aber woran wollen wir den Unterſchied feſthalten? Dem Wort entſpricht die Vorſtellung, dieſe ſelbſt ſchwebt auf und ab zwiſchen der Formel und dem Bild, und alle Geſtalten der Rede, die dem Wiſſen angehört, ſtellen ſich gegen einander, je nachdem ihre Elemente mehr Formeln ſind oder mehr Bild. Aber die poetiſche Rede liegt nicht zwiſchen Formel und Bild; ſie iſt nicht das Bild, ſofern es daß ich ſo ſage die bekleidete Formel iſt, ein allgemeines Schema unter beſtimmte Verhältniſſe geſtellt; ſie ge-

hört gar nicht der logiſchen Seite der Sprache an, ſondern der muſikaliſchen. Nichts kann Poeſie werden, was der Richtung auf das Wiſſen angehört und in derſelben ſeinen Anfang gehabt hat, es müßte denn gänzlich umgeſtaltet und ein anderes geworden ſein; vielmehr müſſen alle poetiſchen Elemente zuerſt geſehen und dann in Sprache umgeſezt worden ſein, urſprünglich aber an jener innern Geſtaltbildung hangen, welche ſelbſt auf die nämliche Weiſe wie Bewegung und Ton aus der innern Beſtimmtheit des eigenthümlichen Seins geworden iſt. Betrachten wir aber, dieſe Elemente vorausgeſtellt, das ganze der poetiſchen Leiſtung von der ſich gliedern wollenden Interjection an bis zur Darſtellung eines Welteindrukks im Epos oder Drama: ſo ſpringt in die Augen, daß dieſe Kunſt mehr als alle andern die ganze Aufgabe umfaſſen kann. Wie das eigenthümliche Sein des einzelnen nicht nur in der Reihe ſeiner Handlungen ſich kund giebt, ſondern ſchon in ſeiner Geſtalt angeſchaut werden kann: ſo ſezt die Poeſie dieſe Bilder um in Reihen von Handlungen und Zuſtänden, und kann alſo auf die mannigfaltigſte Weiſe das umfaſſendſte erreichen, wie ſie auch am lebendigſten das kleinſte darſtellen kann. Das kleinſte, wie ſie den flüchtigſten Eindrukk wiedergiebt im Epigramm in der kleinſten lyriſchen Form; das umfaſſendſte, wie ſie nicht nur das eigenthümliche Einzelleben ſondern auch das eigenthümliche Volksleben in ihren großen Productionen zur Anſchauung bringt. Aber in dieſen verſchiedenen Gebieten, Mimik und Muſik, Malerei und Bildnerei, und in der allen andern ſich gegenüberſtellenden Dichtkunſt hatten wir auch das ganze Gebiet der Kunſt zuſammengefaßt, wie ſie das einzelne innere durch einzelnes äußeres in beſonnener Gemeſſenheit zuſammenſtellend zur Anſchauung bringt. Aber wenn gleich nur einzelnes durch einzelnes, ſo geht doch hervor, daß, wenn wir alle künſtleriſche Production zuſammennehmen, da in allen geiſtigen Einzelweſen die ganze Welt ſich ſpiegelt, aber in jedem anders, indem er ſein eigenthümliches Weſen in ſeinen Lebensmo-

menten abwikkelt, auch gewiß die ganze Welt, und zwar nach allen verſchiedenen Weiſen, in ihr wiedergegeben wird.

Wenn wir nun aber das bisher geſagte zuſammenfaſſend zu unſern erſten Säzen zurükkgehen, wie freilich Ton und Bewegung aus dem Afficirtſein urſprünglich entſtehen, die Kunſt aber erſt da beginnt, wo der Zuſammenhang zwiſchen dem bewegten Zuſtand und dem äußern Hervortreten aufgehoben iſt, und wie man auch nicht mehr ſagen kann, daß die Kunſtthätigkeit aus dem bewegten Zuſtand hervorgehe, vielmehr, iſt einer ſelbſt bewegt und ſeine Aeußerung erhält Maaß und Beſtimmtheit ſei es nun als Ton oder Bewegung, das nicht mehr geſchieht, weil er ſo bewegt, ſondern weil ſchon ſonſt her eine Kunſtthätigkeit in ihm eingeleitet iſt, und dem Künſtler gleichgeltend ſein muß, ob er hemmend und maaßgebend in die eigne Bewegtheit oder in eine fremde eingreift, wenn er ſie nur recht erkannt hat: ſo könnte man zwar gelten laſſen, daß, ſofern die Kunſt an die unmittelbare Aeußerung gebunden iſt, es nicht mehrerlei Kunſtgebiete geben kann als die aufgeſtellten; aber die am Ende der erſten Abhandlung geſtellte Frage, was überhaupt den Impuls zur Kunſt giebt, warum einige Künſtler ſind und andere nicht, warum es mehrere Kunſtgebiete giebt, wenn doch auch eins der Aufgabe genügte, und wodurch nun einige Dichter werden und andere Maler, das heißt, welches die dort ſchon zugegebene eigenthümliche Begeiſterung für eine jede Kunſt ſei, damit wären wir noch ganz im dunkeln.

Zuerſt nun möchte ich das ſtreng genommen in Abrede ſtellen, daß nicht alle Künſtler ſind ſondern nur einige und andere nicht. Nämlich eine Maſſe betrachtet, in welcher Kunſt, wie unvollkommen es auch ſei, ſich bereits findet. Denn wo nur immer reges Leben iſt, ſei es auch nur wenig geiſtig entwikkelt, wo nur die Noth des Lebens einigen Raum läßt für freies Spiel, und die Strenge und Dürftigkeit der Umgebung nicht zu herbe iſt, um eine Ahndung von Anmuth aufkommen zu laſſen:

da findet ſich auch Kunſt. Muſik und Mimik — denn der Tanz gehört doch offenbar auch der lezteren an — haben am meiſten ausführende Theilnehmer; Poeſie wird — wenn auch die Künſtler ſelbſt minder häufig ſind — im weiteſten Umfange genoſſen, und nur die verſchiedenen Zweige der Bildnerei und Malerei müſſen ſich wol mit einer beſchränkteren Anerkennung begnügen. Alle aber, die ſich auf irgend eine Weiſe Kunſtwerke aneignen, ſind ſelbſt als Künſtler anzuſehen. Der Sinn und die Productivität ſind nur zwei verſchiedene Stufen, die Kunſt iſt eben dieſelbe in dem Liebhaber wie in dem Künſtler, und nicht nur in dem, der mit einer gewiſſen Leichtigkeit urtheilt, ſondern auch in dem, welcher nur wirklich genießt und ſich mehr oder weniger befriedigt findet. Der Impuls alſo iſt ein ganz allgemeiner. Allgemein will das innere ſich äußern, allgemein iſt auch das Bedürfniß nach Zeitmaaß und Ebenmaaß, dem Menſchen eingeboren im Typus ſeiner Geſtalt und in ſeinen weſentlichſten Lebensbewegungen. Aber um die beſondere Begeiſterung für die eine oder die andere Kunſt zu finden, müſſen wir uns hüten uns zu ſehr in die Differenz der einzelnen Unterarten zu vertiefen, noch mehr aber, daß wir die Begeiſterung für die beſondere Kunſt verwechſeln mit dem Intereſſe, durch welches freilich dem Künſtler ſeine Werke beſtimmt werden, nämlich dem Intereſſe an denen, für welche er arbeitet, welche nämlich an ſeinen Werken ſich ſelbſt ſollen ausgeſprochen und ihre Zuſtände dargeſtellt finden. Wie ſonderbar z. B. wäre die Vorausſezung, die Maler, welche vorzüglich heilige Perſonen und Momente aus der heiligen Geſchichte bearbeitet, hätten dieſes aus Begeiſterung für das Chriſtenthum gethan! aber gewiß wenn ihr Zeitalter nicht durch das Chriſtenthum wäre bewegt worden, wenn nicht auch die andächtigen ſich mit ihrer frommen Stimmung in die Bilder hineinzuſehen den Sinn gehabt hätten: ſo würden jene auch andere Gegenſtände gewählt haben. Und hätten wir Urſach uns zu denken, der Maler, der nichts als heilige Familien hervorbrachte, ſei

ein ungläubiger: ſo würden wir ihn tadeln, daß er ſeine Kunſt an einen Gegenſtand wendete, der für ihn nichts iſt; aber dieſer Tadel träfe ſeine Sittlichkeit, nicht aber ſeine Kunſt. Hatte er einen ſolchen Mangel an Erfindung was die Gegenſtände betrifft, daß ſich dieſe immer in einem engen Kreiſe drehten, oder er ſie immer von andern borgte: ſo würden wir ſeinen Geiſt dürftig finden; aber waren nur ſeine Bilder als ſolche mannigfaltig und reich, ſahen wir, daß er ſein eigentliches Kunſtgebiet ganz umfaßte und in allen Theilen deſſelben lebt: ſo würde er dennoch als Künſtler bei ſeinen vollen Ehren bleiben. Die eigenthümliche Begeiſterung jedes Kunſtgebietes iſt allein beſtimmt durch den unmittelbaren Ausdrukk, welchen er in Kunſtwerk umwandelt, aber ſo, daß er ihn eben durch die begeiſterte Durchſchauung in ſeinem ganzen Weſen gleichſam neu erſchafft oder ſo erweitert, daß er nicht minder das Werk der Kunſt iſt als der Natur. Haben wir nun keine anderen Elemente als die eben ſchon genannten: ſo theilen wir die Bewegung dem Mimiker zu, den Ton dem Muſiker, in die Geſtalt theilen ſich Maler und Bildner, und die alle andern mitvertretende Rede fällt wieder allein und ungetheilt dem Dichter zu. Der Mimiker iſt begeiſtert von der Beweglichkeit und Durchſichtigkeit der menſchlichen Geſtalt. Darauf iſt nicht nur ſein Auge immer gerichtet um ſeine Anſchauung zu mehren und zu ordnen, ſondern er ſelbſt muß ſich immerwährend zum Studium werden. Was aber verdanken wir auch dieſer Kunſt! Wie unbeholfen und ſchwerfällig erſcheint der äußere Menſch, und wie bleibt er in lebendiger Entwikklung zurükk, wo es weder Gymnaſtik giebt noch Orcheſtik noch dramatiſche Mimik! Gewiß die Hälfte aller ſchönen Bewegungen kommt auf Rechnung der Kunſt, und das mannigfaltige reiche Spiel zwiſchen natürlichem und conventionellem auf dieſem Gebiet verräth auf eigenthümliche Weiſe ihre Pflege ſowol als ihre Gewalt. Ja ſelbſt die Abnormitäten in dem Styl des Lebens, die wir unter dieſen Künſtlern ſo häufig antreffen, geben

doch Zeugniß für das Daſein und die Gewalt dieſer Begeiſterung. Aber freilich nur in dem Maaß fördern ſie die Kunſt, als ſie Verſtändniß haben von allen geiſtigen Regungen, auch die ſich nur am zarteſten auf der leiblichen Oberfläche abſpiegeln. Der Tonkünſtler iſt begeiſtert von dem Zuſammenhang zwiſchen der beweglichen Stimme und den Lebenstönen, wenngleich niemand ihm zumuthet, daß er was ihm darzuſtellen gegeben wird in demſelben Augenblikk mit empfinde. Anch wo er dem Dichter folgt, ringt der beſte nach Unabhängigkeit, und enthält ſich ſchwer, und niemals ganz, ſeine Wirkung zu trennen von jenes. Aber freilich ſein höchſter Triumph iſt, wo er der Sprache ganz Lebewohl ſagt und alle Lebensſchauer, welche die Seele durchziehen können, verkörpert in dieſer unendlich abwechſelnden Fülle von Tonfolgen und Zuſammenklängen. Aber was haben auch ſeit der Reihe von Jahrhunderten die Virtuoſen auf dieſem Gebiet geſchaffen! aus welchen Tiefen der Natur haben ſie eine Welt von Tönen hervorgeholt, die in Holz und Metall ewig geſchlummert hätten ohne das ahndungsvolle Drängen der Kunſt. Wie ſcheiden wir aber den Maler und den Bildner? Der bloße Zeichner iſt offenbar in der Indifferenz zu beiden. Er arbeitet auf der Fläche, wie der Maler; aber wer kann ſeinen Umriſſen ohne Licht und Schatten anſehn, ob ſie Studien ſein ſollen für den Maler oder Bildner? Der Maler iſt nicht beſchäftigt mit den Geſtalten allein, noch weniger iſt ſein Beruf von dem äußern in das innere zu ſteigen und an jenem ſeinen Zuſammenhang mit dieſem deutlich zu machen, ſondern weil ſein Leben ganz Auge iſt, ſo iſt er begeiſtert von ihrem Verhältniß zu dem Licht, durch das ſie uns ſichtbar werden; wie beide auf einander wirken und ſich modificiren. Wenn er darin die Wahrheit gefunden hat und in einem verhältnißmäßig kleinen Raum eine große Mannigfaltigkeit dieſer Wahrheit darſtellen kann, dann genügt er ſich. Darum hat er auch ſeine Aufgabe erſt recht gefunden, wenn er uns auf der Fläche die Tiefe darſtellt. Aber

freilich ſind ihm die Geſtalten nicht gleichgültig. Wieviel reicher und unerſchöpflicher ſind nicht die Verhältniſſe der lebendigen Geſtalten zum Licht als die der todten! Aber vergeſſen wir nicht auf der einen Seite, daß der, welcher ein Stillleben malt, in dem ſich nichts lebendiges regt, doch weil er Tiefe hat mehr Maler iſt, als der die geiſtvollſten Geſtalten auf eine Linie neben einander ſtellt; und verlangen wir nicht auf der andern Seite, daß der Hiſtorienmaler begeiſtert ſein ſoll von den Helden, die er ſei es auch in einer noch ſo großen That darſtellt. Hat ihm das der Dichter oder der Geſchichtſchreiber angethan: ſo iſt ihm etwas rein menſchliches begegnet, aber ſein Kunſtwerk wird dadurch an und für ſich nicht gefördert. Wir lieben ihn darum, wenn wir an ſeinen Productionen ſehen, daß er ſich mit hohen und edlen Gegenſtänden gefällt. Iſt es aber nicht: ſo wollen wir deshalb um ihn als Künſtler keine Sorge tragen, wenn nur die eigenthümliche Begeiſterung ſeiner Kunſt ihn ganz beſizt. Denn auf eine ſolche Vertheilung dürfen wir überall rechnen in der Geſellſchaft, daß nicht diejenigen allein, die nur von dem nichtigen bewegt werden, ihre Sprecher finden werden unter den Künſtlern, die tieferen und edleren Gemüther aber leer ausgehen. Die Bildner nun im Gegenſaz mit den Malern haben es mit der Geſtalt allein zu thun; wir bleiben aber hier nur bei denen, welche es mit lebendigen Geſtalten zu thun haben, und ſondern diejenigen ab, welche ihre Kunſt an mathematiſchen üben, zufrieden den Baukünſtlern hier nur ihren Ort angewieſen zu haben, und die Frage nach ihrer eigenthümlichen Begeiſterung einem andern Ort aufbewahrend. Jene nun ſind unmittelbar von den lebendigen Formen begeiſtert, und wollen dieſe in ihrer Wahrheit ganz und allein geltend machen. Darum indem ſie ihre Werke dem vollen Licht nach allen Seiten ausſezen, entziehn ſie ſie dem Einfluß deſſelben, deshalb liegen ſchon ganz an der Grenze ihrer Kunſt und wollen mit großer Vorſicht behandelt ſein alle Gruppen, deren Theile einander beſchatten könnten. Dagegen ladet

der Bildner unaufhörlich durch die Form den Taſtſinn ein das Leben der Geſtalten zu verſuchen, wenn gleich der Stoff faſt immer die Berührung verbittert. Weil aber die Geſtalt ſo für ſich hingeſtellt auch ganz ſie ſelbſt iſt, der beſtimmte Moment nur loſe an ihr haftet und faſt immer untergeordnet iſt: ſo findet auch ein entgegengeſeztes Verhältniß ſtatt zwiſchen dem Bildner und Dichter wie zwiſchen dem Maler und Dichter. Der Maler nimmt gern und häufig ſeinen Gegenſtand vom Dichter, aber nicht leicht ſezt der Maler den Dichter in Bewegung. Dem Bildner hingegen kann freilich auch ſeine Geſtalt geworden ſein mit Bezug auf die Art, wie ein Held ſich im Epos oder im Drama handelnd gezeigt hat; aber eben ſo oft auch verhält es ſich umgekehrt; die Geſtalt, die als der Kanon irgend einer Lebensweiſe und Höhe der Fantaſie des Bildners entſprungen iſt, aber freilich auch nur eine ſolche in Bewegung zu ſezen, das iſt eine ſchöne und würdige Aufgabe für den Dichter. Aber was ſollen wir nun von dieſem ſagen, wo ſeine Begeiſterung ſuchen? Die in allen Dichtern dieſelbe iſt kann wol eben deshalb keine andere ſein, als daß ſie alle ohne Ausnahme begeiſtert ſind von der Sprache, eben ſo wie der Mimiker von der Geſtalt und der Muſiker vom Ton, ſo daß wir nur alles dort geſagte hier hinüber zu nehmen brauchen, und die Sprache in dem Gebiet genommen, welches oben ſchon beſtimmt iſt. Denn wenngleich dem Dichter wo möglich der ganze Umfang und Inhalt der Sprache zu Gebote ſtehen muß: ſo hat er es doch unmittelbar nicht mit dem logiſchen in derſelben zu thun, aber das mimiſche und muſikaliſche in derſelben, das pittoreske und plaſtiſche iſt ſeine Begeiſterung, dasjenige, wodurch er das Geſchäft aller jener Künſte treiben, wodurch er den Leſer zwingen kann nachzubilden, als ob er geſehen hätte, und ihn ſo bewegen auch ohne Hülfe der Muſik, als ob ihm erſt jezt verſtändlich würde, wohin ihn der Strom der Töne, der ſich ihm wieder vergegenwärtigt, habe tragen wollen. Denn ſo verwandt ſind dieſe Künſte, daß auch getrennt

ihre Werke ſich doch auf einander beziehen und ſich gegenſeitig begleiten und verſtärken. Und in dieſer Behauptung, daß es die Sprache, und zwar die angeborne, das eigne Daſein mit conſtituirende, iſt, woraus die eigenthümliche dichteriſche Begeiſterung fließt, laß ich mich nicht irre machen, wenn auch ein Dichter behauptet, die Sprache hemme ihn ein Meiſter zu werden in ſeiner Kunſt, noch ſollen mich diejenigen irre machen, welche gleichſam mehr dem allgemeinen Weltverkehr zugewendet auch in mehreren Sprachen dichten. Aber freilich ganz andere Einwendungen machen ſich hörbar von ſtärkerem Gewicht. Denn das will ich am wenigſten läugnen, daß in allen Künſten die Theorie erſt hinter der Praxis kommt, daß mithin alle Forderungen an die Künſtler nur aus ihren Leiſtungen entnommen, mithin die Vollkommenheit derſelben urſprünglich doch aus ihrer Begeiſterung muß hervorgegangen ſein. Wenn wir nun alle von dem Dichter verlangen, er ſolle ſeine Charaktere folgerecht durchführen, er ſolle uns nicht durch Unwahrſcheinlichkeiten Anſtoß geben: ſtimmen dieſe Forderungen mit jener Quelle ſeiner Werke? Ich antworte, Dieſe Forderungen ſtehen ziemlich gleich mit denen an den Maler, daß er nicht die Zeiten verwirre in Trachten und Umgebungen, daß er uns wo möglich nicht in Widerſpruch bringe mit dem, was wir aus andern Quellen über ſeine Gegenſtände wiſſen. Es ſind Fürbitten, die wir einlegen für uns ſelbſt, Rathſchläge, die wir ihm geben in Beziehung auf uns, wie er es ſich leicht machen kann oder ſchwer; aber wenn er uns keine Zeit verſtattet zu jenen Berechnungen, wenn er allen Anſtoß, ehe wir zum klaren Bewußtſein darüber kommen, immer wieder überbietet durch den Zauber der Rede: ſo hat er gewonnen Spiel über unſere Forderung; aber wenn ſeine Figuren nicht reden, daß es uns ergreifen könnte, wenn er unſere Fantaſie nicht durch ſeine Sprache überwältigt, indem er ſie anregt — wie genau auch jenes alles gehalten ſei, wir gehen doch ſeitwärts. Wenn ſich aber jemand wundert, daß der Dichter nur von der Sprache ſolle begeiſtert

ſein nicht von den Ideen: ſo iſt es freilich ſchwierig ſich abfin- den zu ſollen mit Ausdrükken von ſo ſchwankender Bedeutung. Aber ich werde doch immer ſagen, Seid ihr eurer Ideen irgend anderswie mächtig als in der Sprache: ſo ſind ſie ihm auch in- ſofern fremd; aber auch ſofern ſie der Sprache angehören glaubt nicht, daß ſie ihn ergriffen durch ihre Richtigkeit, ſondern nur durch ihre Lebendigkeit. Aber um dieſer willen wird er ſie frei- lich ſuchen; wie ſollte er auch ſonſt dazu kommen ein Werk zu vollbringen, er oder auch die andern Künſtler? Denn denken wir uns nun dieſe, jeden von ſeiner eigenthümlichen Begeiſterung recht ergriffen und immer hinſtrebend zur Production: ſo ſind ſie nach allen Seiten hin gleich unbeſtimmt angeregt; woher kommt ihnen nun ein Moment der Urbildung? Hiezu müſſen wir ſie uns in Berührung denken mit dem Leben; ſie müſſen wiſſen, was die Mitwelt bewegt; auf welche Weiſe ſie dem von allen gefühlten Bedürfniß, dem aber kein unkünſtleriſcher zu genügen weiß, ſein inneres recht kund zu geben, auf welche Weiſe ſie die- ſes treffen können, das muß ihnen klar werden, dann entſtehen ihnen die Urbilder, die ſie ausführen. Je mehr nun in dem ſie umgebenden Leben der Geiſt entwikkelt iſt, die Vergangenheit ſich mit der Gegenwart verbindet, die allgemeinen Intereſſen alles andere verſchlingen: um deſto reicheres Feld iſt ihnen aufgethan, deſto größere Werke werden ſie aufſtellen können; je weniger die- ſes der Fall iſt: deſto mehr werden ſie das einzelne und gering- fügige ſuchen müſſen. Aber dieſes iſt die gleiche Aufgabe aller Künſtler, und es iſt nur eine ſonderbare Verwirrung, daß man dieſe Beziehung der Gegenſtände auf das Leben das poetiſche in den Künſten zu nennen pflegt. Und ſo kommen wir auf unſere drei Momente zurükk. Jeder Kunſt eignet eines von jenen großen geiſtigen Erregungs- und Darſtellungsmitteln, welche die innigſten Verhältniſſe des Geiſtes zur Natur ausdrükken, und die einzel- nen, welche dazu von der Natur ausgerüſtet ſind eines derſelben in ausgezeichnetem Grade zu beſizen, ſind dadurch geordnet zu

Dollmetſchern der übrigen. Im Intereſſe von dieſen, für welche ſie ſich durch ihren beſondern Beruf beſtimmen, erſinnen ſie ihre Werke, aber in der Ausführung legen ſie eine Vollkommenheit dar, die nur ihren Kunſtgenoſſen ganz erkennbar iſt, und das Anerkenntniß von dieſen iſt es eigentlich nur, wodurch ſich ihre Begeiſterung immer aufs neue auffriſcht.

3.

Wenn ich die Ergebniſſe der beiden Abhandlungen, welche ich die Ehre gehabt der Akademie vorzutragen, noch einmal in Gedanken durchlaufe, um die Frage zu beantworten, ob auch der Ueberſchrift Genüge ſei geleiſtet worden, welches nur geſchehen ſein könnte, wenn der Gegenſtand, nämlich was wir im engeren Sinne Kunſt nennen, oder auch durch den Ausdrukk ſchöne Kunſt bezeichnen, von allem andern näher verwandten getrennt und hingegen in ſich zuſammenhängend als ein vollſtändig verbundenes ganze und ſo wäre dargeſtellt worden, daß auch nichts dahin irgend gehöriges in dem abgeſtekkten Umkreiſe nicht ſeinen Ort fände: ſo iſt dieſes allerdings nicht in der ſtrengen Form einer in kurzen Säzen abgefaßten Diſſertation geſchehen, ſondern in einer freieren, wie ich ſie unſern Zuſammenkünften auch bei ſtreng wiſſenſchaftlichen Verhandlungen von dieſer Gattung angemeſſener halte. Wenn ich aber die abgeſtekkten Punkte verbinde: ſo kann ich doch folgendes in Anſpruch nehmen. Indem ich von der Mimik im weiteren Sinne oder der Kunſt der ſchönen Bewegungen ausging als von derjenigen, welche des mindeſten Apparates bedarf, indem ſie ihr Werk an dem menſchlichen Leibe ſelbſt und ſeinen Bekleidungen vollbringt: ſo wurde es leicht zunächſt ein dieſer Kunſt verwandtes dem Inhalt nach, aber der Form nach kunſtloſes, nachzuweiſen, zugleich aber auch beſtimmt davon zu trennen, und für alle Kunſt daran, daß ſie mit ihrem

Werke zugleich auch Maaß und Regel hervorbringt, ein allgemeines Merkmal feſtzuſtellen, und zwar ſo, daß dieſe Thätigkeit zugleich an einen beſtimmten Zuſtand, den einer höheren Aufregung, ihrem Urſprung nach gebunden wurde, den wir ebenfalls überall vorausſezen müſſen, wo Kunſt ſein ſoll, indem ſonſt Maaß uud Regel nur zu Mechanismus oder einer mechaniſchen Fortſezung deſſen, was urſprünglich Kunſt war, führen könnte, wie denn auch die Annäherungen beider an einander von hieraus konnten gezeigt werden. Noch mehr aber wurde der beſtimmte Unterſchied von beiden dadurch aufgehoben, daß, richtig oder unrichtig, alle ſchöne Kunſt nur als Selbſtmanifeſtation des Künſtlers dargeſtellt wurde. Denn dadurch iſt alles, was um eines beſtimmten Zwekkes willen gemacht wird, aus dem Gebiet der Kunſt ausgeſchloſſen. Nur muß man freilich das platoniſche beobachten, und die χρηματιστικὴ als eine andere Geſchikklichkeit von ganz anderer Art gänzlich ſondern, ſo daß ihr natürlich auch keine Stimme gelaſſen wird, wenn es darauf ankommt das Verfahren in dem Gebiet einer eigentlichen Kunſt zu beſtimmen. Durch die Nebenbeſtimmung jenes Sazes aber, daß die Selbſtmanifeſtation, wenn ein Kunſtwerk daraus hervorgehen ſoll, auch eine gewollte ſein muß, wird auch ein anderer Gebrauch abgeſondert, wenn man nämlich von einer Lebenskunſt redet, mithin den ganzen Inbegriff der freien Handlungen eines Individuums als ein Kunſtwerk betrachtet. Denn in jeder von dieſen einzeln betrachtet iſt doch etwas anderes gewollt, als nur ſich durch ſie im Zuſammenhang mit allen andern zur Darſtellung zu bringen. Daſſelbe gilt auch von dem, was an wiſſenſchaftlichen Werken und Hervorbringungen Kunſt genannt zu werden pflegt; wiewol hier ſchon die Selbſtdarſtellung mehr hervortritt. Auch von dieſen Seiten alſo iſt unſer Gegenſtand völlig abgegrenzt. Nehmen wir aber nun noch den andern Saz dazu, daß es keine andere Selbſtdarſtellung giebt als vermittelſt der Bewegung und des Tons oder auch der Geſtaltbildung und der Rede: ſo iſt auch, ſofern die Behauptung richtig iſt, dadurch zugleich be-

ſtimmt, daß es keine andern Künſte geben kann als die dort aufgeführten. Denn wenn auch unter der Geſtaltbildung nur Bildnerei und Malerei genannt waren: ſo ſchließen ſich nicht nur an beide die kleineren verwandten Kunſtzweige, ſofern ſie nicht bloß mechaniſch zu Werke gehn, von ſelbſt an, ſondern der Architektur war auch ihr Plaz wenigſtens ausdrükklich angedeutet, und ſo findet ſich auch der Gartenkünſtler von ſelbſt zurecht, daß er ſich in dem einen Styl für einen Architekten in grünem geben kann, nach dem andern aber für einen Landſchafter in lebendigem. Ja ſollte mancher berühmte Mann die Uebungen mit dem wohlgebändigten Roß nicht wohlfeiler geben wollen: ſo wird es nur wenig Mühe koſten bei der Kunſt der ſchönen Bewegungen auch dieſe centauriſchen unterzubringen, wenn er nur verhüten kann, daß bei dem Kunſtreiter auch der Seiltänzer hinten aufſizt. Und ſo muß auch der Begriff der Dichtkunſt in der gehörigen Weite gefaßt werden, damit es nicht als unmöglich erſcheine auch in der ungebundenen Rede zu dichten. Aber es kommt nicht darauf allein an die Künſte alle zuſammenzufaſſen, ſondern auch darauf, daß nicht durch eine zu enge Erklärung die kleineren Gattungen der einzelnen Kunſtgebiete von dem Raum, den ſie gar wohl verdienen, ungerechterweiſe ausgeſchloſſen werden. Vorurtheile hierüber haben und zwar vielleicht nicht in den unkünſtleriſchen Maſſen allein lange Zeit geherrſcht und ſind vielleicht noch nicht ganz überwunden. Und doch iſt nichts gewiſſer, als daß derjenige das eigentliche Weſen einer Kunſt gar nicht verſteht, der es nicht auch in den kleinſten Productionen erkennt, ſo wenig, daß der gewiß auch in den größten eher alles andere ſehen wird als das eigentliche Weſen der Kunſt. Darum mußte auf der einen Seite geſagt werden, daß der ethiſche Eindrukk des dargeſtellten den Werth eines Kunſtwerkes als ſolchen weder erhöhen könne noch herabdrükken, und auf der andern Seite mußte die eigenthümliche Begeiſtung jeder Kunſt ſo ſcharf gefaßt werden, daß dadurch auch die übrigens geringfügigſten Leiſtungen den ihnen gebührenden Plaz einnehmen können. Sind

gleich jene früheren Vorurtheile in der herrſchenden Praxis des urtheilenden Kunſtpublicums nicht mehr anzutreffen: ſo muß doch auch die Theorie einen beſtimmten abwehrenden und ſchüzenden Ausdrukk dafür haben. So wäre daher durch die Hauptſäze beider Abhandlungen die Aufgabe, die ich mir geſtellt, der Form nach gelöſt, wenn nur die Säze ſelbſt ihrem Inhalte nach ſich Billigung und Beifall erwerben. Dazu aber ſcheint mir vornämlich zweierlei zu fehlen, und um deswillen zunächſt habe ich mir noch dieſe Zuſäze erlaubt. Zuerſt nämlich, wenn ich die eigenthümliche Begeiſtung einer jeden Kunſt auf ihre eigenthümliche Hervorbringungsweiſe genau zurükkgeführt habe: ſo wird dadurch allerdings bewirkt, daß jeder auch das kleinſte Werk, worin ſich dieſe nur unverkennbar zeigt, muß gelten laſſen; allein es ſcheint dadurch auch jeder andere Unterſchied als der der techniſchen Vollendung aufgehoben zu ſein, ſo daß ein Thiermaler oder ein Höllen-Breughel, wenn ſie nur in den Formen tadellos wären und vollendet in der Behandlung des Lichtes und der Farben, auf dieſelbe Linie geſtellt werden müßten mit Rafael und Leonardo, und einer ſolchen Schäzungsweiſe iſt nicht zu verheißen, daß ſie ſich jemals werde geltend machen können. Und am unheimlichſten wird dabei gewiß jedem, wenn wir uns erinnern, daß als das eigenthümliche des Dichters angeführt wurde begeiſtert zu ſein von der Sprache. Denn es dürfte folgen, daß jeder Verskünſtler, der es genau nimmt mit der Zeitmeſſung und ſich gut verſteht auf den Wohlklang, wäre er auch nichts als ein gewandter Phraſendreher, abgeſehen von allem Inhalt, in die erſte Reihe der Dichter gehen könne. Das zweite iſt dieſes. Der Saz, daß alle Kunſtthätigkeit nur Selbſtmanifeſtation ſei, mag ſehr gut ſein um ſie von allem, was irgend eines Zwekkes wegen gemacht oder gethan wird, zu unterſcheiden. Wenn wir aber weiter fragen, was denn der Künſtler von ſich manifeſtire, ob in allen Künſten daſſelbige, oder wenn anderes, ob dieſes auch zuſammenhängt und als verſchiedenes ein ganzes bildet, oder ob der Zuſammenhang der Künſte nur jener äußere iſt, wie ſie auf

verſchiedene genau beſtimmte Darſtellungsmittel angewieſen ſind: ſo ſcheint die Antwort auf dieſe Frage in dem bisherigen noch gar nicht gegeben zu ſein. Denn dieſes zwar, daß nicht das jezt ſo dann anders empfindende und afficirte Selbſt ſich in der Kunſt manifeſtire, wie es die der Mimik und zum Theil auch der Muſik zum Grund liegenden kunſtloſen Aeußerungen hervorbringt, das iſt deutlich genug geſagt. Wenn nämlich auch dieſe, ſo wie ſie durch das Hineinbilden von Maaß und Regel Kunſt werden, zugleich von jenem Affectionsmoment losgeriſſen werden, und der Mimiker noch dazu uns unmöglich machen ſoll zu unterſcheiden, ob es ſeine eignen oder fremde Gemüthsbewegungen ſind, die er uns darſtellt: ſo kann ja aus beiden Gründen auch ſeine Kunſtleiſtung nicht die Offenbarung ſeiner Affection ſein. Und was hernach geſagt wird, daß, denke man ſich einmal den unmittelbaren Zuſammenhang abgeriſſen, ſo laſſe ſich auch noch weiter denken, daß ſich während eines ganzen Zeitraums der Stoff zu dieſen Selbſtmanifeſtationen ſammle und dann erſt in Darſtellung ausbreche, das kann, wenn es auf die wechſelnden Empfindungszuſtände bezogen werden ſoll, wol von manchen Künſten und Kunſtgattungen gelten, aber unmöglich allgemein. Denn was ſollte wol das ſein, was ohne jene Unterbrechung kunſtlos herausträte und ſich eben ſo zur Malerei oder zur Dichtung verhielte, wie die kunſtloſen Töne und Gebehrden zur Mimik und Muſik? ein ſolches möchte wol nicht aufzufinden ſein. Aber auch allgemein genommen müßte man dann ſagen können, daß die für irgend eine Mittheilungsweiſe begeiſterten doch nur Künſtler wurden in dem Maaß als ſie empfindungsreich waren, und umgekehrt, daß alle Gefühlmenſchen, wenn es ihnen nur nicht ganz an jeder Mittheilungsfähigkeit fehle, auch gewiß Künſtler würden. Keines von beiden aber würde ſich behaupten laſſen. Denn wenn es auch heißt, daß die Dichter, wir mögen aber auch immerhin ſagen die Künſtler überhaupt, ein reizbares Geſchlecht ſind: ſo iſt damit doch gar nicht gemeint, daß dieſe Reizbarkeit der innerſte Lebenskeim ihrer Kunſt ſei; vielmehr möchte dieſe ihnen in

allen Momenten der Kunſtthätigkeit eher hinderlich ſein als fördernd. Ja es entſtände aus einer ſolchen Vorausſezung nur die neue Aufgabe, zu erklären, warum ſo viele auch ſehr gebildete Menſchen von der regſten Empfindlichkeit, und denen das Leben die ſtärkeren Bewegungen häufig genug herbeiführt, dieſe dennoch nur im Leben auslaſſen, ohne ſich mit irgend einem Zweige der Kunſt zu befaſſen.

Die höhere Aufregung alſo, die wir allgemein vorausgeſezt haben, iſt eine ganz andere; und wenn eben dieſes, daß die Mimik unſer erſter Anfang war, vielleicht Veranlaſſung geben konnte zu einem ſolchen Mißverſtändniß: ſo wird es vielleicht am beſten ſein, was uns noch fehlt an der Kunſt deutlich . . . . *)

---

*) Welchen Gang dieſe Abhandlung, hätte Schleiermacher ſie vollenden können, zunächſt würde genommen haben, ergiebt ſich aus einer dem Manuſcript anliegenden Bemerkung dieſes Inhalts:

„Es iſt natürlich, da niemand die Mimik der Poeſie gleichſtellen wird, als welche der Gipfel aller Kunſt iſt, daß dieſe nicht ganz ans Licht kommen konnte, wo von jener ausgegangen war; und wir werden nicht beſſer thun können, als das Verfahren umzukehren und von den Künſten, welche es mit Geſtaltbildung und Rede zu thun haben, auszugehen. Wenn wir dann die Ergebniſſe beider Wege in einander bauen, wird ſich das ganze vollenden.“ J.

III.

Zur Politik.

---

1. Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 22. Dec. 1814.
2. Ueber die verſchiedene Geſtaltung der Staatsvertheidigung. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 10. Auguſt 1820.

1.

Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung *).

Wir finden überall, namentlich auch, um nur bei dem nächſten ſtehen zu bleiben, auf dem Gebiet unſerer neu-europäiſchen Bildung, eine Thätigkeit des Staates in der Erziehung ſeiner künftigen Bürger. Aber bald iſt ſie faſt zu nichts herabgeſunken, bald wieder faſt zu ſeiner wichtigſten Angelegenheit erhoben, ſo daß er ſtrebt ſich ausſchließend dieſes Geſchäft anzueignen und auch diejenigen, denen es am natürlichſten obliegt und die ein früheres und größeres Recht dazu zu haben ſcheinen als er, nur ſeinen Beſtimmungen zu unterwerfen. Wir finden Zeiten in der Geſchichte unſerer neuen Welt, wo Völker nur dadurch aus einer langen Dumpfheit und Rohheit zu erwachen ſcheinen, daß ihre Regierung die Zügel dieſes wichtigen Geſchäftes in die Hand nimmt und durch andere Mittel in dem jüngeren Geſchlecht die gewünſchten höheren Kräfte aufzuregen ſucht, welche das ältere auf dem gewöhnlichen Wege der häuslichen Erziehung deshalb nicht zu erwekken vermag, weil ſie in ihm ſelbſt nicht vorhanden oder erſtorben ſind. Aber es zeigt ſich hie und da wol auch

*) Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 22. December 1814. J.

das entgegengeſezte, daß Völkern eben dadurch das Joch der Knechtſchaft erſchwert und verlängert wird, daß die Regierung mit gleich ehernem Scepter auch die Schaaren der unmündigen regiert und gewaltſam hindert, daß ſich irgend etwas anderes in ihnen entwikkele, als die Fertigkeit dasjenige am angeſtrengteſten zu thun und am geduldigſten zu leiden, was ein vielleicht tyranniſcher und dem innerſten Geiſte des Volkes ganz fremder Wille ſie will thun und leiden machen. Wenn in Fällen der erſten Art jeder Menſchenfreund ſich freut, das große Geſchäft der geiſtigen Entwikkelung in einem größeren Stil betrieben und es ſchneller gedeihen zu ſehen, als ohne Hinzutreten der öffentlichen Gewalt möglich wäre, und wenn die einzelnen Stimmen, welche ſich vielleicht warnend erheben, daß auch hier zwar ein nüzliches ſei, aber ein ſolches vielleicht, das doch nicht könne für gerecht gehalten werden, und alſo auch zu beſorgen ſtehe, das ungerechte Gut werde nicht gedeihen, und die im Treibhaus des Staates erzwungene Bildung werde eben deshalb nicht Früchte tragen, weil der Segen der Erziehung nur da ſei, wo das natürliche Recht dazu ſich finde, und weil der Menſch ſich nur das lebendig aneigne, wozu der Grund gelegt werde in dem Heiligthume des väterlichen Hauſes, oder was wenigſtens mit der väterlichen und mütterlichen Wirkſamkeit zu ſeiner Ausbildung in freier und unmittelbarer Uebereinkunft ſtehe, wenn dieſe Stimmen, ſage ich, in einem ſolchen Falle tadelnd nur als Vorurtheile gewürdiget werden, welche das alte beſchüzen wollen, oder als Eigenſinn der Theorie, über welchen das Leben ſich hinwegſezen muß: ſo ſind die Fälle der zweiten Art mehr geeignet die Frage zur Sprache zu bringen, ob es denn in der Natur der Sache liege, daß der Staat auch das Geſchäft der Erziehung beherrſche und ordne, und in wie fern. Denn beſonders wenn die Tyrannei mit ihrem erſtikkenden Gewicht auf der ganzen Maſſe eines unglükklichen Volkes laſtet, beruhigen wir uns nicht leicht nur damit, daß eben jede einzelne gewaltthätige Unternehmung ein Mißbrauch ſei der an ſich rechtmäßigen Gewalt, ſondern wir

forſchen genauer, ob auch überall ein Recht da ſei, welches gemißbraucht werden könne, und ob nicht wenigſtens dieſes Recht nur mit ſeinem beſtimmten Maaße zugleich könne gedacht werden, denn wir wünſchen, daß die Ausweichung nicht nach Belieben auch als ein Irrthum könne angeſehen werden, ſondern daß ſie ſich nothwendig als ein vollkommnes und bewußtes Unrecht darſtellen müſſe. Wir ſelbſt und die meiſten andern deutſchen Stämme, und die vielen ſlaviſchen von den Sprößlingen deutſcher Fürſtenhäuſer regierten Völker befinden uns in dem glükklichen Falle eines ſeit mehreren Geſchlechtern fortwirkenden höchſt förderlichen Einfluſſes der Regierung auf die Erziehung des Volkes, und je mehr jedermann und beſonders die Freunde und Beförderer der Wiſſenſchaft hieran theilnehmen, je mehr wir uns mit Unterſuchungen beſchäftigen über die beſten Methoden, nach denen die Regierung ihre Abſicht verfolgen müſſe, das Volk durch die Erziehung zu veredeln: deſto mehr ſcheint uns die andere Frage, worauf denn das Recht des Staates beruhe ſich das Geſchäft der Erziehung anzumaßen, entweder ſehr unnüz oder auch völlig abgemacht. Indem ich ſie wieder zur Sprache bringe, will ich mich alſo zunächſt halten an das Intereſſe für den vorliegenden Fall, wie viel tiefer noch nämlich das franzöſiſche Volk würde geſunken ſein, wenn nur ein paar Geſchlechter lang das napoleoniſche Erziehungsſyſtem wäre durchgeführt worden; daran ſich dann leicht die Vermuthung ſchließt, ob nicht auch die Irrthümer, denen reine und wohlwollende Regierungen bei ihrem Einfluß auf die Erziehung wie alles menſchliche ausgeſezt ſind, doch weniger gefährlich ſein werden, wenn man mit der Quelle, aus welcher der Beruf des Staates zur Erziehung entſpringt, auch das Gebiet erkennt, worin derſelbe eingeſchloſſen iſt: und ſo kommen wir darauf zurükk, daß auch wol jene einzelnen Stimmen eine Wahrheit haben mögen, welche ſich gegen den Einfluß des Staates auf die Erziehung im allgemeinen erklären, eben in wiefern er ſich als einen allgemeinen will geltend machen. Die Aufgabe ſelbſt, auf die es ankommt, wäre alſo dieſe,

aus den Gründen, worauf der Beruf des Staates zur Erziehung beruht, auch die Grenzen dieſes Berufs zu erkennen. Und wenn die Praxis ſagen möchte, die Auflöſung ergebe ſich jedesmal von ſelbſt, indem doch nirgend der Staat den Beruf der Eltern zur Erziehung aufhöbe und beide Theile ſich immer den Umſtänden nach darüber verſtändigten: ſo kann die Theorie ſich nicht dabei beruhigen die Sache auf ein ſolches Gerathewohl auszuſezen, zumal in ihrem eigenen Gebiet ſchon ganz entgegengeſezte Anſichten, welche die Theilhabung des einen von beiden völlig ausſchließen, vorgekommen ſind. Denn bekannt iſt die platoniſche Theorie, nach welcher die Kinder ſchon von Geburt an Kinder des Staates ſind, und die perſönliche Beziehung ganz in Schatten geſtellt ja möglichſt ignorirt und verborgen gehalten wird, ſo daß eigentlich alle Mütter nur Ammen und Kinderfrauen, und alle Väter nur Vormünder und Verſorger ſind. Und ſchön und lachend, ja man kann ſagen das feſteſte Bollwerk der perſönlichen Freiheit und der individuellen Entwikklung, iſt auf der andern Seite die Theorie, daß das Haus, nicht freilich als Werkſtatt aber als Siz der Familie, das Heiligthum iſt, in welches die öffentliche Gewalt unter keinem Vorwande unaufgefordert eindringen darf. Die Kinder ſind aber natürlicherweiſe im Hauſe, bis wenigſtens der Zeitpunkt ihrer erſten Mündigkeit eintritt, und ſie anfangen an den Elementen des öffentlichen Lebens theilzuhaben und ſich zur Gründung eines eigenen Hauſes vorzubereiten. Wie die erſte dieſer beiden Anſichten allen ſelbſtändigen Einfluß der Familie auf die Erziehung aufhebt, ſo die andere allen urſprünglichen Einfluß des Staates. Zwiſchen beiden alſo liegen alle andern beides verbindenden Theorien und die geſammte Praxis, die, da niemals eines von jenen beiden Extremen iſt realiſirt worden, auf verſchiedene Weiſe ſich hier dem einen und dort dem andern nähert. Meine Abſicht geht eigentlich nur dahin eben dieſe mannigfaltige Praxis der Staaten nicht als ein unbeſtimmt fließendes aufzufaſſen, das ſich nur durch Willkühr und Zufall hier ſo dort anders geſtaltet, ſondern be-

ſtimmte Hauptzüge in dieſen verſchiedenen Geſtaltungen und Gründe dazu nachzuweiſen. Ich will weder Vorſchriften geben, wie weit der Staat ſeinen Einfluß auf die Erziehung ausdehnen ſoll und wohin nicht, noch hiſtoriſche Unterſuchungen anſtellen, weshalb in dem einen Staat und zu der einen Zeit dieſe Anſicht geherrſcht habe, anders aber eine andere: ſondern zwiſchen dieſen beiden Aufgaben ſchwebend möchte ich nur ein Fachwerk aufſtellen für dieſe Unterſuchungen, um nämlich die Staaten ſelbſt und die Geſichtspunkte, von denen ſie haben ausgehen können, zu claſſificiren, und damit zugleich ein Mittel zur Verſtändigung über die verſchiedenen Theorien, wie nämlich die eine vielleicht unter ſolchen Umſtänden anwendbar ſein könne, und die andere unter anderen. Hierzu weiß ich aber kein anderes Verfahren als dieſes. Staat und Erziehung ſind zwei Begriffe, welche an und für ſich nicht zuſammenfallen; denn der Staat iſt ein Verhältniß der erwachſenen Menſchen unter ſich, und in dem Begriff liegt keine Beziehung darauf, woher die erwachſenen kommen; und Erziehung iſt ein Verhältniß der Generationen unter ſich, indem die eine erzieht und die andere erzogen wird, und die Erziehung kann ſehr gut gedacht werden ohne den Staat und vor ihm. Auch würden wir zu hoch ſteigen müſſen und uns zu weit entfernen von der Wirklichkeit der Dinge, wenn wir zu einem gemeinſchaftlichen höheren Begriff aufſteigen wollten. Alſo bleibt nur übrig, daß wir beide als außer einander betrachten und fragen, Giebt es etwas und was giebt es im Staat, wodurch er von der Erziehung viel oder wenig an ſich reißt? und giebt es etwas und was iſt es in der Erziehung, wodurch ſie dem Staat oder einer beſtimmten Vorrichtung deſſelben anheimfällt? Beſtätigt und beſtimmt ſich gegenſeitig, was wir von beiden Punkten aus finden: ſo werden wir dann wenig gegen unſere Unterſuchung einwenden können.

Freilich ſcheint hier unſer Vorhaben gleich anfänglich in die Unendlichkeit ſich ausdehnen zu müſſen, wenn doch das erſte, was wir gebrauchen, ein Begriff iſt vom Staat, dieſer aber noch

ganz ſtreitig iſt unter denen, welche über dieſe Gegenſtände philoſophiren. Wo träfe man aber nicht auf dieſes Uebel, wenn man aus irgend einem Gebiet der realen Wiſſenſchaften einen einzelnen Gegenſtand der Unterſuchung herausnimmt? Mit den erſten Schritten iſt man bei den Principien, und ſomit auch auf dem Gebiet eines unendlichen Streites. Und vielleicht können wir ein großes gewinnen mit einem einzigen Schritte. Man kann nämlich die verſchiedenen Begriffe vom Staat wol auf zwei Klaſſen zurükkführen. Die eine iſt die negative, indem nämlich als das eigentliche handelnde Princip auf dieſem ganzen Gebiet des gemeinſamen Lebens der Trieb und die Willkühr der einzelnen geſezt wird, und der Staat nur das Nebeneinanderbeſtehen dieſer Triebe und Freiheiten ſichern und den Mißbrauch verhüten ſoll. Einem Staate, der ein ſolcher ſein will, ziemt es offenbar nicht ſich der Erziehung anzumaßen; oder wenn er es thut, ſo darf es nur interimiſtiſch ſein, weil er nämlich ſein Geſchäft noch nicht hinlänglich verſteht, und er verſpricht aufzuhören mit der Erziehung, ſobald er ſelbſt wird weiter fortgeſchritten oder beſſer erzogen ſein. Denn ein ſolcher muß auch die Freiheit der einzelnen als die eigentlich poſitive Kraft der er dient möglichſt wenig beſchränken; und wie barbariſch müßte er ſein, wenn er nicht ſähe, daß eben dieſes eine der theuerſten und genußreichſten Aeußerungen der Freiheit iſt, wie die Eltern ihre Kinder ſich anbilden und ihr innerſtes Daſein in ihnen zu vervielfältigen ſuchen, und daß er ſeinem Beruf wenig entſpricht, wenn er zwar ſeinen Unterthanen möglichſte Freiheit laſſen will in ihrem Verfahren mit den Dingen, mit denjenigen aber, die ihnen ja viel eigenthümlicher angehören als irgend Dinge, welche ſie um ſich verſammeln können, wolle er ſie nicht verfahren laſſen nach der Luſt ihres Herzens und nach ihrer Vorſtellung von ihrem eigenen Vortheil. Darf ihm gleich ein wenig bange ſein, daß bei ſo ungeſtörter Freiheit in der Erziehung viele Menſchen ganz verdorben würden für das ganze: ſo darf er ſich doch nur

vorbehalten ihr Verderben, wenn es ſich hernach auf eine ſtraf⸗bare Weiſe äußert, alsdann zu zügeln und zu lähmen, und muß vertrauen, daß doch menſchlicher Wahrſcheinlichkeit nach auf dieſem Wege jedes künftige Geſchlecht nicht nur nicht ſchlechter werde dargeſtellt werden als das vorige, ſondern auch daß ſeine Unterthanen bei möglichſt freiem Verkehr und ungeſtörtem Gedankenwechſel ſchon von ſelbſt zu einer beſſern Erziehung gelangen werden. Freilich kann es ihm bequemer ſein die Menſchen ſich zahmer zu erziehen, als die Rohheit, welche beſſer verhütet worden wäre, hernach durch Strafen zu bändigen. Aber dieſe Bequemlichkeit iſt ihm nicht erlaubt; denn mit demſelben Recht müßte ihm auch manches andere bequemer geweſen ſein zu bilden und poſitiv zu beſtimmen als bloß zu verwahren und abzuwehren; und er würde hier auf dem entſcheidenden Punkt umkehren und aus einem negativen ein poſitiver werden. Soll er ſich alſo treu bleiben: ſo muß ihm ſeine Strafgeſezgebung nach innen zu alles ſein; durch dieſe muß er allem zu ſteuern wiſſen, und dabei alles falſche und mangelhafte der Erziehung ruhig gewähren laſſen. Ganz anders freilich iſt es, wenn der Staat ſelbſt nicht bloß als eine hemmende ſondern als eine ſelbſt hervorbringende bildende leitende Kraft angeſehen wird; und dieſe Vorausſezung ſieht nicht aus, als wenn wir ſie eben ſo mit Einem Strich abmachen könnten, ſondern als käme es darauf an, was nun der Zwekk des Staates ſei, um zu beſtimmen, wie nahe demſelben die Erziehung liege oder wie fern. Doch vielleicht können wir auch ſo um die ſchwierige und hier nicht füglich auszumachende Frage über den Zwekk des Staates herumkommen, wenn wir uns gefallen laſſen dieſen Zwekk ganz allgemein zu ſezen, daß alles, was der Menſch auf Erden zu thun hat, durch den Staat ſolle hervorgebracht werden, und er die Geſammtthätigkeit des Menſchen bilden und leiten. Dann würde die erſte und ſtrengſte Form ſein, daß der Staat alles, was er hervorbringen ſoll, ſelbſt thäte, alle einzelnen aber nur

mechaniſch in ſeinem Dienſte wären. Nächſtdem aber ließe ſich auch denken, daß er die einzelnen zu demjenigen was gethan werden ſoll erziehe und unterrichte, wenn dieſes überhaupt möglich iſt, damit er der mechaniſchen Correction und Aufſicht im einzelnen überhoben ſei. Man könnte auf dieſe Weiſe ſagen, daß für einen ſolchen Staat alles andere nur Sache der Noth ſei und zwiſchen eintretendes Weſen, die Hauptſache aber, daß er die Menſchen für die Geſchäfte des Staates erziehe, und habe er dieſes vollkommen erreicht: ſo brauche er es nur gleichmäßig fortzutreiben und könne in demſelben Maaß alles andere ruhen laſſen. Iſt nun der Zwekk des Staates allgemein: ſo gehört die Erziehung als eine natürliche Thätigkeit des Menſchen auch dazu, und der Staat wird zuerſt unmittelbar ſelbſt erziehen, demnächſt aber auch einzelne zum Erziehen immer kräftiger und ſicherer bilden, und jenes durch dieſes allmählig beſchränken. Iſt aber ſein Zwekk nicht ſo allgemein: ſo bleibt dennoch die Form weſentlich dieſelbe, und jeder ſieht, daß der Staat zwar was zu ſeinem Zwekk gehört unmittelbar ſelbſt thun, zugleich aber darauf bedacht ſein werde die Menſchen für das was in ſeinem Zwekke liegt zu erziehen, und daß er nur ſo lange akkerbauen handeln und mehr dergleichen ſelbſt thun darf, bis er ſich ihm und ſeiner eigenthümlichen Natur angemeſſene Landbauer Kaufleute und was ſonſt erzogen hat. Auf jeden Fall alſo fällt ein Erziehen in den Zwekk des Staates; aber auf jeden Fall auch theilt es ſich. Iſt ſein Zwekk ein beſtimmter: ſo wird er für dieſen theils unmittelbar handeln und theils für ihn erziehen; iſt er aber zwekkmäßig ganz allgemein: ſo wird er unter anderem auch unmittelbar erziehen, nächſtdem aber beſonders die Erzieher erziehen. So daß immer wieder, und ohne ſonderliche Rükkſicht auf den Inhalt des Staatszwekkes, alles ankommt auf das Maaß, in welchem die Erziehung ſein Geſchäft werden kann oder nicht.

Um aber hier alles Mißverſtändniß zu vermeiden, müſſen wir uns wenigſtens erinnern, daß der Staat, ſein Zwekk ſei

auch welcher er wolle, eine Geſellſchaft ſei von Regierern und regierten, ſeien es auch dieſelben und jeder nur in dem einen Act Obrigkeit und in dem andern Unterthan, aber ohne dieſe Form gänzlich iſt kein Staat, und man kann nur von demjenigen ſagen, daß der Staat es thue, was durch dieſe Form hindurchgeht. Darüber alſo, daß das Erziehen eine gemeinſame und öffentliche Angelegenheit ſei im Staat, kann wol überall kein Zweifel ſein nach dem obigen; aber wir werden nur im eigentlichen Sinne ſagen, daß der Staat erzieht, wenn entweder die Maaßregeln und Weiſen der Erziehung zwar zunächſt im Volk ihren Grund und Urſprung haben, aber von der Regierung entweder modificirt oder ſanctionirt werden, und ſie über deren Ausführung wacht, oder noch mehr, wenn ſie von der Regierung ſelbſt ausgehen und vom Volke nur angenommen und ausgeführt werden. Nicht aber jedesmal, wenn im Volk eine gemeinſame oder auch öffentliche Erziehung ſtattfindet, von der aber die Regierung weiter keine Kenntniß nimmt, darf man ſagen, der Staat erziehe, auch nicht wenn die Regierung nur über das Was in Sachen der Erziehung diejenige Aufſicht führt, wie z. B. auch eine proteſtantiſche Regierung über die katholiſche Kirche in ihrem Lande ausübt, ſondern dann erziehen immer nur die regierten, die dann für den Staat nur als einzelne daſtehen, wie feſt ſie auch durch Sitte und öffentliche Meinung an eine gemeinſame Weiſe mögen gebunden ſein. Damit wir nun das Maaß finden, in welchem in dieſem Sinne dem Staate die Erziehung zuſteht, ſcheint das rathſamſte, daß wir zuſammenhalten den Zuſtand eines Volkes ehe es Staat geworden iſt mit ſeinem Zuſtande unter der Form des Staates, und daß wir fragen, ob ſich denn und was in Bezug auf die Erziehung dadurch ändere, daß in dem Volke nun der Gegenſaz von Obrigkeit und Unterthanen herausgetreten iſt. Und es ſcheint wirklich hiebei alles auf die Weiſe und die Bedingungen dieſer Veränderung anzukommen, die Frage hingegen, wie man den Staatszwekk zu denken habe, und wie in dem einen Staate dieſer in

dem andern jener Theil deſſelben mehr hervortrete, dieſe ſcheint mehr auf die verſchiedenen Grundſäze zu führen, nach denen die Erziehung gleichviel ob vom Volke oder vom Staat wird geleitet werden, als auf den Umfang, in welchem der Staat als ſolcher ſich ihrer annehmen wird.

Es iſt nicht meine Abſicht auf einen erdachten Naturſtand zurükkzugehen, mag er nun ein feindſeliger ſein oder nicht, ſondern nur auf denjenigen, der uns als unmittelbar an den eigentlichen bürgerlichen Zuſtand grenzend wirklich in der Geſchichte gegeben iſt, nämlich auf den Zuſtand, da mehrere Familien ohne beſtimmte Form einer Verfaſſung ein ſehr ähnliches Leben bei einander leben, mit einem allgemeinen Namen auf den Zuſtand der Horde. Auch in dieſem Zuſtande laſſen ſich ſchon ſehr verſchiedene Stufen der Bildung denken, und nach Maaßgabe derſelben eine feſtere und zuſammengeſeztere Sitte oder eine loſere und einfachere. In dieſer ſind ausgedrükkt die ſchon gegebenen Regungen des ſittlichen und religiöſen Gefühls; in dieſer erhalten ſich die Uebungen und Fertigkeiten, welche zu der der Horde eignen Erwerbsweiſe gehören. In dieſer Sitte wächſt dann auch auf und übt ſich die Jugend, und wird alſo, wer wollte es anders ſagen? wirklich erzogen. Leben die Menſchen wie im dürftigen Klima die Grönländer und ihre Verwandten mehr nur neben einander: ſo wird auch die Erziehung mehr der Privaterziehung gleichen. Giebt es dagegen ſchon ein gemeinſames Leben mit einander und durch einander: ſo wird auch jenes Analogon von Erziehung dieſen Charakter annehmen und mehr einer öffentlichen Erziehung gleichen. So daß wir jenen Gegenſaz ſchon jenſeit des Staates verfolgen können, und er alſo nicht erſt durch dieſen entſteht. Wenn nun eine ſolche Horde ſchon lange patriarchaliſche Häupter gehabt, wenn ſie ſchon bisweilen vorübergehend im Kriege oder bei Verhandlungen mit anderen Stämmen unter ſtrengeren Formen geſtanden hat, und dieſe ſich nun auf die einfachſte Weiſe in ihr feſtſezen und conſolidiren, ſo daß ſie von nun an für ſich einen kleinen Staat bildet, gleichviel

unter welcher von den drei Formen er vorzüglich ſteht, ohne daß ſie ihre Lebensweiſe ändert oder ihre Zwekke ausdehnt: was iſt für ein Grund, daß die neu entſtandene Regierung ſich ſollte der Erziehung annehmen? Es wäre dies eine Willkühr, die in dieſem Zuſtande nicht denkbar iſt. Denn auch das iſt nicht denkbar, ſelbſt wenn Reibungen entſtehen und innere Unruhen, daß ein einzelner nun aus dem Geleiſe der Sitte weichen und ſeinen Kindern eine Richtung geben ſollte, welche gegen den Sinn und Geiſt des ganzen anginge. Wenn alſo nicht ein fremdartiges Element hinzukommt, wird alles im vorigen Gange bleiben, und die Erziehung wird daran, daß die Geſellſchaft die Form der bürgerlichen angenommen hat, keinen unmittelbaren Antheil nehmen. Sowol der Charakter der Erziehung wird derſelbe bleiben, als auch die Rechte der Eltern über ihre Kinder. Aus dieſer einfachen Betrachtung ſcheint zweierlei zu folgen. Einmal, und dies iſt der Hauptſaz auf welchem alles folgende ruht, da Sitten und Gebräuche in einem Volk überall älter ſind als die Verfaſſung, kann auch dasjenige in der Erziehung, was auf der Sitte ruht, nie, auch in einem folgenden Zuſtande eben ſo wenig als in dieſem urſprünglichen, als von der Regierung ausgegangen und von ihr erzeugt angeſehen werden, ſondern dieſes iſt wol überall auch in ſeinen allmähligen Umwandlungen das unbewußte Erzeugniß freilich nicht der einzelnen als ſolcher, auch nicht der weiſeſten und kunſtverſtändigſten, denn auch dieſe können nur allmählig und durch einen unmerklichen Einfluß daran rühren, auch nicht das Erzeugniß des iſolirenden Privatlebens, ſondern das gemeinſame aber freie und nur in freier Gemeinſamkeit gedeihende unbewußte Erzeugniß des Volkes. Die Regierung kann es im beſten Falle beſchüzen und ſanctioniren, wenn hiezu ein Bedürfniß entſteht, ſie kann im ſchlimmſten Falle dagegen kämpfen und es zu unterdrücken ſuchen, aber herbeiführen kann ſie es nicht. Wenn man nun ſagt, die Erziehung ſei eigentlich nur die natürliche Aeußerung des Selbſterhaltungstriebes der Gemeinheit: ſo iſt damit grade dieſes

in der Sitte begründete ſich auf ſie beziehende Moment der Erziehung gemeint, und was hier thätig iſt, iſt alſo der Selbſterhaltungstrieb des Volkes abgeſehen von ſeiner Verfaſſung, nicht der Selbſterhaltungstrieb des Staates und der Regierung. Der Beweis hiezu findet ſich überall, wo ohnerachtet vieler Wechſel in der Verfaſſung das Weſen der öffentlichen Erziehung lange Zeit daſſelbe geblieben iſt, und wo ohnerachtet die Verfaſſung ungeändert dieſelbe blieb die Maximen und Formen der Erziehung ſich allmählig geändert haben. Zweitens ſcheint zu folgen, daß wenn ein Volk, nachdem es dieſen urſprünglichen Zuſtand verlaſſen hat, vielleicht durch harte Schikkſale und ſchwere Kämpfe hindurch wieder in einen ähnlichen zurükkehrt, ich meine zu einer durchgreifenden und die zufälligen Abweichungen beherrſchenden ſeine eigenthümliche Natur ausdrükkenden Sitte, und zu einer nach Verhältniß ſeines Umfanges genaueren oder weiteren Gleichförmigkeit gemeinſamer Bildung: alsdann auch keine Urſache mehr vorhanden iſt, warum die Regierung einen thätigen Antheil an der Erziehung nehmen ſollte; ſondern dann wird ihr höchſtens übrig bleiben durch die Sicherheit, welche ſie der Erziehungsthätigkeit des Volkes gewährt und durch die behütende Aufſicht, welche ſie darüber führt, ihre Beiſtimmung zu erkennen zu geben. Weder jene urſprüngliche noch dieſe wiedererlangte Gleichheit wird eine abſolute ſein, ſondern nach größerem Maaßſtabe bei der lezten, nach kleinerem bei der erſten wird ſich die Differenz gemeiner und edler Naturen offenbaren. Allein je conſtanter und bedeutender dieſe Unterſchiede ſind, um ſo mehr wird von ſelbſt durch das bloße Princip der Cohärenz, wie es auch vor dem Staate waltet, das gleichere ſich anziehn, und es werden ſich verſchiedene Kreiſe bilden mit einer relativ eigenthümlichen Sitte, welche hindern wird, daß in der Gemeinſchaft mit den geringeren die edleren untergehen. So wie auf der andern Seite das vorausgeſezte herrſchende Princip der Gleichheit verurſachen muß, daß das gemeinere von dem höheren immer befruchtet wird, und nicht unter die Fähigkeit der Gemeinſchaft herun-

terſinkt. Bei dieſer Verkettung des allgemeinen und des beſonderen in Sitte und Bildung kann denn auch die Erziehung ohne Schaden ungeſtört fortgehn. Was hat denn nun den Platon bewogen, der ohngefähr dieſen Fall vorausſezt, eine merkliche angeborene aber doch nicht ſtreng angeerbte und alſo nicht ſpecifiſche Differenz ſeiner Bürger, was hat ihn bewogen dennoch dem Staat die Erziehung nicht nur ganz in die Hand zu geben, ſondern ſie auch zum ſtärkſten Motiv für denſelben zu machen, in einem Grade wie es ein pädagogiſches Regale nie gegeben hat und nie geben kann? Er hat offenbar ein Mittel geſucht, aber nur ein unausführbares und alſo ſchlechtes herausgegriffen gegen das Verderben ſeiner vaterländiſchen Demokratien und Ariſtokratien, deren jene mit demſelben Eigenſinn wie die Deſpotien oft ganz gemeine Menſchen auf eine Stelle emporheben, die ihnen nie gebühren kann, die lezten aber die äußere Dignität noch feſthalten wollen, wenn die innere längſt erſtorben iſt, und der herrſchende Stamm ſeine urſprünglichen Vorzüge längſt verloren. Indem der große Mann bei der Idee des Staats beide Gebrechen zugleich heilen will, hat ihn ſeine Conſtruction auf dieſen Punkt geführt.

Sezen wir nun einen anderen Fall, die Horde nämlich gehe nicht durch ſich ſelbſt und nicht in ſich ſelbſt zur bürgerlichen Geſellſchaft über, ſondern ergreife ſelbſt eine andere oder werde von einer andern ergriffen, und es entſtehe ein Staat aus zwei früheren Gemeinheiten auf ungleiche Weiſe, ſo nämlich, daß die eine Horde die herrſchende werde und die andere die dienende, welcher Fall auch diejenigen unter ſich begreift, daß eine von beiden ſchon vorher eine bürgerliche Verfaſſung für ſich gehabt habe: wie wird es dann mit der Erziehung werden? Offenbar kann dann nur in einem Falle alles im alten Gange bleiben; wenn nämlich der herrſchende Stamm auch von Natur oder durch bildendere Schikkſale der edlere in edlerer Sitte gelebt und ſeine Jugend zu derſelben erzogen hat, der unterworfene hingegen zurükkſtehend hinter jenem roher und ungebildeter erſcheint,

und indem er ſeiner Sitte gemäß zu gleichem Zuſtande ſeine Jugend erzieht keine Beſorgniß erregt, daß der Eindrukk der Ungleichheit zwiſchen beiden Theilen verſchwinden könne. Wozu noch kommen muß, daß der ſiegende Stamm den unterworfenen auch bei ſeiner Lebensweiſe läßt, ihn von ſeinem Boden und aus ſeinen Gewerben nicht vertreibt, ſondern ihn auf dieſelbe Weiſe wie vorher, nur zu des Siegers Nuzen, fortleben läßt. In dieſem und wie es ſcheint auch in dieſem einzigen Falle wird nach einer ſolchen Zuſammenſchmelzung jeder Theil ſeine bisherige Erziehungsweiſe behalten, und alſo auch ohne weitere Dazwiſchenkunft der Regierung wie vorher fortſezen können. Nur daß dieſe jede Neigung der überwundenen, ſich in die Sitten der Sieger einzuſchleichen und ihre Erziehung nachahmend ihnen ihre höheren Vorzüge zu entwenden, eiferſüchtig bewachen wird. So lange nämlich wird alles ſo bleiben, als auch die Regierung das Verhältniß beider Theile im Staat gegen einander nicht zu ändern geſonnen iſt. Will ſie aber dieſes, oder ſind die Verhältniſſe beider Theile von vorn herein nicht völlig ſo beſtimmt: ſo wird zum Behuf einer ſolchen heterogenen Zuſammenſchmelzung auch das Erziehungsweſen umgewälzt werden müſſen, und dieſe Umwälzung kann dann nur von der Regierung ausgehen, ſo daß die Erziehung dann in ſo weit Sache des Staates werden muß.

Nämlich wenn entweder urſprünglich der unterworfene Stamm eine zu edle Sitte und Bildung hatte für die Lage, in die er bei der Zuſammenſchmelzung herabgeſtürzt wird, oder wenn er ſich allmählig nach langer Zeit dem herrſchenden genähert hat und zu beſorgen ſteht, er werde bald an Sitte und Bildung von dieſem nicht mehr zu unterſcheiden ſein, in dieſen Fällen wird der Staat in die Erziehung dieſes Stammes gewaltthätig aber zerſtörend eingreifen; er wird deſſen Sitte auflöſen und die Erziehung unter das Geſez ſtellen, wodurch ſchon großentheils das innere Leben verloren geht und mit beſchleunigter Geſchwindigkeit die Neigung wächſt ſich bei einer mechaniſchen Behandlung zu beruhigen. Es kann auch ſein, daß der herrſchende Stamm

allmählig ſinkt aus gewohnter Trägheit derer, welche andere für ſich arbeiten laſſen, und dann kann es geſchehen, daß unter andern künſtlichen Mitteln ihn in ſeiner urſprünglichen Stellung zu erhalten der Staat auch in die Erziehung deſſelben eingreift. Wie aber? Gegenüber einem unterworfenen Stamme, der im Begriff iſt ſich zu heben, wird dies von einer Regierung, die ſelbſt dem herrſchenden Stamme angehört, ſchwerlich auf die rechte Weiſe geſchehen. Denn das Princip eines ſolchen Staates kann nicht ſchlimmer gefährdet werden, als wenn der Eindrukk eines Wetteifers zwiſchen beiden Ständen entſteht. Alſo anſtatt der verfallenen Sitte und Bildung wieder aufzuhelfen, wozu auch im ganzen wenig Hoffnung iſt, wird man durch die künſtliche Erziehung ſuchen dem geſunkenen Stande neue Vorzüge zu verſchaffen, welche der ſich hebende weniger geeignet iſt ſich zu erwerben. Ich will nicht ſagen, es folge ſtreng, aber die Erfahrung lehrt es, und ſo iſt es auch leicht zu begreifen, daß dieſe Vorzüge dann vorzüglich geſucht werden in der Einpfropfung irgend eines fremden, das ſich in dem allgemeinen Verkehr der Staaten grade geltend gemacht hat; denn der herrſchende Stand, welcher den ganzen Staat nach außen repräſentirt, iſt ausſchließend geeignet hiermit zu prunken. Dies iſt die eine Art, wie das fremde in die Erziehung kommt durch die Beſtrebungen einer ariſtokratiſirenden Regierung, ſie mag nun hiebei mehr als Geſezgebung wirken oder mehr als Hof; und dieſes iſt der zerſtörende Beruf des ariſtokratiſchen Staates in der Erziehung. Kommt aber beides in Einem Moment zuſammen, Unterdrükkung des unteren Standes durch die Erziehung und falſche künſtliche Hebung des oberen: ſo iſt das Verderben vollendet, und nur eine beſonders waltende Vorſehung kann verhüten, daß entweder gänzliche Auflöſung erfolge oder gewaltſame Reaction. Denn durch Störung des naturgemäßen Erziehungsganges wird ein Volk in ſeinen innerſten Tiefen erſchüttert.

Es kann aber auch geſchehen, wenigſtens wollen wir den Fall ſezen, daß die Regierung eines ſolchen Staates ſich von

ihrem urſprünglichen Verhältniß der Angehörigkeit an deſſen obe= ren Stand losmacht und den Staat als wahre Einheit, was er eigentlich noch gar nicht war, ins Auge faßt. Sie ſtrebt dann danach, ohne jedoch zu revolutioniren, daß ſie beide Stände ein= ander nähere, und, indem ſie dem unteren weitere Schranken öff= net, ſeine Kräfte vielſeitiger für das ganze benuze und alles in ihm zur Reife bringe, wozu ſich die Fähigkeiten in dem bisheri= gen Zuſtande vorbereitet haben. Dieſes aber kann ſchwerlich ge= ſchehen, wenn nicht an beiden Enden zugleich angefangen wird, bei der eben mannhaften Generation, indem man ſie vorſichtig und ſteigend emancipirt, und bei der eben heranwachſenden, in= dem die Erziehung einen Charakter bekommt, der die bisherige beſchränkende Sitte weit hinter ſich läßt. Indem nun hiebei weder die urſprüngliche Sitte des Standes das eigentlich han= delnde Princip ſein kann, noch auch ſein allmähliges Emporſtre= ben, als welches ſich kein richtiges Ziel mit Bewußtſein vorzu= ſtekken vermag: ſo muß ein unmittelbares bildendes Eingreifen der Regierung eintreten. Dieſes nun iſt der Zeitpunkt, wo ein ſolcher Staat wirklich und nothwendigerweiſe erzieht, ja wo man ſagen darf, daß es ihm nur wohlgehen kann, wenn um einen platoniſchen Spruch zu parodiren die Regenten erziehen oder die Erzieher regieren, und an wen lieber als an dieſe ſollten auch wol die Philoſophen den Anſpruch abtreten, den ſie ſelbſt nicht durchführen können. Denn man kann mit Wahrheit ſagen, auf dieſem Uebergangspunkt von ariſtokratiſcher Zweiheit zu wahrhaf= ter Einheit, die dann immer wenn es auch in der äußeren Form minder heraustritt dennoch ſich monarchiſch geſtaltet, iſt das Er= ziehen die Hauptſache und ſelbſt wichtiger als das richtige Ver= fahren bei der allmähligen Eröffnung der inneren Schranken; denn wenn hiebei etwas verſehen iſt: ſo wird die Erziehung es leicht wieder gut machen durch die Maſſe von berichtigenden Einſichten, die ſie entwikkelt. Hat man aber im pädagogiſchen Prozeß einen unrichtigen Weg eingeſchlagen: ſo können dadurch die beſten und richtigſten Maaßregeln der innern Verwaltung nur

unwirkſam gemacht und gleichſam Lügen geſtraft werden. Ich möchte noch hinzufügen, hat die Regierung in dieſem Sinne einmal angefangen zu erziehen: ſo darf ſie auch nicht eher aufhören, bis jener Zuſtand einer Einheit der Sitte und einer gleichnamigen Bildungsſtufe dem Weſen nach beide Stände mit einander vereint, ſonſt möchte ſie das Volk in einem Zuſtande von Verwirrung und Rathloſigkeit ſich ſelbſt überlaſſen, und das zweite Uebel könnte ärger werden denn das erſte.

Einige Folgerungen aus dem eben dargeſtellten kann ich nicht übergehen. Große Aehnlichkeit mit dem Verhältniß zweier ſolcher urſprünglich ungleichartiger Stämme hat in unſern Verfaſſungen das Verhältniß des Adels zum Bürgerſtande. Sollte man nicht ſagen können, daß eigentlich die Ausgleichung zwiſchen beiden mit Sicherheit da beginne, wo beide an demſelben Erziehungsſyſtem theilnehmen, und in keiner Beziehung mehr beſondere Anſtalten getroffen werden einen auszeichnenden Charakter des Adels in dem heranwachſenden Geſchlecht weder durch eigne öffentliche Bildungsanſtalten noch durch Ausſchließung von den nur für den Bürgerſtand geſtifteten hervorzurufen? Der erſte Grund aber zu dieſer Vereinigung wird wol weniger durch die Regierung gelegt, als dadurch, daß die Kirche und der allmählig aus dieſer hervorgehende wiſſenſchaftliche Verein von dem politiſchen Unterſchiede beider Stände keine Notiz nehmen. Zweitens ſcheint zu folgen, daß wenn irgendwo eine Regierung die Erziehung des ganzen Volkes nach einer ſolchen Maxime verwaltet, wie die ariſtokratiſche Regierung die des niederen Standes, wenn ſie fürchtet, er werde dem höheren zu Kopfe wachſen, oder auch wenn ſie ihn ſucht in neue außer ſeiner urſprünglichen Lebensweiſe liegende Bahnen zu führen, ohne ihn dennoch höher zu erheben, lediglich ſeiner Nuzbarkeit halber: ſo iſt ſie für vollkommen tyranniſch zu halten dem Geiſte nach. Drittens wenn jemals eine Regierung das ganze Volk ſo behandelt, wie jene ariſtokratiſche den höheren Stand, nachdem er in ſich ſelbſt einzuſinken angefangen, alſo wenn ſie pädagogiſch am Volke

künſtelt und ſchnizelt und ihm fremdes einimpft: ſo will ſie einer gewiſſen allgemeinen Tauglichkeit für die Welt zu Liebe ſeine Eigenthümlichkeit verfallen laſſen und verräth wenig Vertrauen zur Sicherheit ſeines Beſtehens. Oder wenn gar ein Volk ſich ſelbſt überlaſſen dieſen Weg in der Erziehung einſchlägt, ſo daß die Volksbildung nicht mehr durch eine herrſchende Sitte in einer gewiſſen Gleichförmigkeit erhalten wird, ſondern in eine chaotiſche Maſſe von Zufälligkeiten und Willkührlichkeiten zerfällt: ſo leidet das Leben des Volkes in ſeiner innerſten Wurzel, und der tiefſte Verfall iſt unmittelbar vorauszuſehen oder eigentlich ingeheim ſchon vorhanden, und wird durch Erziehungskünſteleien, die doch kein dauerndes ſich ſelbſt reproducirendes Leben bekommen, weder verhindert noch gehemmt, ſondern nur prächtiger zur Schau getragen werden.

Nun iſt noch übrig von der größten Form des Staates zu reden, denn die bisher genannten ſind immer nur kleine, wenn nämlich ein Staat im großen Styl ſich bildet plözlich oder allmählig, indem er eine Menge von einzelnen Stämmen, mögen ſie ſchon eine Verfaſſung gehabt haben oder nicht, in Ein großes ganzes zuſammenfaßt. Iſt die erſte Erſchütterung überſtanden: ſo ſucht denn doch jeder Stamm ſein eigenthümliches Daſein wieder, das Inbegriffenſein in die große Einheit geſtaltet ſich ihm nur zu einer äußern Relation, die alte Sitte und Weiſe behauptet ihr Recht überall, wo ſie nicht durch die nur als äußere gefühlte Gewalt gehemmt wird. In der Sitte hat die Erziehung ihren Halt und reproducirt alſo mit wenigen Abweichungen noch immer das alte abgeſonderte beſchränkte Leben des einzelnen Stammes ohne die Einheit des großen ganzen in ſich aufzunehmen. Der Staat iſt ſo lange eigentlich nur nach außen hin eine Einheit, nach innen aber eben ſo wenig als jener ariſtokratiſche Staat, ſondern nur eine noch zuſammengeſeztere Vielheit. Es kann nun lange Zeit gehen, zumal bei einfachen politiſchen Verhältniſſen, daß die verſchiedenen Theile des Staates nur ein Aggregat bilden und unter ſich faſt eben ſo viel

Eiferſucht haben als gegen einzelne Theile anderer ähnlicher Staaten. So lange hat auch die Regierung eben ſo wenig Urſache ſich in die Erziehung zu mengen, als wenn ſie nur mit einem einzelnen dieſer Theile zu thun hätte. Aber früher oder ſpäter wird eine Zeit kommen, wo ſie es fühlen wird, daß es nothwendig iſt die Vielheit in eine wahre Einheit umzuprägen, jedem organiſchen Theile das Gefühl des ganzen lebendig einzubilden und dieſem Gefühl das des eigenthümlichen Daſeins unterzuordnen, damit nicht die Liebe zum Stamm und zum Gaue der Liebe zum Vaterlande und zum Volke entgegenſtrebe. Wie vielerlei Mittel ihr nun auch hiezu zu Gebote ſtehen, um die erwachſene Generation zu bearbeiten, ſie wird ſich doch getrieben fühlen das Werk zugleich bei der heranwachſenden zu beginnen, weil ſie ſonſt über dem immer zu erneuernden Gebrauch jener Mittel niemals zum Ziel wirklich kommen kann. Nun alſo beginnt ſie ſich der Erziehung anzunehmen und auf dieſelbe poſitiv einzuwirken, um die einzelnen Theile einander näher zu bringen, damit ſie eben ſo zu einem Gefühl ihrer Identität mit dem ganzen kommen, wie die einzelnen Glieder des Stammes auf dieſelbe Weiſe das Gefühl ihrer Identität mit dieſem haben und immer wieder aufs neue empfangen. Es iſt auch klar, daß die kleinere Einheit ſich dieſes Gefühl der höheren nicht aus ſich ſelbſt geben kann, ſondern daß es ihr von der höheren kommen und dieſe ſich ihr gleichſam innerlich offenbaren muß. Dies muß alſo ein Werk der Regierung ſein, welche in einem ſolchen Staate von vorn herein das Gefühl der Einheit des ganzen ausſchließend hat und es erſt allmählig mittheilen kann, und der Staat kann unter dieſen Umſtänden die Erziehung auch nicht in den Händen der Kirche laſſen, welche ihr Beſtreben die Menſchen zu einer höheren geiſtigen Einheit zu verbinden an das perſönliche Gefühl des einzelnen und an das allgemeinſte Gefühl der menſchlichen Natur anknüpft, ohne an der Bildung einer größeren Nationaleinheit einen entſchiedenen Antheil zu nehmen. Eben ſo klar iſt, daß man nicht ſagen kann, dieſes Gefühl ſei im Volke, wenn es

auch in allen einzelnen wäre, ſich aber nicht fortpflanzte. Es muß alſo zunächſt in der Erziehung ſein, und indem es in die erſte Periode der Erziehung zurükkgeht, worin beide Geſchlechter nicht getrennt ſind, kann es ſich allmählig in ein angeborenes verwandeln. Hat es ſich aber erſt als ein ſolches bewährt: ſo iſt auch kein Grund, warum die Regierung länger ſollte die Erziehung, die doch von Natur nicht ihr Geſchäft iſt, dazu machen, und ſie nicht vielmehr in die Hände des Volkes zurükkgeben. Und ſo kommen wir auch hier wieder auf die erſte Annahme zurükk, und finden mit dem Grunde für dieſen Beruf des Staates auch zugleich die Grenze deſſelben.

Dieſes alſo iſt meine Antwort auf die Frage, Wie kommt der Staat rechtmäßigerweiſe dazu einen thätigen Antheil an der Erziehung des Volkes zu nehmen? Dann nämlich und nur dann, wenn es darauf ankommt eine höhere Potenz der Gemeinſchaft und des Bewußtſeins derſelben zu ſtiften. Alle andern Motive ſind entweder verderblich — und die Regierung ſezt ſich dann in Streit mit der natürlichen Entwikklung des Volkes, wie in den vorher aufgeführten Fällen — oder ſie ſind unhaltbar. Deren ſind freilich viele beigebracht worden und könnten noch angeführt werden, wenn es lohnen könnte willkührliche Einfälle zu prüfen, welche immer nur in den Köpfen der Theoretiker geweſen ſind, niemals aber die handelnden Perſonen wirklich geleitet haben. Nur die Frage verdiente noch Berükkſichtigung, Wie kann der Staat, wenn er an der Grenze ſeines Berufes angekommen iſt, die Erziehung, die er ſo lange verwaltet hat, in die Hände des Volkes zurükkgeben, ohne wenigſtens vorübergehend eine Art von Auflöſung und Verwirrung zu verurſachen, und wie ſoll ſich überhaupt nach dieſer Zurükkgabe die Erziehung geſtalten? Offenbar kann ſie nie wieder eine Privaterziehung werden. Dieſe muß vielmehr, wenn man nämlich von den Söhnen redet, welche einſt mit dem Staate zu thun haben, nicht von den Töchtern, welche immer nur dem Hauſe anheimfallen, aber von Privaterziehung der Söhne kann, wenn ein wahres Volksgefühl

wirklich lebendig geworden iſt, nicht mehr die Rede ſein, da eine ſolche nur Willkühr ausbrütet und nur in der Sehnſucht nach Willkühr oder in dem Mangel an Gemeinſinn ihren Urſprung hat. Alſo eine öffentliche Erziehung wird ſie unter den Betrieb und die Leitung des Volkes ſelbſt geſtellt und durch den in demſelben herrſchenden gleichen Sinn in Gleichheit gehalten. Es kann aber ein großer Staat von der Art wie wir zulezt betrachtet haben auf der Stufe, auf die er eben durch die pädagogiſche Thätigkeit der Regierung gekommen iſt, nicht beſtehn unter andern ohne eine Communalverfaſſung, welches ſchon der Augenſchein lehrt, auszuführen hier aber nicht der Ort iſt. An dieſe alſo, die durch ihre Gemeinſchaft mit der Kirche und mit dem wiſſenſchaftlichen Verein, deſſen Glieder durch ſie zerſtreut ſind, auch intellectuell belebt wird, geht die Erziehung über und bleibt ſo auch mit der Regierung in dem indirecten Zuſammenhang, in welchem alles was das Volk betrifft mit ihr ſtehen muß, nur daß diejenigen, die ihn vermitteln, nicht mehr eigentlich als Staatsbehörde ſondern nur die einen als Vertreter des Volkes bei der Regierung, die andern als Vertreter der Regierung beim Volke anzuſehen ſind. Auf dieſe Weiſe behält auch die Regierung in ihrer Gewalt dieſen Uebergang, für den ſich doch kein Augenblikk als der einzig richtige nachweiſen läßt, allmählig zu veranſtalten, und eben dadurch aller Verwirrung vorzubeugen. — Intereſſante Unterſuchungen hiſtoriſcher Art knüpfen ſich hieran, wie nämlich und warum überhaupt hier mehr dort weniger Gewicht auf die Erziehung gelegt wird, ohne daß die Reſultate bedeutend verſchieden wären; wie und warum ein Staat eine lange ein anderer eine kurze Periode eigentlicher pädagogiſcher Geſezgebung und Verwaltung des Erziehungsweſens durch die Regierung gehabt hat, und ob und wie dieſes mit einer mehr ruhigen oder mehr ſtürmiſchen Entwikklung des ganzen politiſchen Daſeins zuſammenhängt. Dieſe Unterſuchungen aber muß ich zur Seite liegen laſſen, indem ich nicht einmal diejenige für jezt ausführen kann, welche mir eigentlich noch obliegt.

Ich ſollte nämlich nun noch von dem Begriff der Erziehung ausgehend eben ſo zeigen, ob und wie denn ſie vermöge ihrer Natur in den Staat hineinfällt, wie ich an der natürlichen Geſchichte des Staats gezeigt habe, weshalb und in wiefern die Regierung ſich des Erziehens anmaaßt. Dieſe Unterſuchung würde erſt dem Reſultat der vorigen ſeinen rechten Inhalt geben und uns zeigen, was denn nun der Staat inſofern ihm das Erziehen obliegt zu thun, und wie er zu Werke zu gehn habe. Allein anſtatt dieſes zu gleicher Länge mit dem vorigen auszuſpinnen will ich Zeit und Geduld ſchonen und mich nur auf einige Grundſtriche beſchränken, aus denen das andere leicht abzunehmen ſein wird. Zum Glükk nämlich glaube ich, daß ich mich auch hier der ſchwierigen Frage überheben kann, was die Erziehung ſei, deren Beantwortung ja zugleich die Grundzüge eines pädagogiſchen Syſtems enthalten müßte. Denn da wir die Sache nur in Beziehung auf den Staat betrachten: ſo kann ich davon kommen mit einer oben abgeſchöpften Beſchreibung der Seite der Erziehung, welche dem Staat zugewendet iſt. Wenn ich mich nun auf dieſen Punkt ſtelle: ſo ſehe ich aus folgendem, daß es bei der Erziehung vornämlich auf dieſes beides ankomme. Iſt nämlich die Erziehung vollendet: ſo wird der Menſch abgeliefert an den Staat als deſſen Bürger, das heißt er ſoll tüchtig ſein als lebendiger organiſcher Beſtandtheil des ganzen zu handeln und irgend eine beſtimmte Stelle in demſelben einzunehmen. Der Staat aber, um als chriſtlicher Bürger eines chriſtlichen Staates zu reden, verlangte bis noch vor kurzem wenigſtens, daß zuvor die chriſtliche Kirche ihn als ihr Mitglied ſollte angenommen haben, und der Erzieher mußte auch dieſes präſtiren, wobei zugleich ſtillſchweigend bedungen wurde, daß er in allen Geſchäften des Staates als Bürger keines Dolmetſchers bedürfe ſondern bei der Sprache des Landes und alſo auch für ſein Theil bei der darin niedergelegten Form und Maſſe des Denkens hergekommen ſei. Hat nun der Erzieher dieſes erwieſen, und iſt ſein Zögling angenommen worden: ſo kehrt er ſich um

zu der rein menſchlichen Geſellſchaft im Staat, und in dem Maaß als er ſelbſt ſein Werk für gelungen hält und ſich etwas darauf zu gute thut empfiehlt er dieſer ſeinen Zögling als eine anmuthig ausgeſtattete eigenthümliche Natur im Beſiz alles deſſen, was in der Geſellſchaft geachtet werde, und zwar auf eine eigenthümliche Weiſe. Hieraus nun wie dieſes täglich geſchieht und übereinſtimmend, wie ſehr man ſich über die Erziehung auch ſtreite, ſehe ich, daß es auf zweierlei ankommt. Zuerſt nämlich, daß der Menſch gebildet werde zur Aehnlichkeit mit den großen Gemeinweſen, in denen er ſeinem natürlichen Schikkſal zufolge leben ſoll, von welcher Aehnlichkeit wie ihn die Erziehung beim Anfange ſeines Lebens übernimmt wenig an ihm zu ſehen iſt, ſondern ſie muß hineingebildet werden oder herausgelokkt. Dann aber kommt es auch noch darauf an, daß er nicht nur äußerlich ein anderer ſei als jeder andere, ſondern ohnerachtet jener Aehnlichkeit auch innerlich, und ſo in ſich ſelbſt Eins und untheilbar und nur ſich ſelbſt gleich, ganz anders wie die Erziehung ihn empfing als eine weiche und unbeſtimmte Maſſe, in der ſich nur allgemeine Regungen unterſcheiden ließen. Dieſes beides nun leiſtet freilich die Eine und ſelbe Erziehung, aber es ſcheinen mir doch ihrer zwei Seiten zu ſein. Und ſo wird wol auch dieſes wahr ſein, daß wer in der Ausübung der einen begriffen iſt ſich über die andere tröſtet, welches am beſten geſchieht durch die Vorſtellung des angebornen. Wer nämlich auf die Entwikklung des freien eigenthümlichen der Natur ausgeht, der wird ſich tröſten, daß die Aehnlichkeit mit dem Volk und den Glaubensgenoſſen dem Menſchen angeboren ſei und ſich ſchon von ſelbſt mit entwikkeln werde. Und woran ſollte ſich auch wol das eigenthümliche zeigen wenn nicht an einem gemeinſamen, denn an nichts kann es ſich nicht zeigen. Wer hingegen auf die Hineinbildung des Menſchen in den Staat und die Kirche ausgeht, der ſezt voraus, jedem ſei ſeine eigenthümliche Natur angeboren und werde ſich ſchon mit entwikkeln. Beides ſcheint mir völlig wahr, und ich meine, jedes wird nur dadurch falſch, wenn einer glaubt

das andere ſei nicht wahr, und deshalb ganz einſeitig wird in ſeiner Erziehung. Aber wie ſtehen nun dieſe beiden Seiten der Erziehung gegen den Staat? Betrachten wir zuerſt einen Staat, der noch eine ariſtokratiſche Phyſiognomie hat: ſo iſt der höhere Stand derjenige, der ganz vorzüglich berechtigt iſt zu dem Vertrauen, daß ihm die Idee des Staates angeboren ſei, und der alſo auf die Ausbildung der Eigenthümlichkeit ausgeht. Derſelben Meinung nun iſt die Regierung auch, und läßt alſo den ganz frei, der nach ihrem Sinne handelt. Daher auch in ſolchem Staat, ſo lange er ein wahres oder falſches Gefühl von Geſundheit hat, die Regierung ſich um die Ausbildung ihres Adels wenig kümmert. Der niedere Stand hingegen ſtrebt in dem Gefühl, daß ſein Schikkſal ihm doch angeboren ſei, ſeine Jugend dem Staat anzubilden und ſie ihm dadurch zu empfehlen. So wird denn die Jugend zeitig in die Mannigfaltigkeit der Gewerbe vertheilt, von denen bei ſolcher Ehrfurcht für den Staat auch Künſte und Wiſſenſchaften eines zu ſein ſcheinen, und in dieſem löblichen Beſtreben wird den ausgezeichnetſten Menſchen dieſes Standes eine eigenthümliche Ausbildung ihrer Natur nur als Zugabe ohne zu wiſſen wie, und ſie beſizen ſich ſelbſt in kindlicher und heiliger Unſchuld. Dies iſt die höchſte Glorie des Bürgerſtandes in dieſer ganzen Periode. Da aber nun diejenigen, welche ſo erziehen, im Namen des Staates handeln und zu ſeinem Vortheil: ſo muß auch die Regierung ſie im Auge halten, ob ſie auch treu handeln und ehrlich, und dies iſt der Anfang und Grund des untergeordneten behütenden Antheils, den die Regierung unter ſolchen Verhältniſſen an der Erziehung nimmt. Will ſie aber die Stände gleich machen und ordnet deshalb ſelbſt die Erziehung an: ſo kann ſie nicht von der Vorausſezung ausgehen, daß die Aehnlichkeit mit dem Staate ſchon angeboren ſei, denn ſonſt würde ſie unmittelbar nichts zu thun haben, ſondern ſie will eben dieſes Princip erſt erwekken und hineinbilden. Die von ihr geordnete Erziehung wird alſo eine bürgerliche ſein, die höhere Ausbildung der Eigenthümlichkeit

aber wird ſie entweder von ſelbſt kommen ſehen oder ſie den Bemühungen anderer überlaſſen. Die Eigenthümlichkeit entwikkelt ſich alſo entweder mit der allgemeinen Bildung zugleich und durch ſie, oder ſie entſteht als das Werk des übrigen Lebens und ſeiner mannigfaltigen Reibungen, oder ſie fällt der Privaterziehung anheim, in welche ſich dann um ſo mehr der pädagogiſche Dünkel flüchtet; denn nichts verleitet mehr zu leerer Selbſtgefälligkeit als die Einbildung dieſe zarteſte Blüte der Natur, mag ſie ſich nun als Genie in der Kunſt und Wiſſenſchaft oder als charakteriſtiſche Anmuth im Leben offenbaren, durch künſtliche Mittel hervorlokken und zeitigen zu können, ein Abweg, auf welchen die öffentliche Erziehung, eben weil ſie nur in großen Maſſen arbeitet, zum Glükk niemals verfallen kann.

Es wäre nun freilich noch mehreres auf dieſelbe Weiſe auszuführen, vornämlich wenn die Erziehung theils einen negativen Charakter hat, theils einen poſitiven, auf welcher von beiden Seiten der Beruf des Staates liegt; ferner wenn irgendwo der Unterricht von der Erziehung getrennt als Gewerbe auftritt, das einzelne treiben, ob auf dieſelbe Weiſe oder auf ganz andere eine Aufſicht des Staates darauf ſtattfindet, und ob dieſe aus demſelben Princip wie ſein Beruf zur Erziehung herfließt, welches leztere freilich beſonders unſern Gegenſtand ins Licht würde geſezt haben: allein ich muß dieſes, um die gewohnten Grenzen nicht zu weit zu überſchreiten, einem andern Ort aufſparen.

2.

Ueber die verſchiedene Geſtaltung der Staatsvertheidigung *).

So wenig dieſe Abhandlung ſich in das Gebiet des techniſchen verſteigen kann, ſo wenig iſt ihre Abſicht ein Ideal aufzuſtellen, ſondern ſie will nur die Differenzen ſelbſt, welche geſchichtlich ſtattgefunden haben und noch ſtattfinden, auf feſte Punkte zurükkführen und dadurch die Bedeutung der verſchiedenen Formen beſtimmen; woraus ſich dann ergiebt, in welcher Beziehung und welchem Umfang jede gut iſt. Differenzen aber kann man am beſten verſtehen, wo ſie am größten ſind, d. h. wo ſie als Gegenſäze auftreten, und daher ſcheint keine andere Methode zwekkmäßiger befolgt werden zu können, als die Differenzen, welche hier in Betracht kommen, auf Gegenſäze zurükkzuführen. Indem ſo jede auf die äußerſte Spize geſtellt wird, muß ſie freilich als unhaltbar oder wenigſtens als krankhaft erſcheinen, und alſo zuerſt immer von dem die Rede ſein, was nicht iſt oder nicht ſein ſoll, und das rechte zeigt ſich nur in den verſchiedenen Miſchungen entgegengeſezter äußerſten, das heißt als eine nur relative Geſundheit;

*) Geleſen in der Plenarſizung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 10. Auguſt 1820. J.

aber es folgt dennoch daraus nicht etwa, daß ſie nur entſtehen könne durch einen Sprung aus einem äußerſten in das entgegengeſezte, oder durch eine beſtändige Oſcillation zwiſchen beiden, ſondern durch eine urſprünglich zuſammengeſezte und temperirte Richtung.

Um nun die Hauptdifferenzen zu finden, müſſen wir den Kriegszuſtand ſelbſt betrachten ſeinem Inhalt nach und ſeiner Form nach.

Seinem Inhalt nach beſteht er weſentlich darin, daß die Kräfte des Staats ſich umbilden zu einer gegen die Kräfte eines anderen Staats wirkſamen Gewalt. Es wird alſo dadurch nach innen aufgehoben die Gewerbsthätigkeit der Staatsbürger, und es entſteht nach außen ſtatt des freundlichen Verkehrs mit dem bekriegten Staate ſelbſt eine ihn hemmende und aufhaltende Thätigkeit. Beides in verſchiedenem Maaß, welches aber nur verſtanden werden kann, wenn man das kleinſte und größte einander gegenüberſtellt.

Das Minimum von Aufhebung der Gewerbsthätigkeit durch den Krieg iſt offenbar, wenn ſie gleich Null zu ſezen iſt, d. h. wenn alle eigentlich thätigen Staatsbürger in ihrem Beruf bleiben, und dann muß die Vertheidigung geführt werden entweder durch berufsloſe Menſchen, welche zwar im Staate leben, aber in der friedlichen Nationalthätigkeit keine Stelle finden konnten oder wollten, durch Müßiggänger, oder durch Ausländer, die alſo daſſelbe waren in ihrem Staat. Da beide nun auch nicht angeſehen werden können als etwas beſizend: ſo ſind ſie nothwendig Söldner. Die Maxime daher, welche dieſem Syſtem zum Grunde liegt, iſt die, daß die Vertheidigung etwas iſt, was ſich die Bürger für Geld beſorgen laſſen. Es gehören daher alle Syſteme auf dieſe Seite, bei denen die Vertheidiger zwar Bürger ſind, aber nicht nach einer feſtſtehenden Ordnung als Repräſentanten des ganzen dazu beſtimmt, ſondern freiwillig alſo als einzelne ſich dieſes zum bleibenden oder vorübergehenden Beruf und Erwerbmittel erwählen.

Das Maximum der Aufhebung iſt, wenn ſie dem ganzen gleichzuſezen iſt, d. h. wenn alle Erwerbsthätigkeit aufhört, alſo alle thätigen Staatsbürger theils unmittelbar an der Vertheidigung theilnehmen, theils mittelbar auf die ihrem Beruf analogſte Weiſe nur für die Vertheidigung thätig ſind. In welchem Verhältniß nun auch das unmittelbare und mittelbare gemiſcht ſei, immer befindet ſich das ganze Volk im Aufſtand in Maſſe. Die Maxime iſt hier, daß die Vertheidigung eine Geſammtpflicht iſt, der jeder ſeinen im Ruheſtand ihm angewieſenen Beruf aufopfern und in welchem Grade dies geſchehen ſolle durch das Geſez muß beſtimmen laſſen.

Wir betrachten zuerſt dieſe beiden entgegengeſezten Zuſtände jeden für ſich. Die Vertheidigung durch Söldner, welche gleichviel wo, und gleichviel für jezt, ob nur im Augenblikk des Krieges oder beſtändig zum Behuf der Vertheidigung aufgeſtellt ſind — denn dieſe untergeordnete Differenz kann erſt an einem andern Ort zur Sprache kommen — beruht doch auf einer Unvollkommenheit; denn es ſoll ſolche nicht geben, die in der Volksthätigkeit keinen Plaz finden können oder wollen.

Wiſſen alſo der Staat ſelbſt und die umgebenden alle ihre Einwohner zu beſchäftigen, und fehlt es dieſen nicht am Willen: ſo wird dieſe Vertheidigungsform unmöglich. Sie beruht alſo nur darauf, daß in einem Staat oder einem Staatenſyſtem theils ein Ueberſchuß der Bevölkerung über die Cultur und Induſtrie ſei, theils die Verhältniſſe der Völker noch ſo wenig feſtgeſtellt, daß Ausſicht auf häufige Kriege es möglich macht den Kriegsſold als ein Subſiſtenzmittel anzubieten und anzunehmen. Woraus genugſam hervorgeht, unter welchen Umſtänden eine Organiſation der ganzen Vertheidigung nach dieſer Form möglich ſei, wie auch was jede Annäherung dazu, die ſich auch bei einer andern Organiſation findet, bedeute. — Allein die Sache hat noch eine andere Seite. Die Müßiggänger, denn dafür gelten ſie doch den in der productiven Thätigkeit begriffenen, mögen nun einheimiſche ſein oder Ausländer: ſo haben ſie an dem ungeſtör-

ten friedlichen Fortbeſtehen der Volksthätigkeit gar kein unmittelbares alſo immer nur ein ſchwaches und geringes Intereſſe, wie man daraus ſieht, daß ſie gewöhnlich im Widerſpruch mit dem ganzen Volke den Krieg wünſchen; und es fragt ſich, Unter welchen Umſtänden kann ein Volk dahin kommen ſeine Vertheidigung ſolchen Händen anzuvertrauen? Wenn menſchlichem Anſehn nach ſein Daſein durch keinen Krieg weſentlich gefährdet werden kann, ſei es nun daß der Staat ſeine vollkommene Sicherheit in ſich ſelbſt hat in einer völlig abgeſchloſſenen Lage, oder in den einander aufhebenden entgegengeſezten Einflüſſen und Intereſſen der anderen Staaten durch ein zuverläſſiges Gleichgewichtsſyſtem. Denn wenn wir uns ohne eine ſolche Sicherheit ein Volk denken ſeine Vertheidigung unpatriotiſchen Söldnern überlaſſend: ſo kann man ſich dies nur ſo erklären, daß es ſeinen bürgerlichen Verband nur anſieht als ein Sicherungsmittel für ſeine Erwerbsthätigkeit, und lieber jenen aufs Spiel ſezen will als von dieſer etwas aufopfern, überzeugt daß es auch getrennt zerſplittert theilweiſe mit andern Staaten verbunden ſeinen Hauptzwekk erreichen würde, und daß aus einer mißlungenen Vertheidigung, wenn man ſie nur zur rechten Zeit aufgäbe, kein anderer Nachtheil entſtehen könne, als daß jeder nun einem andern Staat angehörig von andern Söldnern gegen andere Feinde ſich ſeine Vertheidigung müſſe beſorgen laſſen. Daher man auch eine ſolche Gleichgültigkeit mit dieſer Vertheidigungsform mehr oder weniger verbunden findet. Iſt ſie noch nicht ſehr eingeriſſen: ſo ergrimmen die Bürger über den Wunſch der Kriegsmänner nach Feindſeligkeit vorzüglich nur, weil ſie ſich ungern durch einen unglükklichen Ausgang aus dem gewohnten Geleiſe herausbringen laſſen. Iſt ſie ſchon weit gediehen: ſo lachen ſie über dieſen Wunſch und denken, wie wohlfeil ſie ſich wenn es ſchlimm geht mit dem Sieger abfinden können. Von dieſem Geſichtspunkt aus kann man ſagen, die vollkommenſte Miethsvertheidigung beweiſe auch die vollkommenſte politiſche Richtigkeit. Es liegt dabei zulezt die Vorſtellung zum Grunde,

der Staat ſei eine willkührliche oder zufällige Vereinigung von Menſchen zur gegenſeitigen Erleichterung und Beförderung ihres Erwerbes, welche ſich eben ſowol äußerlich die Vertheidigung gegen fremde Gewalt als innerlich die Aufrechthaltung der Ordnung und die Ausmittelung des Rechts durch den beſtliefernden und mindeſtfordernden beſorgen laſſen, ſo jedoch daß ſich jeder in der Geſellſchaft vorbehält, wenn die Preiſe dieſer Artikel zu ſehr geſteigert werden, ſich an eine andere Geſellſchaft anzuſchließen. Daher auch das lebendigere Bewußtſein von der Zuſammengehörigkeit eines Staates, die Erklärung ſeiner Unzertrennlichkeit, allemal mit dem Aufgeben dieſes Vertheidigungsſyſtems zuſammenfällt. Wie daher die Möglichkeit eines ſolchen Vertheidigungsſyſtems auf einem Mangel an politiſcher Entwikklung beruht, ſo beruht die Neigung dazu auf einem Mangel an politiſcher Geſinnung. Dieſer kann das Syſtem erhalten auch bei fortgeſchrittener Entwikklung, und wenn der Staat ſeine Söldner noch mehr in der Ferne oder in der Tiefe ſuchen muß; und eben ſo kann auch bei fortgeſchrittener Geſinnung das Syſtem ſich noch eine Zeit lang erhalten, wenn es ſich wegen der zurükkgehaltenen Entwikklung noch als das ausführbarſte empfiehlt. Sobald aber politiſche Geſinnung und induſtriöſe Entwikklung beide bis auf einen gewiſſen Punkt gediehen ſind, wird dieſes Syſtem aufgegeben werden, oder es müßte der Staat an der Beharrlichkeit bei demſelben irgendwie untergehen.

Erwägen wir nun den andern Endpunkt, nämlich das Aufſtehen in Maſſe in dem oben ſchon angegebenen Sinn.

Wenn dabei die Gewerksthätigkeit ſei es nun ganz aufhört oder ganz für die Vertheidigung in Anſpruch genommen wird, ohne denen welche ſie betreiben ſelbſt zu gute zu kommen: ſo iſt dies ein Zuſtand, welcher nicht dauern kann, es ſei denn daß der Krieg ſelbſt den Erſaz für den entgehenden Erwerb herbeiführe. Daher denn ſo geführte Kriege in dem Maaß als ſie nicht durch die höchſten Anſtrengungen ganz ſchnell zum Ziel kommen immer raubſüchtig müſſen geführt werden. Dieſes aber

kann, ſofern nur der Stoff nicht ausgeht, auf eine ſolche Weiſe geſchehen, daß der Kriegesraub ſelbſt die Stelle der Nationalthätigkeit vertritt, und nur umgekehrt wie im vorigen Fall was auf dieſem Wege nicht zu erſchwingen iſt durch Söldner herbeigeſchafft wird, welche nicht gut genug gehalten werden um an dem Raubkriege unmittelbar theilzunehmen. Fragen wir nun zunächſt, woher wol die Neigung zu einem ſolchen Aufgeſtandenbleiben in Maſſe entſtehen kann: ſo kann ſie entweder ein Werk der Noth ſein, wenn ein Stamm auf dem ihm angewieſenen Boden ſich auf keine Weiſe ſeine Subſiſtenz verſchaffen kann, aber dann wird ſie auch ſelbſt nicht bleiben ſondern vorübergehen wollen, und entweder ſich abfinden laſſen durch ein tributäres Verhältniß der reicheren aber minder ſtreitbaren Nachbaren, oder der ſtreitbare Stamm wird ſich in den Mitbeſitz eines reicheren Bodens eindrängen, und es wird eine andere politiſche Verbindung entſtehen. Abgeſehen aber von der Noth kann eine ſolche Neigung entſtehen aus der Meinung, wenn nämlich das Kriegführen für etwas weit edleres gehalten wird als der Anbau des Bodens und die Verarbeitung der Erzeugniſſe, und alſo die Selbſtbefriedigung nur gefunden wird in einem beſtändigen Kriegsſtande. Dann wird auch der Kriegsraub oder die Eroberung nur als ein Mittel angeſehen um das edlere Leben noch länger genießen zu können, und der Zuſtand ſelbſt kann ſo lange fortdauern, als dieſe Meinung ſich erhalten kann gegen die natürlichen friedliebenden Neigungen der Menſchen, und wird erſt aufhören, wenn die Künſte des Friedens ſich eine vorher nicht gefühlte Achtung erzwungen haben. Ja auch noch lange nach dieſer Zeit kann eine wunderliche aber unverkennbare Spur jener Meinung zurükkbleiben, wenn nämlich die Abſtufungen des Vertheidigungsſyſtems dazu dienen die Abſtufungen des Ranges auch für den Staatsdienſt und die friedliche Beſchäftigung zu beſtimmen. Beides aber, die Ueberſchäzung des kriegeriſchen Muthes und Talentes und die Noth, kann auch in verſchiedenem Maaß zuſammenwirken, und das eine Motiv ergänzen, was

das andere durch veränderte Umſtände verliert, und den Zuſtand ſo lange fortſezen, bis Achtung für die erwerbenden Künſte und ruhiger Beſiz ihrer Erzeugniſſe bis auf einen gewiſſen Grad geſtiegen ſind; und mit einem ſolchen Entwikklungspunkt wird auch die Verwandlung dieſes Vertheidigungsſyſtems in ein anderes nothwendig erfolgen. Wir ſehen aber hieraus, daß jeder Staat, in welchem die vollſte Werthſchäzung nur denen gezollt wird, welche in das Vertheidigungsſyſtem eingeſchloſſen ſind, alle anderen aber als untergeordnet angeſehen werden, noch jene allen Umgebungen feindſelige Neigung in ſich trägt, welche unter günſtigen Umſtänden wieder zum vollen Ausbruch kommen kann, und daß ein ſolcher mit Recht ein kriegeriſcher Staat heißt. Eben ſo auch jeder, welcher ſich mit dem mittelmäßigen Zuſtand, zu welchem eine ungünſtigere Lage ihn verurtheilt, nicht begnügen kann, und in der Hoffnung auf Gewinnſt jede Fehde leichter zum Kriege ſteigert. Denken wir uns aber das reine Maximum, das gänzliche Aufhören der hervorbringenden Thätigkeit, und alſo auch der auf dieſe ſich beziehenden Organiſation: ſo iſt wol offenbar, daß ein Volk kein Staat iſt während der Zeit, wo es nur als Kriegsheer organiſirt und beſchäftigt iſt, und daß die Continuität des Staats nur beſtehen kann in der Abweichung von dieſem Maximo, und daß ein ſich dieſem annähernder Zuſtand nur ſtattfinden kann, wenn ein Volk entweder noch nicht Staat geworden — wie etwa räuberiſche Horden zwiſchen nomadiſchen und ſolchen, die den Anfang feſter Sizungen gemacht, verheerend umherziehen — oder ſo lange es nicht als Staat feſtſteht; und das wird auch größtentheils die Lage jedes Staates ſein, der den Namen eines kriegeriſchen verdient, oder wenn ſeine Exiſtenz als Staat auf das weſentlichſte gefährdet iſt. Ja auch jene Ueberſchäzung kriegeriſcher Tugenden und Verdienſte läßt ſich nur erklären entweder im unmittelbaren Zuſammenhang mit einer ſolchen noch fortdauernden Unſicherheit, oder wenigſtens aus einem ſolchen urſprünglich abgeleitet, und während deſſelben zu ſehr in Sitte und Erziehung übergegangen, um zugleich mit

demſelben aufhören zu können. Je mehr aber die ganze Organiſation eines Volkes nur die eines Heeres iſt, um deſto mehr befindet es ſich in einem offenſiven d. h. nach Krieg verlangenden Zuſtande.

Offenbar alſo iſt, daß wenn ein Staat auf der einen Seite ſich nicht als eine willkührliche Vereinigung ſondern als ein naturgemäßes ganze anſieht, auf der andern ſich auf ſeiner Stelle ſchon feſtgewurzelt und ſelbſtändig fühlt, dann ſein Vertheidigungsſyſtem dieſe Endpunkte nicht berühren wird, ſondern daß in jedem Kriegeszuſtand die hervorbringenden Thätigkeiten auf der einen Seite in ihrer gewohnten Organiſation in einem gewiſſen Grade wenigſtens fortgehen müſſen, auf der andern aber zum Behuf der Vertheidigung als einer natürlichen und nothwendigen Thätigkeit der Geſammtheit ſelbſt in einem gewiſſen Grade werden unterbrochen werden. Was aber zwiſchen dieſen Enden liegt bietet noch eine unendliche Mannigfaltigkeit von Formen dar, deren jede gut ſein kann unter andern Umſtänden, jede aber zugleich auf eine andere Lage des Staates zwiſchen jenen entgegengeſezten Richtigkeitspunkten hinweiſet. Je mehr ſich ein Staat zur Vertheidigung durch Söldner neigt, um deſto mehr Verſunkenheit in das Geſchäft deſto mehr Neigung zur Vereinzelung muß in ihm ſtattfinden; je mehr Neigung iſt zum Aufſtande in Maſſe nach Maaßgabe der Gefahr, um deſto mehr herrſcht politiſche Geſinnung vor, deſto weniger noch iſt das productive Intereſſe trennend und verhärtend. Je mehr nach der Mitte zu er liegt, um deſto beharrlicher wird er eine mittlere Vertheidigungsform zwiſchen beiden ſuchen, aus deren näherer Beſchaffenheit ähnliche nur noch beſtimmtere Schlüſſe gelten.

Der zweite Hauptpunkt in dem Gehalt des Kriegszuſtandes iſt die Richtung gegen einen beſtimmten andern Staat, und es fragt ſich, welche Differenzen hierin vorzüglich zu berükkſichtigen ſind in Bezug auf die Geſtaltung des Vertheidigungsweſens. Es ſcheint faſt hiebei nur ankommen zu können auf das Verhältniß der Kräfte und auf die Stärke des Gegenſazes zwiſchen beiden.

Was das erſte betrifft, ſo giebt es eine Differenz, bei welcher an keinen Krieg gedacht werden kann, und bei der der kleinere Staat ſich alles verſagen muß, was den größeren reizen könnte, und ſeine Sicherheit nur darin findet, daß in dem größeren kein gegen ihn gerichtetes Intereſſe entſtehen kann. Alsdann iſt der ſchwächere ein Schüzling des Gleichgewichts, und wenn er dies nach allen Seiten iſt: ſo kann er jedes Vertheidigungsmittel ſparen, bis das ganze Syſtem angegriffen iſt; oder er iſt dem ſtärkeren partiell untergeordnet und kann faſt nur als eine militäriſche Provinz dieſes größeren in Kriegszuſtand verwikkelt werden, wobei er denn auch natürlich mit dem Impuls ſeine Organiſation von dieſem empfängt. Innerhalb der Differenz, welche eine wahre Unabhängigkeit zuläßt, wird allerdings je größer ſie iſt um ſo größer auch der Abbruch ſein, den die hervorbringende Thätigkeit von dem Vertheidigungsweſen erleidet, und dies wird eine größere Hinneigung bekommen zum Aufſtand in Maſſe. Je größer die Gleichheit iſt, um deſto weniger Abweichungen wird die dem Staat an und für ſich naturgemäße Geſtaltung des Vertheidigungsweſens erleiden dürfen. Was aber die Stärke des Gegenſazes betrifft, ſo muß man wohl unterſcheiden, ob der Krieg ein früheres freundliches Verkehr vorausſezt und auf ein ſolches auch wieder hinführen ſoll oder nicht. In jenem Fall iſt er ein bloßer Geſchäftskrieg, er iſt nur ein Mittel um die productive Thätigkeit von einer Hemmung zu befreien, und es darf alſo von dem Zwekke ſelbſt ſo wenig als möglich aufgeopfert werden. Der Geſchäftskrieg geht in den bloßen Demonſtrationskrieg, in die bewaffnete Unterſtüzung der Unterhandlungen über, und eine Organiſation des Vertheidigungsweſens bloß zu ſolchem Behuf kann kein anderes Geſez kennen als den größtmöglichen Nachdrukk bei der mindeſt möglichen Anſtrengung. Denn in ſolchen Fällen ſind Staaten je mehr gegenſeitiges Verkehr es giebt um deſto mehr natürlich befreundet, und der Krieg erſcheint nur als eine zufällige vorübergehende Unterbrechung. Hat er aber ſeine Beziehung nicht auf das Verkehr: ſo hat entweder noch keines

ſtattgefunden, ſondern der Krieg iſt bei der erſten Berührung entſtanden, d. h. indem einer von beiden noch im Staatwerden begriffen iſt, und dergleichen kann man füglich Entwikklungskriege nennen. Der ſich entwikkelnde Staat iſt dann nach dem obigen dem Aufſtande in Maſſe nahe, und der andere wird mehr oder weniger, wie das Verhältniß ihrer Kräfte es mit ſich bringt, ſich auch zu dieſer Form ſteigern müſſen. Während des ganzen Zeitraumes, den ſolche Entwikklungskriege einnehmen, gewährt der wenngleich öfters zwiſchen eintretende Friede doch kein Gefühl von Sicherheit und erſcheint nur als eine vorübergehende Waffenruhe, im Vertrauen auf welche nichts geändert werden darf in dem herrſchenden Syſtem. Die lezten Kriege dieſer Art ſind Grenzkriege, an die Geſchäftskriege und ihre mildere Form ſich anſchließend. Oder es hat vorher ſchon Verkehr ſtattgefunden, aber der Krieg bezieht ſich nicht auf dieſes, die Wiederherſtellung deſſelben erſcheint als gleichgültig, oder der Gegenſaz wird gar gefühlt als ein ſolcher, der kein Verkehr weiter zuläßt. Dies kann nur ſtattfinden, wenn ein neues und zwar ideales Intereſſe eingetreten iſt, und dieſe Kriege kann man mit dem Namen Ideenkriege bezeichnen. Es gehören dahin vorzüglich die Religionskriege und die, welche durch die anſtekkende Kraft politiſcher Umbildungen veranlaßt werden, die Revolutionskriege. Die erſteren ſtehen ihrer Natur nach den Geſchäftskriegen am ſchroffſten entgegen, und je mehr jeder einzelne von heiligem Eifer durchdrungen dem geiſtigen Intereſſe gern das leibliche aufopfert, um deſto mehr neigen ſie ſich zum Aufſtand in Maſſe auch in der wildeſten Form. Daher iſt es ſo natürlich, daß die unwahre Politik einem ſchwierigen Geſchäftskriege gern den Schein eines Religionskrieges mitzutheilen ſucht. Die Revolutionskriege ſind derſelben Begeiſterung fähig, und außerdem ſchließen ſie ſich mehr oder minder den Entwikklungskriegen an, ja ſie können durch innere Zerrüttungen exacerbirt in Raubkriege übergehen, und je mehr dieſer Fall eintritt, um deſto leichter geht die ganze Nationalthätigkeit in die kriegeriſche über. Be-

trachtet man dieſe Differenzen, ſo wird man wol kaum die Forderung aufſtellen wollen, daß das Vertheidigungsſyſtem eines Staates für alle verſchiedenen Arten der Kriege gleich gerecht ſein ſolle, ſondern man muß ſich wol damit begnügen, wenn jeder Staat ſich im weſentlichen auf diejenigen Fälle einrichtet, welche in ſeiner Lage die wahrſcheinlichſten ſind, und wenn er Beweglichkeit genug hat, ſobald ſtärkere Gegenſäze entſtehen eine draſtiſchere Form aus der bisherigen zu entwikkeln, und wenn die Gegenſäze erſchlaffen die bisherige Form in eine weichere übergehen zu laſſen.

So weit ſcheinen die Differenzen in dem Vertheidigungsweſen beſtimmt werden zu können durch den Gehalt des Zwekks, welcher erreicht werden ſoll. Das übrige wird nur können gefunden werden, wenn wir uns an das Weſen des Zuſtandes ſelbſt halten. Hier nun entſtehen uns vorzüglich zwei Fragen. Die erſte iſt dieſe. Der Krieg ſelbſt iſt ein vorübergehender Zuſtand, die Möglichkeit dazu iſt aber immer gegeben. Wonach ſoll ſich das Vertheidigungsweſen richten? Soll es eben ſo vorübergehend ſein, wie der Krieg ſelbſt, oder eben ſo beſtändig, wie die Möglichkeit deſſelben? Die zweite iſt die. Das unmittelbar thätige in der Vertheidigung iſt die Maſſe. Dieſe kann wirkſam ſein mehr auf eine mechaniſche Weiſe, und dann muß ſie beſeelt werden durch die Kunſt; ſie kann es ſein mehr auf eine dynamiſche, und dann muß ſie beſeelt werden durch den Geiſt durch die Geſinnung. Soll ſie das eine oder das andere?

Was die erſte Frage betrifft, ſo ergiebt ſich ſchon aus dem vorigen, daß jede von beiden Methoden einſeitig und, vollſtändig gedacht, unausführbar iſt. Unausführbar iſt es das ganze Vertheidigungsweſen erſt entſtehen zu laſſen in dem Augenblikk des Bedürfniſſes, indem ſowol der äußere Apparat nur allmählig entſtehen kann, als auch die lebendigen Fertigkeiten nur durch Uebung gegeben ſind. Unausführbar iſt es das ganze Vertheidigungsweſen immer beſtehen zu laſſen, wenn man an die Fälle denkt, wo am meiſten der Vertheidigungszuſtand ſich einem voll-

kommnen Volksaufſtand in Maſſe annähert. Zuſammengeſezt alſo aus beiden muß das Kriegswesen jedes Staates ſein, nur deſto mehr an dem, was immer fertig ſein kann, an der ſtätigen Rüſtung ſich begnügend, je weniger Kriege im großen Styl zu beſorgen ſind; und wiederum deſto mehr auf die Leichtigkeit, mit der er ſich im entſcheidenden Augenblikk fertig machen kann, ſich verlaſſend, je weniger er fortdauernden Plakkereien von kleinen Geſchäfts- und Grenzkriegen ausgeſezt iſt. Betrachten wir den Staat in ſeiner ganzen geſchichtlichen Entwikklung: ſo werden beiderlei Zuſtände jedem bedeutenderen zu verſchiedenen Zeiten zukommen, alſo auch Uebergänge von der einen zu der andern Form in ſeinem Vertheidigungsweſen, und es fragt ſich, was für Verſchiedenheiten hier möglich ſind, und welche Bedeutung einer jeden von ihnen zukommt. Führen wir nun dieſe Aufgabe in das Ergebniß der vorigen Auseinanderſezung hinein und fragen, wie ſie ſich zu demſelben verhält: ſo geht zunächſt dieſes hervor. Nur durch den überall angelegten Schematismus eines Aufſtandes in Maſſe bis zum äußerſten die Totalität des Volks erſchöpfenden Umfang iſt die Leichtigkeit immer fertig zu ſein in Beziehung auf die lebendigen Kräfte gegeben; denn Anſtalten um Söldner herbeizuſchaffen können dieſe Leichtigkeit nicht darſtellen, wogegen nur in der ſtätigen Rüſtung die geworbene Mannſchaft der Söldner ihren Plaz finden kann. Es zeigen ſich alſo folgende Formen möglich. Die ſtätige Rüſtung beſteht aus Söldnern, und dieſe werden auf demſelben Wege vermehrt, ſo daß nur eine Erweiterung der ſtätigen Rüſtung ſtattfindet. In wie enge Grenzen eine ſolche Vermehrung eingeſchloſſen iſt, muß ohne Erörterung klar ſein. Daher dieſes Verfahren nur ſtattfinden kann, ſo lange in einem Staatenſyſtem der Aufſtand in Maſſe noch gar nicht vorgekommen iſt, und auch Kriege von Bedeutung nur von kleinen Heeren geführt werden. Oder das erſte eben ſo, aber in gefährlichen Fällen wird die Vermehrung aus den thätigen Bürgern nach der Idee des Aufſtandes in Maſſe unternommen, welcher ſich nach überſtandener Gefahr wie-

der auflöſt und die ſtätige Rüſtung allein zurükkläßt. Die Vertheidigung durch Söldner oder geworbene Kriegsmänner läßt in ihrer ganzen Anordnung die größte Abgeſchloſſenheit, die größte Differenz ſowol von der Organiſation der Verwaltung als auch von der Organiſation der verſchiedenen Stände im Staate zu, und alſo die größte Willkührlichkeit auf der einen Seite und die genaueſte Berükſichtigung des techniſchen auf der andern Seite. Die Form aber, welche ſich dem Aufſtande in Maſſe nähert, iſt eben deshalb, weil ſie die ganze Nationalthätigkeit muß in ſich aufnehmen können, auch an die Formen von dieſer gebunden. Jeder wird ſich nur um ſo wohler befinden und um ſo mehr leiſten, je mehr er ſich in gewohnten und bekannten Verhältniſſen bewegt, und ein bedeutender Unterſchied z. B. in Gleichheit und Ungleichheit von dem, was in andern Staats- und bürgerlichen Verhältniſſen ſtattfindet, reizt zum Widerſtand und zur Durchbrechung der Schranken. Will man daher die Vortheile einer ſtätigen Rüſtung aus geworbenen benuzen: ſo erhält man hernach ein nach ganz verſchiedenen Principien zuſammengeſeztes Heer und eröffnet eine ſchädliche Eiferſucht zwiſchen ſeinen Beſtandtheilen. Oder endlich auch die ſtätige Rüſtung iſt nach der Idee des Aufſtandes in Maſſe gebildet und die Erweiterung alſo dem Kern gleichförmig. Hiezu nun iſt eine weſentliche Bedingung das Zurüktreten der einzelnen in die productive Thätigkeit, und damit verbunden eine momentane Realiſation des Aufſtandes um das wirkliche Gerüſtetſein zu verſinnlichen. Und ſo bilden dieſe lezte Einrichtung und die erſte den vollkommnen Gegenſaz zu der mittleren; ſie gewähren nämlich die größte Gleichförmigkeit der Beſtandtheile, in welcher die größtmögliche Verminderung der ſtätigen Rüſtung in Zeiten der Ruhe, und die größtmögliche Erhöhung der widerſtehenden Kräfte zugleich gegeben iſt.

Die zweite Frage bietet ebenfalls Gegenſäze dar, die in ihrer ſtrengen Einſeitigkeit ſich als nichtig zeigen. Soll die Maſſe allein durch die Kunſt beſeelt werden: ſo kann dieſe doch nur in

einigen ſein, welche eben die befehlenden ſind, die andern aber gehorchen. Soll nun der Gehorſam bloß an die Kunſt der befehlenden gewieſen ſein, die Geſinnung aber an der Thätigkeit der Maſſe gar keinen Theil haben: ſo iſt dieſes ſchon gar nicht möglich bei einem nach der Idee des Aufſtandes organiſirten Heere, denn die Geſinnung iſt nicht herauszubringen und zu unterdrükken. Sondern nur bei den geworbenen der ſtätigen Rüſtung iſt dieſer reine Gehorſam rein zu erlangen; aber dieſer wird keinen Unfall aushalten können, und je leichter der geworbene es findet von ſeinem Beruf auch anderwärts zu beſtehen, um deſto leichter wird er jedesmal zum glükklichen Feldherrn übergehen. Daher in ſolchen auf den bloßen Gehorſam eingerichteten Heeren die Ausreißerei als ein vernichtendes Princip völlig einheimiſch ſein, und ein verſtändiger Befehlshaber ſeine untergebenen immer behandeln muß als ſolche, die ihm morgen feindlich gegenüberſtehen können, und ein ſolches Heer beſteht eigentlich nur zufälliger Weiſe. Soll dagegen die Maſſe der ſtreitenden durch die Geſinnung allein beſeelt werden: ſo muß dieſe zwar auch den Gehorſam hervorbringen, ſonſt wäre keine Zuſammenwirkung der verſchiedenen Theile möglich; aber wenn man ſich dabei die gänzliche Kunſtloſigkeit denkt: ſo wird dabei kein Gelingen gedacht werden können als bei einem ſolchen Uebergewicht der Maſſe, daß ohnedies an keinen Widerſtand gedacht werden kann; denn ſonſt würde die Maſſe immer theilweiſe unnüz gemacht und außer Spiel geſezt werden können durch die Kunſt. Beide alſo müſſen immer vereint ſein, die Geſinnung überall wo möglich, die Kunſt getheilt, die niedere mechaniſche in der Maſſe, die höhere combinatoriſche in den Befehlshabern. In hohem Grade kann eine die andere ergänzen, aber nur dann, wenn die andere nicht ganz fehlt. Worauf aber unter welchen Umſtänden am meiſten zu arbeiten, und wodurch unter welchen Verhältniſſen am meiſten zu leiſten iſt, das geht aus der Vergleichung mit dem bisherigen hervor, zumal wenn man noch folgendes hinzunimmt.

Zwiſchen beiden Principen, der Kunſt und der Geſinnung, kann gar leicht ein Antagonismus entſtehen. Wenn die höhere Kunſt ſich ganz iſolirt: ſo kann ſie es haſſen, wenn in der Maſſe eine lebendige Geſinnung ſich offenbart, weil dieſe überall nach irgend einer freien Thätigkeit ſtrebt, und dies Beſtreben ſcheint die Genauigkeit des Gehorſams zu gefährden. Die niedere mechaniſche Geſchikklichkeit in denen, welche entweder fremde ſind oder doch weil aus dem Zuſammenhang mit der Volksthätigkeit beharrlich herausgeſezt dem innern bürgerlichen Leben fremd geworden, kann zwar nicht haſſen, aber ſtolz auf ihre Verbindung mit der höheren Kunſt und auf ihre dadurch erworbene Sicherheit kann ſie die Geſinnung als überflüſſig verachten wollen. Auch die Geſinnung ihrerſeits kann zum Haß gebracht werden gegen die Kunſt; gegen die niedere, eben wenn ſie ſich brüſtet mit Fertigkeiten, durch welche doch der Menſch nur die Stelle der Maſchine vertritt; gegen die höhere, wenn ſie mit berechnender Kälte den möglichen Menſchenaufwand abſchäzt, und aus reiner Luſt und Freude dann das tragiſche Spiel betreibt, welches nur durch den Drang das gemeine Weſen zu retten vertheidigt werden kann. Daß dieſem Antagonismus auf alle Weiſe muß vorgebeugt werden, leuchtet wol ein. Je weniger nun politiſches Leben in dem ganzen iſt, um deſto leichter werden auch die Befehlshaber wie andere Künſtler ſich von demſelben entfernen, alle Motive und politiſchen Zwekke des Krieges für etwas ihnen ganz fremdes erklären und ſich darauf beſchränken wollen mit ihrer Kunſt auf das vollkommenſte dem ganzen zu dienen. Je mehr politiſches Leben erwacht iſt, um deſto tiefer werden ſie ſelbſt darin eingetaucht bleiben und ſich dadurch vor jenem Haß gegen die mitwirkende Geſinnung bewahren, indem ſie ſie ſelbſt theilen. Von dieſer Seite angeſehen erſcheint alſo die Maxime alles durch die Kunſt allein ausrichten zu wollen nur als die eines untergeordneten Entwikklungszuſtandes. Die Maſſe im Gegentheil kann von lebendiger Geſinnung nur aufgeregt ſein in dem Maaß, als

politiſches Leben ſchon verbreitet iſt, und ſie wird zum Kunſt-haß der Naturaliſten nur ſofern geneigt ſein, als das Treiben der Kunſt in ihren beiden Zweigen ihr noch fremd iſt, d. h. wenn ſie erſt friſch zu dem neuen Geſchäft kommt, und kriegeriſche Gewöhnung noch nicht tief in ſie eingedrungen iſt. Hieraus ſieht man im allgemeinen, auf welcher Entwikklungsſtufe am leichteſten das rechte Gleichgewicht zwiſchen dem Kunſttrieb und der Macht der Geſinnung zu erreichen iſt. Vergleichen wir aber dieſe beiden Motive mit dem bisher geſagten, ſo iſt wol klar, daß, iſt alles übrige gleich, das kältere Princip der Kunſt am meiſten Raum findet in den Geſchäftskriegen, welche, da gewöhnlich nur Eine Function gehemmt und Ein Theil leidend iſt, ſelten allgemeines Intereſſe erregen; das feurige Princip der Geſinnung aber wird mehr vorherrſchen in Ideen- und Entwikklungskriegen. Eben deshalb wird eine ſtehende Rüſtung von Söldnern das, was ſie werden kann, allein auf dem Wege der Kunſt werden. Denn eine ſolche Maſſe giebt ſich am beſten her zum reinſten Gehorſam ohne das mindeſte hinzuzuthun zum befohlenen. Ein friſch gehobener Aufſtand aber wird alles für's erſte nur werden müſſen durch die Geſinnung, wenn nicht dafür geſorgt iſt, daß er wenigſtens die leitende Kunſt ſchon vorfindet. Beſteht aber auch die ſtätige Rüſtung aus nach der Idee des Aufſtandes ausgehobenen, dann wird ſich am leichteſten die höhere Kunſt mit der Geſinnung ausſöhnen, und eben ſo leicht von der kleineren Maſſe auf die größere das Vertrauen auf die von jener ſchon erprobte Kunſtleitung übergehen. Das Ziel der iſolirten Kunſt iſt das ganze Heer zu der trefflichſten Maſchine zu machen, die dann aber eben ſo gut gegen daſſelbe Intereſſe als dafür zu gebrauchen iſt, wenn ſie nicht durch die Geſinnung an das ganze gebunden iſt. Das Intereſſe der iſolirten Geſinnung iſt das Heer zu einem organiſchen ganzen zu bilden, welches in jedem Theil Lebensgefühl und Lebenskraft, der inneren Einheit wegen aber in allen von ſelbſt übereinſtimmende und an-

gemeſſene Bewegung habe. Allein dies iſt ein leerer Gedanke ohne eine leitende Einheit, und der Zuſammenhang dieſer mit der Maſſe iſt nicht denkbar ohne mechaniſche Geſchikklichkeit. Beides muß alſo vereint angeſtrebt werden aber auf verſchiedene Weiſe, je nachdem die Zuſammenſezung des Heeres in ſeiner Vollſtändigkeit verſchieden iſt, und die Natur des Widerſtandes mehr zu dieſem als zu jenem auffordert. Die vollkommenſte Annäherung zwar iſt wol nur da, wo der Gegenſaz zwiſchen der ſtätigen Rüſtung und dem momentanen Aufſtand auf das vollkommenſte gelöſet iſt, nämlich in dem abwechſelnden und vorübergehenden Begriffenſein der ganzen Volksmaſſe in der ſtätigen Rüſtung; wonach aber, wo dieſer Zuſtand noch nicht erreichbar iſt, vorzüglich beſtimmt werden muß, wohin das relative Uebergewicht am beſten gelegt wird, das iſt aus den abgeſtekkten Geſichtspunkten leicht zu verzeichnen. Ja auch die am meiſten ventilirten untergeordneten Fragen, ſofern ſie nicht rein techniſch ſind, bis zu welchen die Unterſuchung nicht herabzureichen ſcheint, werden ſich dennoch daraus für jeden Fall entſcheiden laſſen, wenn man nur die verſchiedenen Intereſſen unter die aufgeſtellten Geſichtspunkte bringt, nachdem man das gegebene richtig ins Auge gefaßt. Nur eben weil ein Urtheil über den vorliegenden Fall zum Grunde liegt müßte die Unterſuchung aus den Grenzen des allgemeinen hinausgehen.

Ich würde hier ſchließen, wenn ich nicht glaubte noch eine Bemerkung hinzufügen zu müſſen. Es iſt nämlich oft von dem militäriſchen Geiſt die Rede, als ob er ohnerachtet der verſchiedenen Bildung der Heere nur einer wäre, und als ob dieſe Bildungen ſich mehr dadurch unterſchieden, daß die eine dieſen Geiſt mehr die andere ihn weniger begünſtige, und nicht vielmehr ſo, daß jede ihn anders modificire. Und doch kann nur dieſes das wahre ſein. Denn der militäriſche Geiſt kann nichts anderes ſein als das, was den geiſtigen Thätigkeiten der Mitglieder eines Heeres als ſolchen gemein iſt und alſo das geiſtige Leben

des Heeres ausdrükkt, und zwar vorzüglich in dem Verhältniß zum Geſammtleben des Staates und zum beſonderen der einzelnen Bürger. Es müſſen alſo zu demſelben alle Functionen des Heeres beitragen, und ſo wie dieſe in verſchiedenem Verhältniß ſtehen wird auch der militäriſche Geiſt ein anderer ſein. Das Verhältniß von Autorität und Unterwürfigkeit zwiſchen den befehlenden und gehorchenden iſt eben ſo wenig für ſich allein der militäriſche Geiſt, als der Mechanismus allein ein Heer bildet. Und die rohe Tapferkeit iſt eben ſo wenig der militäriſche Geiſt, als die kunſtloſe Vereinigung zum Widerſtande allein ein Heer bildet. Er bedarf freilich um wirklich zu widerſtehen der Kühnheit, und um nicht in ſeiner eignen Expanſion unterzugehen der ſtrengen Zuſammenhaltung durch Gehorſam. Aber nur hervorgehend aus dem *ϑυμός* ſind Tapferkeit und Gehorſam Beſtandtheile des militairiſchen Geiſtes. Und wie ein Volk, welches mit Aufopferung ſeiner Gewerbsthätigkeit im permanenten Aufſtand ein offenſives Leben führt, weder Staat iſt noch Heer: ſo iſt auch der Raubgeiſt nicht der Geiſt des Heeres ſondern ſeine Ausartung. Eben ſo, wie eine Söldnermaſſe ganz von der productiven Thätigkeit ausgeſchloſſen ſich eigentlich immer außer dem Staat befindet: ſo iſt auch der kriegwünſchende Sinn ſolcher nicht der Sinn eines Heeres ſondern ſeine andere Ausartung. Sondern die Baſis des militairiſchen Geiſtes iſt allemal der Widerſtandstrieb (*ϑυμός*) eines Volkes. Der Widerſtandstrieb aber kann nur erwachen in dem Maaß, als das Volk ſich eng und feſt verbunden fühlt, und er iſt alſo nichts anderes als die zum Streit aufgerufene Vaterlandsliebe. Da aber der Krieg nur iſt, inſofern es auch Frieden giebt: ſo muß auch jene Aufregung begrenzt ſein; ſie darf nicht ausarten weder in einen allgemeinen feindſeligen Sinn noch in einen ſpecifiſchen Nationalhaß, ſondern er muß das Princip des künftigen friedlichen Verkehrs in ſich tragen, und dies zeigt ſich theils in der Schonung des Eigenthums, theils im Wohlwollen gegen die Perſonen au-

ßerhalb des Streites ſelbſt. Beide ſind alſo weſentliche Beſtandtheile des militäriſchen Geiſtes, aber die verſchiedene Miſchung dieſer Elemente geſtattet ein ganz verſchiedenes Temperament, welches nur das Reſultat des Volkscharakters, der Entwikklungsſtufe und der äußern Lage ſein kann.

IV.

Zur Ethik.

Ueber Platon's Anſicht von der Ausübung der Heilkunſt. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 28. Jul. 1825.

Ueber Platon's Anſicht von der Ausübung der Heilkunſt *).

Wenn die Strenge, mit welcher Platon in ſeinem Staate gegen die Dichter verfährt, durch eine lebhafte Ueberlieferung faſt allen Frauen und Knaben bekannt iſt, und die reinen allgemeinen Kunſtfreunde von je her zum heftigſten Widerſpruch aufgefordert, deſto mehr aber von einzelnen ſtrengen Sittenrichtern Beifall erhalten hat: ſo iſt hingegen von der Art, wie dieſer Weltweiſe die Zulaſſung der Aerzte beſchränkt, ohnerachtet ſie eben ſo ſehr unſern Bedürfniſſen und unſern Gewöhnungen widerſpricht, und in jeder Hinſicht nicht minder paradox erſcheint, gar wenig die Rede geweſen; ſei es nun, daß beide Theile, Aerzte ſowol als kranke, für beſſer gehalten haben dieſe Sache gar nicht aufzuregen, damit nämlich der ſchlafende Löwe, das Gewiſſen, nicht gewekkt werde, oder daß man es nicht der Mühe werth hielt Anſichten zu berükkſichtigen, welche einer Zeit angehören, wo Flüſſe und Dünſte noch als neue Krankheitsnamen bewundert wurden, alſo das zarteſte Lebenselement, die Kränklichkeit, ſelbſt noch ſo gut als völlig unentwikkelt war. Mir jedoch als einem

*) Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 28. Julius 1825. S.

nachdenklich mit ſchwacher Geſundheit kämpfenden, der viele Jahre lang nach den entgegengeſezten Seiten gezogen, hier von der Liebe zur gewohnten Thätigkeit, dort von dem Gehorſam gegen den Arzt, ſchon ohnedies niemals frei geweſen iſt von Gewiſſensſcrupeln, und alſo von dieſer Seite nichts zu verlieren hatte ſondern nur gewinnen konnte durch jeden neuen Verſuch eine richtige Formel zu finden für dieſes beſchwerliche Verhältniß, mir kam es nicht nur gar nicht unerwünſcht, als ich neulich bei der Behandlung des Schriftſtellers ſeit langer Zeit wieder auf dieſe Stellen geſtoßen wurde, ſondern da ich einmal, mag es ihm nun genehm ſein oder nicht, eine Art von Dolmetſcher des Mannes bin, konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen mir ſeine Gedanken weiter zu entwikkeln und ſie auch auf unſere Lebensweiſe anzuwenden.

Die Sache iſt aber dieſe. Im Charmides, wo ein ſchöner Jüngling über Kopfweh klagt, nimmt Platon einen gar herrlichen Anſaz die Heilkunde recht zu vergeiſtigen, von einer ausländiſchen Weisheit ausgehend, daß wegen des allgemeinen Zuſammenhanges ein Theil des Körpers nicht könne geheilt werden ohne Behandlung des ganzen, aber eben ſo auch nicht der Leib ohne Behandlung der Seele; und man weiß nur nicht recht, würde er es mehr mit denen Aerzten unſerer Tage halten, welche zwar keine Gabe Weinſteinrahm oder Bittererde verſchreiben können ohne ausführliche Beſprechungen für die Seele hinzuzufügen aber doch noch verſchreiben, oder gar mit denen, denn es ſoll ſolche geben, welche ihrer urſprünglichen Kunſt ganz untreu geworden auch die einfachſte körperliche ja ſogar die geiſtigſte Art auf den Körper unmittelbar zu wirken ſich nicht mehr erlaubt halten, ſondern ihre kranken nur mit geiſtlichen Beſprechungen für die Seele bedienen wollen. So im Charmides; in den Büchern vom Staat hingegen hält Sokrates ſich an das materiellſte in der Heilkunſt, und muthet uns zu, wenn der Arzt nicht im Stande iſt in der Geſchwindigkeit durch Aderlaſſen und Vomiren, durch Schwizen Brennen und Purgiren die Krankheit

zur Entſcheidung zu bringen: ſo ſollen wir andere Rathſchläge und Verordnungen gar nicht von ihm anhören ſondern ihn gehen heißen und die Sache ſich ſelbſt überlaſſen; ſo daß er uns in ſeinem Staat, wie nur eine doriſche und ſtrenge Muſik, ſo auch nur eine doriſche ja ruſtike Heilkunſt übrig läßt, und jede Behandlung verwirft, die mehr nach der lydiſchen oder joniſchen Tonart zu klingen ſcheint.

Wenn es nun auch nicht leicht iſt gleich zu ſehen, wie dieſes beides zuſammenſtimmt: ſo darf man doch auch nicht zufahren und um ſich aller Händel zu entledigen entweder den liebenswürdigen kleineren Dialog für unächt erklären, oder etwa die Meinung aufſtellen, daß eines von beiden oder gar am liebſten beides wol nur zu dem ſchwierigen Scherz gehöre, der ſich durch alle platoniſchen Werke hindurchzieht. Denn mit allem, was Platon in den Büchern vom Staate aufſtellt, iſt es ihm nun einmal der bitterſte Ernſt, wie fremd auch und faſt widerſinnig uns vieles davon erſcheine. Aber auch mit jenen Beſprechungen im Charmides iſt es ganz ehrlich gemeint, und gewiß wird ſein Sokrates ſich nicht wollen nehmen laſſen, daß die Beſonnenheit die Grundlage auch der körperlichen Tüchtigkeit ſei, ſofern nur irgend dieſe von der Seele Einwirkung auf den Leib ausgeht und abhängt. Genauer betrachtet läßt ſich aber auch beides füglich mit einander vereinigen, wenn man bedenkt, daß es ein öfter wiederkehrendes ſchmerzhaftes Uebel war, welches den Charmides quälte, und daß alſo vorauszuſezen iſt, jene einfachen ärztlichen Waffen ſeien bereits vergeblich verſchoſſen geweſen gegen dieſes böſe Kopfweh, und der Arzt alſo, gemäß der anderen Regel, bereits nach Hauſe geſchikkt. Die platoniſche Theorie würde demnach beide Stellen zuſammengenommen alſo lauten. In Krankheitszuſtänden ſollen wir uns dem Arzt hingeben zu den genannten und andern einfachen Verſuchen, denn wenn wir ſeitdem mehr ſchnellwirkende Mittel erfunden haben, als die in ſeinem Staate beſchriebenen, wird Platon ſie uns nicht mißgönnend verbieten. Wenn aber durch ſolche Mittel das Uebel nicht

bald beſiegt würde: ſo ſei auch kein weiterer Verkehr mit dem Arzt zuläſſig, und jeder müſſe bei allen Leiden, welchen nicht ein ſchneller Ausgang gewiß iſt, anſtatt ſich auf eine langwierige Behandlung und zeitkoſtende Verordnungen einzulaſſen, mit demjenigen Zuſtande vorlieb nehmen, der aus der Einwirkung einer wohlgeordneten Seele hervorgeht, und den man die Geſundheit des guten Willens nennen möchte.

Das iſt die platoniſche Theorie, welche die würdigen Aerzte vieler Geſchäfte ja wol des größten Theiles derſelben überhebt, und offenbar für die kranken einfach iſt und wenigſtens in ſofern leicht zu befolgen, als niemals eine Ungewißheit eintreten wird, was zu thun ſei, da bei unſerer Weiſe wol jeder oftmals ſchwankt, ob er nicht doch der Pflege eines ſchwächlichen Körpers mehr einräumt als billig, und ob er ſich nicht ſchämen ſollte die heilkundigen Männer auf ſolche Weiſe, wie häufig geſchieht, zu bemühen. Aber freilich der Unterſchied zwiſchen dieſer Vorſchrift und unſerer Lebensweiſe iſt ſo groß, und die Veränderungen, welche wir vornehmen müßten, um uns mit jener in Uebereinſtimmung zu ſezen, ſind ſo weit um ſich greifend, daß wir hieſigen und die Männer im platoniſchen Staat einander nur gegenſeitig zurufen können, Ich kann nicht hier du dort nicht wohnen, Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn, und daß niemand hier wagen dürfte eine ſolche Lehre im Ernſt zu empfehlen. Allein auch Platon, wenngleich durch Realiſirung ſeiner Theorie in ſeiner helleniſchen Welt nicht ſoviel Bade- und Brunnenörter — von den magnetiſchen Tiſchen nicht zu reden — zu Grunde gerichtet worden wären, und nicht ſoviel auf langdauernde Curen berechnete Arzneimittel außer Umlauf geſezt, und nicht ſoviel zarte Verhältniſſe zwiſchen den Aerzten und lebenslänglichen Patienten zerriſſen: dennoch war Platon's Lehre auch mit ſeiner Zeitgenoſſen Art und Weiſe wie man deutlich ſieht ſchon in ſo beſtimmtem und grellem Widerſpruch, daß man ſchon von ſelbſt vorausſezt, er habe noch andere Gründe gehabt als bloß die zuerſt in die Augen fallende moraliſche Simplificationsmethode.

Sein erſter Saz nun iſt der, daß einem jeden im Staat etwas obliege zu verrichten, und er führt uns die ehrlichen Leute die Handwerker als Beiſpiel auf, als welche ſehr bald, wenn der Arzt Anſtalt macht zu einer langwierigen Behandlung, ſich ihm aus den Händen winden und ſagen würden, daß ſie nicht Zeit hätten auf ſolche Weiſe krank zu ſein, ihre Geſchäfte nämlich lange im Stich laſſend; und dieſes Beiſpiel verallgemeinert er durch die Behauptung, daß den reichen daſſelbe obliege wie den armen. Sollen wir nun dieſes gelten laſſen, und ſcheint nicht etwas erſchlichen zu ſein theils dadurch, daß das ärztliche Geſchäft und auch die eigene Sorge für die Geſundheit ganz auf den Staat bezogen wird, theils auch dadurch, daß in dieſer Hinſicht alle einzelnen einander gleichgeſezt werden? Was das erſte betrifft, ſo ſcheint zwar auf den erſten Anblikk unſere moderne Anſicht ſehr von der alten und beſonders auch der von Platon aufgeſtellten verſchieden zu ſein; allein gehen wir nur weit genug zurükk: ſo gleicht ſich beides leicht gegen einander aus. Daß es Aerzte giebt, entſpringt mit aus der Vertheilung der Arbeit, und dieſe ſteht im genaueſten Zuſammenhang mit der Entſtehung des Staates, weil Vertheilung ohne Gewährleiſtung nicht auf die Länge fortbeſtehen könnte. Jeder alſo im Staat verrichtet auch das ſeinige im Staat, d. h. unter deſſen Gewährleiſtung und im allgemeinen in deſſen Intereſſe. Der kranke ſelbſt ſoll geheilt ſein wollen, um das ſeinige zu verrichten, und der Arzt ſoll ſeinem Geſchäft auch nur in eben dieſem Sinne und als ein beauftragter des Staates obliegen. Auch können wir nicht läugnen, daß der Staat auch bei uns, und ganz vorzüglich, das Anſehn hat die Aerzte als in ſeinem Intereſſe handelnd zu betrachten, da er verhältnißmäßig ausnehmend viel auf ihre Ausbildung verwendet, wie auch wiederum nur unter der Vorausſezung, daß die Geſundheit um des allgemeinen Wohls willen geſucht wird, die galeniſchen Reichthümer dem Staate zur Zierde gereichen; würde aber die Geſundheit nur geſucht um die Genußfähigkeit zu erhalten und wiederherzuſtellen: ſo wären ſie nur

ein trauriger Beweis mehr von einem höchſt geſteigerten Sybaritismus. Alſo die Regel ſteht feſt, daß eine ärztliche Behandlung, welche die Fähigkeit nicht wiederherſtellt das ſeinige zu verrichten, auch von dem, der etwas zu verrichten hat, nicht angenommen werden darf, wie Platon ſagt, und hierin alſo iſt nichts erſchlichenes. Wenn er aber auch dieſes noch ſagt, daß im Staate jeder etwas zu verrichten habe ohne Unterſchied des Reichthums und der Armuth, alſo auch wol der geiſtigen: wollen wir ihm etwa jene trefflichen Staatsbürger entgegenhalten, dergleichen es doch auch zu ſeiner Zeit ſchon gab, welche weil ſie nur vom Ertrag eines überkommenen Geldvermögens leben in der That nichts zu thun haben als ihre eigenen Rechnungsbücher in Ordnung zu halten, und die dem Staate doch als bloße Verzehrer ſehr nüzlich ſind? oder wollen wir uns dieſer zwar ſchämen und ihm geſtehen, daß ſie nicht mitgerechnet zu werden verdienten, wenn ſie nicht noch anderswie als Hausväter und Erzieher oder als thätige Gemeinglieder das ihrige verrichteten im Staat, dafür aber dem dichteriſchen Philoſophen das Wort des philoſophiſchen Dichters entgegenſtellen, Gemeine Naturen zahlen mit dem was ſie thun, edle mit dem was ſie ſind? Ich wenigſtens möchte ihm nicht dieſen Spruch unbehutſam preisgeben, noch es darauf wagen, was für Leute von den unſrigen er mit der Frage, ob dieſe nun edle Naturen wären, herbeiholen, und wie er mich verſpotten würde, wenn ich glaubte, der Dichter könne ein unthätiges Daſein gemeint haben, da doch ſchon die Schönheit der Geſtalt ſich nur ſehr unvollkommen in gänzlicher Ruhe darſtelle, der Adel der Natur aber nur in der Thätigkeit könne wahrgenommen werden.

So lange wir alſo jener doriſchen Weisheit nicht widerſprechen, welche den Werth des Lebens in der richtigen Thätigkeit ſezt und dieſe Richtigkeit beſtimmt aus dem gemeinſamen Bedürfniß des ganzen und den beſonderen Fähigkeiten und Stellungen der einzelnen: ſo werden wir ſoviel unbedenklich zugeben müſſen, daß diejenige ärztliche Behandlung die trefflichſte ſei,

welche in der kürzeſten Zeit auf das dauerhafteſte die Fähigkeit zu aller bisherigen Thätigkeit wiederherſtelle; aber ob wir auch ſo kurz angebunden ſein ſollen wie Platon, und in Ermangelung dieſes beſten gar nichts von den Aerzten begehren, ſondern uns gleichſam ſchmollend der Krankheit allein überlaſſen, das iſt bil- lig zu bezweifeln, wenn auch nur aus dem Grunde, daß die da- für angegebene Maxime, daß man nicht Zeit haben müſſe krank zu ſein mit langer Hintanſezung der Geſchäfte, doch zu weit führen kann, wenn etwa einem ungeduldigen auch den Erfolg eines Brechmittels abzuwarten oder das Ausſchneiden und der Verband einer Wunde ſchon zu lange währen wollte, und um wie Platon ſagt aller Händel entledigt zu ſein lieber auf das ſchnellſte der eine am Stikkfluß ſterben wollte und der andere am kalten Brande. Denn übrigens, wenn ich nur eine ſichere Beſtimmung finden könnte, gar nicht ſehr weit von dieſem Ei- genſinn, ſo wollte ich gern in der Nähe des Platon bleiben und mit der größten Zuverſicht die unter uns eingeriſſene Weichlich- keit bekriegen, von welcher die bitter getadelten Zeitgenoſſen des Sokrates noch unendlich weit entfernt waren. Denn was iſt doch der ſelymbriſche Herodikos, den Platon als den Erfinder deſſen, was er *νοσοτροφία* Krankheitsfütterung nennt, gleich- ſam an den Pranger ſtellt, gegen die unſrigen, die ſich jährlich in die Brunnencur ſchikken laſſen, im voraus ſchon auf die Wie- derholung ich weiß nicht ob gefaßt oder lüſtern, und entrüſtet, wenn etwa einmal ein unüberwindliches Hinderniß ihnen den ge- wohnten Weg verſperrt, in welchem Zuſtande ſie eigentlich we- niger leben als nur Ball geſpielt werden von zwei Aerzten, de- ren einer ſie zu Hauſe das Jahr über nur eben ſo hinhält, daß ſie wieder zum Brunnen können, und der andere ſie dort nur ſo weit bringt, daß ſie wiederkommen müſſen, und das bei er- bärmlicher Lebensweiſe und wo möglich oder nöthig gefliſſentli- cher Enthaltung von allen vernünftigen Gedanken. Und wie viele andere langwierige Behandlungen giebt es nicht, nichts beſ- ſer als dieſe, weil ſie eben ſo ſehr auf ganz unbeſtimmte Zeit

hinaus den ganzen Menſchen nur zum Pfleger und Aufwärter ſeiner Krankheit machen, um die er ſich den ganzen Tag abmüht. Dieſes heißt in der That wie Platon ſagt ſich den Tod lang machen, und den einen grandioſen Act des Sterbens durch unzählige eingelegte Pauſen zu einer nichts bedeutenden Zeit ausdehnen, oder wie der weiſe von Tarſos ſagt aus Furcht des Todes ſein lebelang ein Knecht ſein. Wie unwürdig weichlich alles iſt, was dem gleicht, das leuchtet ein. Wenn aber doch das entgegengeſezte auch in ſeiner ganzen Schärfe nicht feſtgehalten werden kann: ſo iſt wol, wenn man nicht ganz aufs Gerathewohl handeln will, nichts anders zu thun als die Extreme feſt ins Auge zu faſſen, und zu ſehen, was ſich zwiſchen denſelben mit einiger Beſtimmtheit abgrenzen läßt. Denn wenn wir erſt einiges wiſſen, was der Arzt nicht darf, und einiges, was der kranke nicht darf: ſo läßt ſich dann vielleicht ſehen, wie beide auf das beſtimmteſte und gedeihlichſte in der Mitte zuſammenkommen.

Zuerſt alſo, von dem Grundſaz ausgehend, daß die Thätigkeit in der Geſellſchaft und für ſie das Leben iſt, wenn der Arzt voraus weiß, daß der kranke zu keiner Thätigkeit wieder hergeſtellt werden kann, darf dieſer etwa, anſtatt den Arzt bloß wegzuſchikken, wie Platon empfiehlt, ihm Gift abfordern, damit auch der falſche Schein des Lebens nicht fortdaure? Offenbar wenigſtens darf es der Arzt nicht geben, oder er würde das ſeinige nicht verrichten; denn das Tödten iſt nicht das Geſchäft, welches ihm zugefallen iſt bei der Vertheilung der Arbeiten. Ja auch bloß ſchmerzſtillende Mittel, ſofern ſie in der Krankheit nichts ändern können, würde eigentlich unter ſeiner Würde ſein zu verordnen, weil er nur Heilmittel verordnen ſoll; ſondern höchſtens kann er ihren Gebrauch erlauben innerhalb ſolcher von ihm zu beſtimmenden Grenzen, worin er nicht nachtheilig werden kann. Denn Schmerzen ſtillen und angenehme Empfindungen hervorbringen iſt ein und daſſelbe Geſchäft; da nun das lezte dem Arzte nicht zukommt, gebührt ihm auch nicht das erſte; ſondern,

wie es denn auch geſchieht, der Zukkerbäkker mag ſolche Säftchen oder Salben feil haben, wenn er nur unter guter Aufſicht gehalten wird. Iſt nun aber die Krankheit nicht zu heben, kann dann der kranke von dem Arzt verlangen, daß er Mühe und Fleiß an ihn wende, um ihn in dieſem kranken Zuſtande ſo lange als möglich zu erhalten? Ich glaube wenigſtens, der Arzt thäte nicht recht es zu gewähren, denn er würde nach Platon nicht das ſeinige verrichten; denn den Leib zu erhalten, wie er eben iſt, dieſes Geſchäft iſt ihm nicht übertragen, ſondern dem Koch, und er könnte alſo mit Recht zu dem kranken ſagen, Ich habe genug in dem meinigen zu thun; wollte ich nach deiner Erhaltung ſehen: ſo könnten alle geſunden daſſelbe von mir verlangen, weil ihnen ja allen der Tod immer näher kommt; ſondern laß dir nur vom Koch ſolche Speiſen und Getränke bereiten, wie ſie dir am angemeſſenſten ſind, und halte dich hin ohne mich, bis eben deine Stunde ſchlägt. Umgekehrt aber wenn nun die Krankheit eine ſolche langwierige iſt, bei welcher ja doch immer noch einige Thätigkeit übrig bleibt, und wo demnach dieſes beides in Betrachtung kommt, daß die Krankheit eine Störung iſt in den organiſchen Functionen, und daß ſie eine Hemmung iſt der Berufsthätigkeit: darf alsdann der Arzt dieſe Hemmung durch ſeine Vorſchriften noch vergrößern, damit vielleicht jene Störung etwas geringer werde? Dies iſt die falſche Rechenkunſt, worauf vorzüglich Platon's Tadel geht, und was auch bei uns ſo ungeheuer übertrieben zu werden ſcheint. Um den Fall recht klar zu denken, gehen wir einen Schritt weiter. Der Arzt erſcheine mir an einem ſchönen Morgen, wo ich gar kein oder nur ein unbedeutendes Gefühl von Uebelbefinden habe, und gebiete mir wahrſagend, ich ſolle mich heute und morgen zu Hauſe halten oder gar im Bette, weil ich ſonſt übermorgen würde krank werden. Offenbar doch werde ich nicht anders können als ihm antworten, ich wolle die Krankheit übermorgen erwarten; denn ich könne mich für meine Geſchäftsverſäumniß nicht legitimiren mit ſeiner Weiſſagung, weil er nämlich auch nicht als Wahrſager angeſtellt

ſei. Iſt es aber nicht ganz daſſelbe, wenn ich ſchon kränkle, ſoll aber die Thätigkeit, die ich noch üben kann, ſuſpendiren, damit ich nicht etwa übers Jahr noch etwas mehr kränkle? Für jede Thätigkeit werden die ſpäteren Jahre immer die ſchlechteren, wer will ſich alſo zumuthen laſſen einen beſtimmten Verluſt zu machen an den beſſeren Jahren um eines ungewiſſen Gewinnes willen an ſchlechteren? Sieht man lediglich darauf, was ausgerichtet werden ſoll: ſo läßt ſich freilich grade in einer wohleingerichteten Geſellſchaft am leichteſten denken, daß die Geſchäftsgenoſſen ſich gegenſeitig Gewähr leiſten für die Erfüllung des gemeinſchaftlichen Wirkungskreiſes. Aber dem Menſchen kommt es doch nicht allein auf das Werk an, welches ein Gemeingut iſt; ſondern ſein Leben iſt die Thätigkeit, und nur durch ſie iſt er auch im Staate ein Mann und keine Null. Welcher Unterſchied aber in dieſer Hinſicht zwiſchen dem geſunden, der für den kranken arbeitet, und dieſem, der in die Bäder geſchikkt iſt. Und zwar noch ein ganz anderer Unterſchied iſt dies als zwiſchen dem arbeitstüchtigen und unthätigen. Denn einige Wochen Muße verordne ich mir ſelbſt gern, und denke es auch bei Platon zu verantworten, wenn ich ihn erinnere, daß unter ſeinen Zeitgenoſſen im täglichen Leben ein ganz anderes Verhältniß ſtattfand zwiſchen freier Muße und an die Stunde gebundener Arbeit, und daß es ſich bei uns nicht anders will thun laſſen, als daß wir in größeren Maſſen nachholen müſſen, was uns im kleinen verſagt iſt, wie denn auch hier weniger von einem körperlichen Heilmittel die Rede iſt, als davon, daß die unmittelbare geiſtige Abſpannung, die nur zu leicht eintritt bei unſerer Lebensweiſe, gehoben werden ſoll, indem eine freiere Thätigkeit an die Stelle einer gebundenen tritt. Dabei alſo kann ich mich noch wohlbefinden, wenn der Prozeß der Thätigkeit eine Zeit lang nicht im Treibhauſe geht ſondern im freien, wo alles beſſer wurzelt und bekleibt, und viel beſſer dünke ich mich daran zu ſein, als wer ſich unterdeß der Heilung wegen in den Bädern, dieſen *νοσοτροφείοις* Krankheitsmäſtereien, wie ſie Platon gewiß würde

genannt haben, unter dem geſundheitlichen Auswurf der Generation herumtreibt, wo jeder ſich nicht nur unthätig verhält, ſondern gar nichts anderes iſt als — denn ich muß es fein ausdrükken, weil es hier vornehm hergeht — der dienſtthuende Kammerherr ſeiner Krankheit, die er überall hingeleitet und ihr Plaz und Ehrfurchtsbezeigungen verſchafft, ſelbſt aber auch ſo von Ehrfurcht gegen ſie erfüllt iſt, daß wo zwei ſolche ſich begegnen ſie auch, recht wie leidenſchaftlich treue Diener, von nichts anderem und lieberem reden als von ihrer hohen Herrſchaft und von deren guten oder ſchlimmen Launen. So daß man kaum begreift, wie einer, der noch etwas auf ſich hält, einen andern überreden oder ſich ſelbſt überreden laſſen kann zu einer ſolchen Darſtellung des menſchlichen Lebens, wie dort geliefert wird, ſeinen Beitrag zu geben; und nur die große Anzahl ſolcher edlen Naturen, welche ihre Schuld an das Gemeinweſen nur dadurch abtragen, was ſie in der feinern Geſelligkeit ſind, und der Wetteifer, den dieſe in andern erregen, machen die weit verbreitete freiwillige Theilnahme an dieſen Anſtalten, in denen die feinere Geſelligkeit ſich nach einer beſonderen Geſezgebung ausbildet, einigermaßen begreiflich.

Indeſſen gegen die platoniſche Maxime, der Arzt ſolle weder in langwierigen Krankheitszuſtänden noch in erſt muthmaßlichen und noch unentſchiedenen ſeine Kunſt ſo ausüben, daß er die Geſchäftsthätigkeit ſuspendirt, welche der Zuſtand noch übrig läßt, gegen dieſe wird viel häufiger gefehlt als nur durch unſere Bade- und Brunnen-Euren, und der weichliche Gehorſam der kranken iſt faſt überall und unter allen Ständen mit Ausnahme derer, die von der Hand in den Mund leben, derſelbe, ſo daß ſich die Frage aufdrängt, aus welchen Gründen doch dieſe unſittliche Praxis ſo allgemein geworden iſt, daß man zweifelhaft ſein muß, ob mehr durch die Bereitwilligkeit der kranken die Aerzte ſich verleiten laſſen über ihr Gebiet hinauszugreifen, oder ob mehr durch die willkührliche Gewalt der Aerzte die ſittliche Richtung der kranken iſt gebändiget worden? Hierüber glaube

ich zwei Geheimniſſe ausplaudern zu können, deren eines ich unbedenklich mittheile, weil es wol jeder ſchon weiß, nur daß es keiner ausſpricht; vom andern aber würde ich nicht reden, wenn es nicht doch im Platon ſtände. Das laute Geheimniß iſt dieſes, daß nichts in der Welt verführeriſcher iſt als dieſes, was Platon die Krankheitsfütterung nennt, gefüttert aber wird ſie mit geſchäftiger Unthätigkeit. Denn jedermann hält etwas auf ſeine Pflicht, nicht nur wie ſie ihm der Buchſtabe des Geſezes oder Vertrages anweiſet, ſondern auch wie er ſelbſt ſie ſich abſtekkt; wenn alſo der kunſtverſtändige irgend auf dringende Weiſe ſagt, es ſei nothwendig um ſeiner Erhaltung willen die Pflicht auf eine Zeit lang bei Seite zu legen, die Geſchäfte würden ſich deſto beſſer dabei ſtehn, wenn er ihnen erhalten würde: ſo fängt dieſe leere Rede nur gar zu leicht, und ich möchte ſagen, wer nur Einmal ſich überreden laſſe einen Tag unnüz im Bette zu bleiben, der ſei in dieſer Hinſicht verloren; und hier heißt es beſonders beim erſten Mal, Nur heute heute nur laß dich nicht fangen, ſo biſt du hundertmal entgangen. Das zweite aber, was ich nur gebe wie es im Platon ſteht, iſt dieſes, daß ein Künſtler ſelten die Kunſt allein übe, nach der wir ihn benennen, ſondern die meiſten üben außer dieſer noch eine andere, nämlich die Geldmacherkunſt, von dieſer aber ſei ein großer Theil die Schmeichelei, welche am beſten das Geld aus dem Beutel des einen in den des andern zaubere. Dieſe alſo ſchleiche auf ſolche Weiſe ein in die meiſten Künſte und verderbe nicht nur die Werke, ſondern wenn man aus den Werken guter Meiſter dann die Regeln der Kunſt abmerken wolle, ſo verderbe ſie auch die Regel. Nun ſei jene Rede, welche ermahnt, daß man ſich von der Thätigkeit losſagen ſolle um ſich ſelbſt zu ſchonen und zu erhalten, weil ſie einen großen Werth auf die Fortdauer der Perſon lege, eine Schmeichelrede und als ſolche ganz trefflich und alſo auch für den Erwerb unvergleichlich; aber weil dergleichen die Aerzte nicht als Aerzte ſagen, ſo finde auch hier der Gehorſam keine Anwendung, welchen überall der Laie dem Künſtler zu

leiſten habe. Daher es denn auch gewöhnlich ſo geſchehe, daß die weichlichen ſich ſolche Aerzte aufſuchen, welche jene Schmeichelreden üben, und ſo nehme auch dieſe falſche Uebung der Heilkunde überhand mit der Weichlichkeit. Diejenigen Aerzte aber, welche neben ihrer Kunſt die Erwerbskunſt nur üben, ſofern es geſchehen könne ohne ihre Kunſt zu verderben, und daher den kranken zureden und ſie auch wol mit harten Worten ermahnen, wenn ſie etwa ſich mehr nachſehn wollen als billig, dieſe werden auch nur von doriſch geſtimmten Gemüthern geſucht, wie Platon's Rede lauten würde, und beide wären dann einig darüber, daß der Geiſt nicht dürfe geſtört werden um des Leibes willen. Ein joniſcher Arzt aber und ein doriſcher kranker oder umgekehrt würden nicht lange zuſammen ſtimmen.

Wenn aber auch dieſes alles klar genug vor Augen liegt: ſo ſind doch noch bedeutende Einwendungen zu machen gegen die platoniſche Lehre. Denn einmal will er dem Arzt überall keine Verbote geſtatten, auch nicht diätetiſche, denn das ſagt er mit Berufung auf die homeriſchen Asklepiaden, die dem verwundeten Helden keine Vorſchriften gemacht über Eſſen und Trinken, ſondern er habe ſeinen pramniſchen Wein genommen wie immer; und doch möchte ohne dieſes Recht diätetiſcher Vorſchriften jezt niemand wollen Arzt ſein. Ja zweitens wegen des offenbaren Einfluſſes der geiſtigen Thätigkeiten auf die organiſchen Verrichtungen würde auch niemand wollen Arzt ſein, wenn er nicht dürfe auch die Seele behandeln mit dem Leibe.

Was nun das erſte betrifft, oder vielmehr beides, denn diätetiſcher Natur werden ja die pſychiſchen Behandlungen des Arztes auch immer ſein *): ſo dürfen wir freilich nicht vergeſſen,

*) Man nennt zwar auch noch etwas anderes ſo, wenn man nämlich um vortheilhaft auf den Körper zu wirken gewiſſe Gemüthszuſtände wie Liebe Zorn Todesfurcht abſichtlich alſo gröſtentheils ohne Grund und Erfolg zu erregen ſucht. Doch davon kann wol gar nicht einmal die Rede ſein als nur bei wahnſinnigen, für welche es keinen Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Lüge giebt.

daß Platon aus ſeinem Staat heraus redet, in welchem ſchon vorher und in geſunden Tagen die Lebensweiſe ſo einfach iſt, daß es was Eſſen und Trinken betrifft nichts mehr zu verbieten giebt, und daß unſere Aerzte zufrieden ſein würden, wenn ſie ihre kranken ſchon immer bei der alltäglichen platoniſchen Diät fänden, und ihnen gern nichts weiter verbieten, ſofern es nicht etwa die Krankheit ſelbſt verbietet durch inſtinctartige Abneigung. Daß aber bei einer künſtlichen Lebensweiſe den kranken diätetiſche Vorſchriften nothwendig ſind, wenn anders nicht auch die Mittel vergeblich gebraucht werden ſollen, ſagt Platon ſelbſt *). Eben ſo ſind auch dort die Gemüther ſo geregelt durch jene doriſche Muſik, und ſo in Ordnung gehalten durch die damit zuſammenſtimmenden Sitten, daß heftige Leidenſchaften, die Stoff zu einer mileſiſchen Fabel oder einer Tragödie geben könnten, dort ganz fremd ſind, und der kranke ſolche Vorſchriften, wie daß er ſich vor Schrekk und Aerger hüten und ſich nicht aufregenden Fantaſien hingeben ſolle, als überflüſſig belächeln würde, und zwar gleichviel ob es ein Mann iſt oder eine Frau. Daher nun müßten wol unſere kranken froh ſein, wenn die Aerzte ſie könnten während der Krankheit in die Gemüthsfaſſung eines platoniſchen Bürgers hinein heilen. Und auch Platon dürfte nichts dagegen haben, wenngleich die Behandlung der Seele nicht das Geſchäft des Arztes iſt, ſondern des Philoſophen. Denn ſein Sokrates ſagt oft genug, daß im Staate die Aerzte herrſchen über die kranken, und zugleich behauptet er, alles Heil beruhe darauf, daß die herrſchenden müßten philoſophiren. So darf er demnach nicht wehren, daß auch die Aerzte philoſophiren, und dann als ſolche unternehmen auch die Seele zu behandeln. Auch wird er es nicht, nur fürchte ich, er werde ſagen, Sie werden es doch nicht können, eure trefflichen Aerzte, wie eifrig ſie auch leſen und die Weisheit treiben im Wagen zwiſchen den Krankenbeſuchen, ihre Mäßigkeit auf die Probe ſtellen und erziehen bei Tafel, und ſich

*) Republ. IV. 425, e. 426.

Abends in Beharrlichkeit und Geduld in Gemüthsruhe und Beſonnenheit üben am Spieltiſch. Denn ſie werden zwar wiſſen herrliche Vorſchriften zu geben für die Seele, aber nicht auch machen, daß ſie befolgt werden und ihre Wirkung thun. Denn die Beſprechungen für die Seele, nämlich die wahrhaftigen Reden und die ihnen angemeſſenen unverdorbenen Dichtungen, ſagt er, wirken nicht plözlich wie die für das Fieber oder die Roſe, ſondern nur durch lange Uebung und Gewöhnung; daher es auch keine andere Behandlung der Seele giebt, als im großen durch die Geſezgebung und die Sitte, im einzelnen aber durch Unterweiſung und Erziehung. In dem beſchränkten Zeitraum einer Krankheit aber könnt ihr nicht eine ordentliche Behandlung an der Seele üben, ſondern nur Kunſtſtükkchen mit ihr verſuchen auf Gerathewohl, und das mögt ihr denn immer thun, wenn ihr einen könnt mit gutem Gewiſſen für einen Karier erklären.

Um aber die Sache ganz auf das reine zu bringen, müſſen wir noch einmal auf einen Unterſchied zurükkommen, den wir ſchon früher geltend gemacht und der ſichtlich auch dem Platon vorgeſchwebt hat, den wir aber wenigſtens beſtimmter ausſprechen können, wenngleich wir uns wegen des näheren auf die Aerzte ſelbſt berufen müſſen. Das iſt der zwiſchen acuten Krankheiten und chroniſchen. Daß er dieſen im Sinne gehabt, iſt mir klar aus dem Ausdrukk, man dürfe nicht Zeit haben auf ſolche Weiſe krank zu ſein, daß man ſeine Geſchäfte lange müßte im Stich laſſen. Denn was iſt in Bezug auf Krankheit lang und kurz, wenn wir nicht kurz nennen wollen was ſeinen Verlauf hat in einer beſtimmten Zeit, mögen es nun drei Tage ſein oder acht und zwanzig, lang aber was ſich auf unbeſtimmte Art hinzieht? In den acuten nun iſt der Menſch einmal auf eine beſtimmte Zeit der Krankheit verfallen, und alſo auch dem Arzt, und wenn Platon dieſem nicht vergönnen will ſeine Operationen über dieſen ganzen Zeitraum auszudehnen: ſo ſoll er Unrecht haben ohne weiteres. Nun aber iſt der Arzt auf dieſem Gebiet allerdings wenn auch kein Wahrſager doch ein Zeichendeuter, und

kann aus Erfahrung eine Wahrſcheinlichkeit aufſtellen, durch was für Thätigkeiten, wenn ſie nicht vermieden werden, ein ungünſtiger Ausgang, ſei es nun unmittelbar der Tod oder ſei es Umwandlung in eine chroniſche Krankheit, herbeigeführt werden könne. Giebt er nun auch dergleichen Rathſchläge: ſo hat Platon immer Recht, wenn er ſagt, daß wir ſie gar nicht als Verordnungen anhören ſollen, denn nur Einwirkungen auf die körperlichen Functionen gehören zu der Herrſchaft des Arztes; auch jene aber als Verordnungen anſehen heißt immer den Grundſaz aufſtellen, daß das Leben um jeden Preis müſſe erhalten werden. Daher nun hier nicht das Anſehn des Arztes, ſondern das Gewiſſen des kranken den Ausſchlag geben muß, und es kann dringende Fälle genug geben, wo jeder kranke, der nicht ganz darauf verzichten will für tapfer gehalten zu werden, den Arzt nicht zwar geradezu gehen läßt aber doch ſeinen Rath zurükkweiſet und ihm anheimſtellt, was etwa verdorben werden könne durch eine Thätigkeit, die ſich nicht ablehnen läßt, in der Folge durch verſtärkte ärztliche Behandlung wo möglich wieder gut zu machen, wo aber nicht, ſo wolle der kranke den Schaden ſelbſt tragen und den Arzt von aller Schuld entbinden. Gäbe es nun ſolcher tapferen viele: ſo würden auch die Aerzte — denn welcher wollte nicht lieber einen tapferen heilen als einen feigen — mehr auf ihre eigentliche Aufgabe zurükkommen, nämlich den ihrer Gewalt doch nicht untergebenen innern Einwirkungen des Geiſtes auf den Körper lieber durch die ihnen zu Gebot ſtehenden äußeren Einwirkungen der Mittel auf den Körper entgegen zu arbeiten. Wogegen es auf der andern Seite eine Donquixoterie der Pflicht oder der Arbeitſamkeit wäre, da ſich ja leicht überſehen läßt, was in einem ſolchen Zeitraum verſäumt werden kann, wenn wir nicht, wo keine dringende Noth entgegentritt, auch hierin dem Arzt folgen wollten, da wir ja doch bei geſunden Tagen mit gutem Erfolg für uns und das gemeine Wohl je weniger unſere Berufsthätigkeit mechaniſch iſt um ſo mehr die Regel des Dichters wahrnehmen, Drum heze dich nicht zur ſchlimmen Zeit, denn Füll' und

Kraft ſind nimmer weit: haſt in der böſen Stund' geruht, iſt dir die gute doppelt gut.

Ganz anders aber iſt es mit den chroniſchen Krankheiten überhaupt, und auch um bei dem lezten anzufangen was dieſe Regel betrifft. Denn da müſſen wir auf alle Weiſe danach ſtreben, daß die Zeit der Krankheit nicht noch für den Geiſt zur böſen Stunde gehöre, und müſſen auf alle Weiſe ſuchen den Einfluß des Leibes auf den Geiſt um ſo mehr zu vermindern, je mehr der Leib ſelbſt ſchon ſeinem Untergange entgegen geht, nicht aber den Geiſt um ſo mehr von dem Leibe beherrſchen laſſen, je ſchlechter dieſer ſchon geworden iſt. In ſolchen Zuſtänden alſo hat Platon vollkommen Recht, daß der Arzt nicht zu hören iſt mit allen Rathſchlägen, welche ein wenn auch nur theilweiſes Aufgeben der noch möglichen Geſchäftigkeit enthalten. Und nicht nur ſchreitet der Arzt dadurch über ſeine Befugniß hinaus, ſondern auch als Arzt hat er Unrecht, weil am meiſten durch das Bewußtſein einer auch mit Anſtrengung durchgeſezten Thätigkeit ein heiterer Einfluß des Geiſtes auf den Leib erhalten werden kann. Nur das eine wird auch Platon zugeben, daß ſo wie jeder ſich ſeine Thätigkeit im Staate doch wählt mit Rükſicht auf ſeine körperlichen Anlagen, ſo auch einer durch einen gänzlich veränderten Geſundheitszuſtand genöthiget werden kann ſeiner bisherigen Berufsthätigkeit zu entſagen und eine andere an ihre Stelle zu ſezen, wie auch Sokrates ſelbſt von ſeinem Freunde Theages ohne Tadel erzählt, daß eine in ſeinem Körper ſich hegende Kränklichkeit ihn gehindert habe ſich den Staatsgeſchäften zu widmen, ohnerachtet dies ganz auf ſeinem Lebenswege gelegen. Allein nicht Rükſicht auf die Geſundheit ſoll eigentlich dergleichen Entſchlüſſe hervorbringen, ſondern rein die Fürſorge für die Sache ſelbſt, daß ſie nicht, wenn wir als ſchlechte Arbeiter daran gehen, durch uns Schaden leide.

Dieſes alſo ſei über dieſen Gegenſtand platoniſch gefabelt oder gelehrt, wie jeder es anſehn will. Gefabelt aber werden es alle finden, welchen die heutige Weichlichkeit ſchon ſo zur Natur

geworden iſt, daß ſie es natürlich finden auch bloß vegetirend fortleben zu wollen, und ſollten auch Aerzte und Wärter in großer Anzahl ihre ganze Zeit zum Opfer bringen, um Ein ſolches gehaltloſes Leben hinzuhalten. Wenn nur diejenigen etwas von richtiger Lehre darin wahrnehmen, welchen auf der einen Seite am Herzen liegt, daß wir in wichtigen Dingen ſo wenig als möglich auf Gerathewohl handeln, ſondern die Kunſt des richtigen Lebens auch im einzelnen mehr auf etwas feſtes gebracht werde, und welche auf der andern Seite einſehen, daß wir uns weit mehr vor denjenigen Uebeln, welche aus der weichen und nachgelaſſenen Stimmung entſpringen, als vor den entgegengeſezten zu hüten haben.

V.

Zur Philologie.

---

1. Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius. Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 9. Januar 1815.
2. Ueber die ethiſchen Werke des Ariſtoteles. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 4. Dec. 1817.
3. Ueber eine Gloſſe des Timäus. Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 8. Aug. 1826.
4. Ueber den Begriff der Hermeneutik, mit Bezug auf F. A. Wolfs Andeutungen und Aſts Lehrbuch.
   - A. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 13. Aug. 1829.
   - B. Am 22. Oct. 1829.
5. Ueber Begriff und Eintheilung der philologiſchen Kritik. Geleſen in der Sitzung der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 30. März 1830.

1. *)

Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius. **)

Bei dem Beſtreben die Fragmente des Demokritus zu ſichten kommt man natürlich auf die Frage, ob dieſes Verzeichniß ächt iſt. Denn ein Fragment gewinnt einen weit höheren Grad von Wahrſcheinlichkeit, wenn es in einer Schrift des Verfaſſers geſtanden haben kann, und wenn es mit anderen eben dahin gehörigen ein ganzes ausmacht.

Die Katalogen des Diogenes ſind von ſehr verſchiedenem Werth; oft hat er ſchlechte Autoritäten für ſich, die gleichnamigen Männer verwechſelt, oder aus unbeſtimmten Citationen Ueberſchriften zuſammengeſtoppelt. Hier hat er den Thraſyllus für ſich, der doch einer von den minder zu verwerfenden Männern iſt, und zwar giebt er uns die beſtimmte Nachricht, Thraſyllus habe die Schriften des Demokritus ebenſo in Tetralogien gebracht, wie die platoniſchen. So verkehrt nun dieſer Gedanke an ſich iſt, ſo erleichtert er doch den Gebrauch des Verzeichniſſes

*) Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe am 9. Januar 1815. S.

**) IX, 45—49.

ſehr. Ich habe es lediglich für meinen Zwekk näher betrachtet, und will nun zur Prüfung mittheilen, was ich darüber bemerkt habe.

Des Thraſyllus Verzeichniß hat vier Abtheilungen, iſt alſo ſelbſt tetralogiſch, ἠθικά, φυσικά, μαθηματικά und μουσικά; dazwiſchen eingeſchoben ſind auf eine höchſt wunderliche Weiſe ἀσύντακτα. Dieſe ſind aber offenbar nichts anders als Bücher, die entweder dem Diogenes, oder, wenn er aus der zweiten Hand geſchöpft, ſchon einem Vorgänger vorgekommen und von ihm für ächt gehalten worden, aber nicht in der σύνταξις des Thraſyllus gefunden wurden. Denn von dieſem ſagt er ἀναγέγραφε κατὰ τάξιν, welchem das ἀσύντακτα entgegengeſezt iſt. — Die ethiſche Abtheilung bildet zwei Tetralogien, wenn man alle Titel einzeln nimmt. Die erſte α, Πυθαγόρης, β, περὶ τῆς τοῦ σόφου διαθέσεως, γ, περὶ τῶν ἐν Ἀΐδου, δ, Τριτογένεια. Da Diogenes ſchon, aber anderwärtsher, *) der Schrift Πυθαγόρης erwähnt und ſagt, Demokritus bewundere darin den Mann: ſo hätte ich gern das περὶ τῆς τοῦ σόφου διαθέσεως nur als zweiten Titel vom Πυθαγ. angeſehen; allein man kommt mit der Tetralogie nicht heraus. Ueber die Schrift περὶ τῶν ἐν ᾅδου finde ich bis jezt nirgend etwas erwähnt, **) auch kein Fragment unter den vorhandenen, welches offenbar aus ihr könnte genommen ſein. Aber behandelt mag Demokritus dieſe Gegenſtände wol haben, da er gegen die δεισιδαιμονία zu ſchüzen ſuchte. Nur daß ich dies eher in dem Buch περὶ εὐθυμίης erwartete. Rein für ſich behandelt bekommt die Sache eher einen ſophiſtiſchen Charakter, von dem aber vielleicht doch Demokritus nicht ganz frei zu ſprechen iſt. — Ueber die Τριτογένεια, von der aber dennoch daſſelbe gilt, giebt Tzezes zum Lykophr. einen Aufſchluß, den Menagius beibringt. Nämlich die Ἀθηνᾶ hieße

*) IX, 38.

**) Spätere Anm. Schleiermacher's. Nur Athenäos IV, 65, p. 168 erzählt, Demokritus habe ſie nebſt dem μέγας διάκοσμος den Abderiten vorgeleſen.

ſo — ἢ ὅτι κατὰ Δημόκριτον τρία ταῦτα χαρίζεται βουλεύειν καλῶς, κρίνειν ὀρθῶς, πράττειν δικαίως. Etwas anders Euſtathius τὸ εὖ λογίζεσθαι, τὸ λέγειν καλῶς τὸ νοηθὲν καὶ τὸ ὀρθῶς πράττειν αὐτό. Viele von den vorhandenen ethiſchen Fragmenten, ja faſt alles eigentlich praktiſche ließe ſich in dieſe offenbar ſehr exoteriſche Schrift bringen. Sollte Tzetzes dieſe wirklich noch vor ſich gehabt haben und nicht ſelbſt aus Excerpten reden: ſo ließe ſich freilich begreifen, wie ſich ſo viele kaum zu bezweifelnde moraliſche Fragmente haben erhalten können, und wie eben deshalb auch ſo viele andere durch Verwechſelung dem Demokritus haben können zugeſchrieben werden. — Die zweite Tetralogie enthält nun α, περὶ ἀνδραγαθίης ἢ περὶ ἀρετῆς, β, Ἀμαλθείας κέρας, γ, περὶ εὐθυμίης, δ, Ὑπομνημάτων ἢ οἴκων. Ueber die erſte Schrift iſt mir nichts weiter bekannt; von der zweiten ſagt Menagius, es ſei ein gewöhnlicher Titel geweſen, deſſen ſich mehrere bedienten. Ich geſtehe, daß mir dies aus den Stellen im Gellius und Plinius nicht hervorzugehen ſcheint; man kann recht gut in ſolchen Fällen alii ſagen und nur Einen im Sinn haben. Ich weiß von keinen anderen; aber das Gefühl giebt und auch jene Stellen geben es, daß es ein ſpäterer Titel iſt, und für zuſammengetragene Notizen paſſend, und ich glaube, daß Thraſyllus mit dieſem Titel betrogen worden iſt. — *Περὶ εὐθυμίας*. Aus dieſem Buch findet ſich eine Stelle bei Stobaeus *) angeführt, die man nach einer andern im Seneca **) für den Anfang des Buches halten ſollte. Doch iſt die Stelle de tranquil. cap. 12. nicht ganz entſcheidend, und ſie wird einem in der That nicht das Gefühl geben der Anfang eines Buches aus dieſer Zeit zu ſein. Ueber die Theorie des Demokritus von der εὐθυμία, ſeiner Realdefinition von εὐδαιμονία, ſind alle Relationen über ſeine Philoſopheme voll. Allein da mehrere Relationen auch ſagen, er habe ſich für die εὐθυμία des Aus=

*) Serm. tit. 103, 25 ed. Gaisf.

**) De tranqu. 12.

drukks *ἐνεστώ* bedient: ſo kann man wieder zweifelhaft werden, ob das Buch könne *περὶ εὐθυμίας* geheißen haben. Ich erkläre mir die Sache aber ſo, daß *ἐνεστώ* nicht ein reines Synonym geweſen, ſondern vielleicht nur die *τελεία ἀρετή* bezeichnet, vielleicht auch dieſer Ausdrukk nur in Büchern anderer Art iſt gebraucht worden. An jene Stelle im Stob. ſchließen ſich viele Fragmente ähnlichen Inhalts an, nur daß freilich, wenn man dieſer Indication folgt, der Unterſchied, den man zu finden wünſchen müßte zwiſchen der *Τριτογ.* als einer exoteriſchen und der *περὶ εὐθ.* als einer eſoteriſchen Schrift, ſich nicht feſthalten läßt. Für die lezte Schrift aus dieſer Tetralogie bleibt nun nach unſerm Text übrig *ὑπομνημάτων ἢ οἴκων.* Wie einige dieſes erklärt, ſie hätte ſo geheißen, weil ſie eine Empfehlung des häuslichen Lebens (wiewol dies jenem Anfange der *εὐθυμία* entgegenläuft) oder gar eine Oekonomik enthalten, erwähne ich nicht. Es bleibt abgeſchmakkt. Menagius wollte ſich anfangs auch damit begnügen, folgt aber hernach der Correctur eines mir ſonſt völlig unbekannten Stephanus Monachius *ὑπομνημάτων ἠθικῶν.* Die Emendation iſt in der That höchſt leicht. Allein es iſt nur nicht damit geholfen. Wie ſoll der Titel im Genitiv ſtehen, wenn nicht wenigſtens eine Zahl darauf folgt, die gänzlich fehlt. Der Cod. Reg. giebt einige Hülfe, indem er unſern Titel nicht beſonders beſtehen läßt, ſondern ihn mit dem vorigen verbindet *περὶ εὐθυμίας ὑπομν. ἢ οἴκ.* Allein wenn man nun auch *ἠθικῶν* lieſt, verſteht man doch den Genitiv nicht. Ich bin daher ſchon lange in Verſuchung geweſen, zu leſen *περὶ εὐθυμίας ὑπομνημάτ. η'*, und das *οἴκων* ganz zu ſtreichen, welches aus *ὀκτώ* kann entſtanden ſein, wenn dieſes neben *η'* ſich fand. Dieſes erklärt auch die folgenden Worte, die ſonſt zu unbeſtimmt daſtehen *ἡ γὰρ εὐεστὼ οὐχ εὑρίσκεται.* Es muß nämlich Thraſ., oder von wem die Worte ſind, gewußt oder geglaubt haben, das 9te Buch *περὶ εὐθυμίας* habe den Namen *εὐεστώ* geführt, dieſes aber ſei damals ſchon verloren geweſen. Will man dieſes nicht annehmen: ſo muß man die Worte hinter

die ταῦτα μὲν τὰ ἠθικά ſezen. Fallen nun aber die beiden Titel, περὶ εὐθ. und ὑπομν. zuſammen: ſo wird die Tetralogie mangelhaft, und man muß glauben, entweder, die Worte ἢ γὰρ εὐεστώ bezögen ſich darauf, daß beim Thraſ. dieſes Buch die vierte Stelle eingenommen, Diogenes aber es auslaſſe, weil es zu ſeiner Zeit nicht mehr da ſei. Dies würde aber vorausſezen, daß alle andern Bücher er noch vor ſich gehabt, weil er ſonſt ebenſo überall verfahren müßte, und dies iſt höchſt unwahrſcheinlich. Oder wo nicht: ſo muß man die beiden Titel περὶ ἀνδραγ. und περὶ ἀρετῆς trennen und das ἢ dazwiſchen löſchen, welches das leichteſte Mittel ſcheint.

Die phyſiſche Abtheilung enthält vier Tetralogien, allein man muß mit Verbindungen zu Hülfe kommen. Ich muß zur erſten fünf Titel unſeres Textes rechnen: μέγας διάκοσμος, μικρὸς διάκοσμος, κοσμογραφίη, περὶ πλανήτων, περὶ φύσεως πρῶτον. Der μέγ. διάκ. (über das Wort bringt Menagius gutes bei; daß ſich aber Parmenides *) deſſelben bedient, bezweifle ich, man kann ſehr gut trennen) war ohnſtreitig das Werk, welches im ganzen Zuſammenhang die Atomenlehre und die Weltconſtruction des Demokritus enthielt. Aus dieſer Schrift iſt ohnſtreitig alles, was hierüber die alten anführen. Wunderbar aber, daß unſer Autor ſagt, Theophraſt ſchreibe dieſen μέγαν διάκοσμον dem Leucippus zu. Betrogen könnte ſich darin Theophr. ſchwerlich haben; nur Schade, daß niemand die Stelle zu kennen ſcheint, und ſie wahrſcheinlich verloren iſt. Wie ſollte aber ohnerachtet einer ſolchen Tradition der ariſtoteliſchen Schule das Werk nicht nur vom Thraſ. ſondern allgemein dem Demokritus ſein beigelegt worden; wie ſollte Demokr. nur in Bezug auf das Werk ſeines Freundes und Lehrers einen μικρὸν διάκ. geſchrieben haben, der ein Auszug von jenem geweſen wäre? Dann würde er doch mit ſeiner ganzen Phyſik weit weniger ſelbſtändig aufgeführt worden ſein neben dem Leucipp., ja er hätte nicht umhin ge-

*) Fragm. ed. Brand. v. 121.

konnt dies im Eingang ſeines Werkes ſelbſt zu ſagen. Ich vermuthe alſo, hier ſei ein Mißverſtand, und Theophr. habe nicht von dem Werke ſelbſt ſondern von den Grundzügen der darin ausgeführten Theorie geſagt, ſie gehöre dem Leucipp., denn ſo führen auch Ariſtot. und ſeine Commentatoren überall beide neben einander an. Allein wenn er nun den *μέγ. διάκ.* geſchrieben, wie ſollen wir uns den *μικρ.* dazu denken? als Auszug? So hat wol nicht leicht ein alter ſich ſelbſt epitomirt, und hätte es ein anderer gethan, wie ſollte er das einzige Werk *μέγαν* genannt haben? Ich getraue mich hier nicht zu entſcheiden. Es laſſen ſich, da alle näheren Angaben fehlen, gar zu viele Hypotheſen aufſtellen. *Κοσμογραφίη* verſteht Menag. mit Unrecht von Erdkunde; die folgt unten; allein es iſt auch ſchwer einen andern Inhalt zu finden, der nicht mit den mathematiſchen Schriften collidirt. Da man nun ohnedies hier irgendwo zwei Titel zuſammennehmen muß, weil ſonſt die Tetralogien nicht herauskommen: ſo leſe ich *κοσμογραφίη ἢ περὶ πλανήτων*. Die Theorie, daß durch Trennung der Atome die Weltkörper wieder vergehen, und andere entſtehen können, mag hier ſein ausgeführt, und die planetariſche Region als der Siz dieſer Revolutionen dargeſtellt worden. Ein Anhang zum *διάκοσμος* ſcheint es gewiß geweſen zu ſein. Das vierte nun iſt *περὶ φύσεως πρῶτον*; und nichts vom Fehlen der andern? oder ſoll man dem Ueberſezer ſein de natura unus verzeihen? Ich weiß nichts beſſeres, als *περὶ φύσεως πρώτου*, und es mag wol nöthig geſchienen haben, einen beſondern Tractat zu ſchreiben über die Differenz in der Art zu ſein der Atome als des einzig wahren, und der der Scheinwelt der wandelbaren Dinge. Dadurch daß wir dieſes noch in die erſte Tetralogie nehmen, gewinnen wir auch, daß alle allgemeinen phyſiſchen Schriften in dieſer verſammelt ſind, und uns ein Verſtand in dem Ordner erſcheint.

Zweite Tetralogie. *περὶ ἀνθρώπου φύσεως ἢ περὶ σαρκὸς β', περὶ νοῦ, περὶ αἰσθήσεως*. Ich kann nicht anders als hieraus eine vollſtändige Tetralogie machen. Wer wollte auch

περὶ ἀνθρ. φύσ. und περὶ σαρκός für einerlei halten? keiner unter den wunderlichen Einfällen des Demokr. rechtfertigt dieſes. Dies ſind alſo offenbar zwei Schriften. Die Worte ταῦτά τινες ὁμοῦ γράφοντες περὶ ψυχῆς ἐπιγράφουσι ſcheinen nach einer Stelle bei Ariſtot. de anim. *) nur auf die beiden lezten zu gehen, und ſo kann man ſich denken, daß auch περὶ σαρκός Unterabtheilungen gehabt, Thraſ. aber hier den allgemeinen, dort die beiden beſondern Titel gewählt.

Dritte Tetralogie. α, περὶ χυμῶν, β, περὶ χροῶν, γ, περὶ τῶν διαφερόντων ῥυσμῶν, δ, περὶ ἀμειψιῤῥυσμιῶν. Ob es ſo ausgemacht iſt, daß χυμός bloß von Flüſſigkeiten, ſo fern ſie den Geſchmakk afficiren, gebraucht wird, mögen andere entſcheiden. In einer beſtimmten Beziehung muß es hier genommen ſein und nicht etwa für χυλός. Wegen der Analogie mit χροῶν ſcheint das erſte Subſtrat einer Sinnenanſchauung gemeint zu ſein. Dieſe Affectionen ſind aber das einzige, wodurch wir uns der Elemente bemächtigen, und daher gehören hieher die 3te und 4te Schrift. Nämlich von ſeinen Elementen, Atomen, behauptet Demokr., daß ſie nur an ſich ρυσμῷ, welches die alten einſtimmig für σχῆμα erklären, differirten. Das Wort als λέξις ἀβδηριτική auch bei Hippokrat. Auch bei Dionyſius Perieget., aber nur durch ungeſchikkte Nachahmung. Ich möchte aber leſen ῥυσμῷ, ſonſt dürfte der Titel mathematiſch werden. Der Tractat περὶ ἀμειψιῤῥ. muß die Frage behandelt haben, ob ein Uebergang aus einem Element in das andere, ein Verwechſeln der Grundfiguren möglich ſei, welches, ſoviel die Sache ſich noch ausmitteln läßt, Demokr. verneint haben muß. Denn an eine andere Etymologie des Wortes in einer Analogie mit dem Adjectivo ἐπιῤῥυσμίη iſt ſchwerlich zu denken. Ein ganz ähnliches Wort ἀμειψικοσμίη ſchreibt Heſych. dem Demokr. zu.

Vierte Tetralogie. α, κρατυντηρία, β, περὶ εἰδώλου ἢ περὶ προνοίας, γ, περὶ λοιμῶν κανὼν α' β' γ', δ, ἀποῤῥημά-

*) I, 2.

των. — Κρατυντηρία. Des Wortes bedient ſich auch Hippokrates wahrſcheinlich in chirurgiſchem Sinn. Dieſes Buchs erwähnt auch Sextus VII, 136, und führt eine Stelle daraus an. Man ſieht faſt, daß es beſtimmt geweſen für die aufgeſtellten Thorien empiriſche Beſtätigungen aufzuſuchen, was auch dem Worte ganz angemeſſen iſt. In dem Zuſaz würde ich ὅπερ ἐστὶν ἐπικρατητικὰ τῶν προειρημένων*) leſen. — Die zweite Ueberſchrift περὶ εἰδώλου ἢ περὶ προνοίας klingt ſehr paradox, denn auch nach Demokr. ſelbſt gehen beide Begriffe nicht in einander auf; aus den εἰδώλοις ſollen nicht nur die fingirten Vorſtellungen der Götter, worauf die πρόνοια beruht, ſondern auch alle Geſichtsvorſtellungen und alle Träume entſtehen. Hier ſcheint alſo faſt ein beſchränkendes Prädicat zu εἰδώλου zu fehlen. — Ganz unhaltbar offenbar iſt περὶ λοιμῶν κανῶν α' β' γ'. Das beſte, was auch ſchon Menag. beibringt, iſt freilich aus Gellius**) περὶ λοιμῶν ἢ λοιμικῶν κακῶν. Nur daß freilich niemand ſieht, wozu eine ſolche doppelte Ueberſchrift, da λοιμοί ſchon unbeſtimmt genug iſt. Ueberdies aber können wir den Titel κανών nicht miſſen; denn Sextus***), wie auch Menag. wohl weiß, citirt ἐν τοῖς κανόσι die merkwürdige Stelle über eine zwiefache Art der Erkenntniß. Hiezu kommt nun, daß wir bei der lezten Schrift wieder haben einen unſtatthaften Genitiv für ſich. Dies berechtiget, hoffe ich, zu der Umſtellung περὶ λοιμῶν. ἀποῤῥημάτων κανὼν α' β' γ'. Der Ueberſezer, der ambiguorum ſchreibt, hat hier wahrſcheinlich ἀπορημάτων geleſen, und dagegen möchte nichts einzuwenden ſein.

Dieſes wäre nun die phyſiſche Abtheilung. Ob alles angeführte beſondere Schriften geweſen, könnte man bezweifeln, da man ſich recht gut vorſtellen könnte, daß das meiſte in wenigen

---

*) Für dieſe Conj. beruft ſich Schleierm. in ſeinen ungeordneten Anm. auf Sext. Emp. VII, 136.

**) IV, 13.

***) VII, 138.

von den allgemeinen Werken enthalten geweſen. Wer dem Suidas glauben wollte, es habe nur 2 ächte Werke des Demokr. gegeben, *μέγας διάκοσμος* und *περὶ φύσεως κόσμου*, könnte leicht behaupten, das meiſte wären nur Abſchnitte aus dieſen größeren Werken. Allein theils führt nun Thraſyllus dieſes *περὶ φύσεως κόσμου* gar nicht auf (denn es wäre völlig gegen den Sprachgebrauch, dies mit der *κοσμογραφία* für einerlei zu halten), wenn man nicht auf das *περὶ φύσεως πρῶτον* zurükkgehen und mir dieſes repertum wieder rauben will. Theils muß man doch, wenn man den Verſtand, der durch die Zuſammenſtellung hindurchgeht, berükkſichtigt, der Meinung ſein, daß Thraſyllus die Bücher ſelbſt oder ſehr genaue Nachrichten von ihnen müſſe gehabt haben, ſo daß er auf dieſe Weiſe nicht eben konnte betrogen werden, aber daß er einzeln etwas untergeſchobenes für ächt hielt.

Zu dieſem Verzeichniß der ethiſchen und phyſiſchen Schriften ſcheinen aber zwei anderwärts vorkommende Titel zu fehlen, nämlich *περὶ τέλους*, was Clem. Alex.*) citirt, und *περὶ ἰδεῶν*, woraus Sextus VII, 137 anführt. Allein *τέλος* iſt offenbar ein ſpäterer Ausdrukk, deſſen ſich Clemens bedient, um ein einzelnes Buch aus der Schrift *περὶ εὐθυμίας* zu bezeichnen, wie aus dem Inhalt ſattſam erhellt. Daſſelbe gilt ohnſtreitig von dem Ausdrukk *ἰδεῶν* (denn wenn auch die alten ſonderbar genug bisweilen den Platon und Demokr. zuſammenſtellen, als hätten ſie gleich über die Erkenntniß gedacht, da ſie nur in einer Negation übereinſtimmen: ſo hat doch wol nie einer behauptet, daß Platon jenen Ausdrukk aus dem Demokr. genommen), und dem Inhalt nach muß man glauben, daß Sextus damit das eine Buch der *κανόνων* bezeichnet habe.

Hinter die phyſiſche Abtheilung ſezt nun unſer Autor die *ἀσύντακτα*, offenbar aus keinem andern Grunde, als weil ſie auch phyſiſchen Inhalts ſind. Sie ſind alle, mit Ausnahme des

*) Strom. II. p. 417 Sylb.

leʒten περὶ τῆς λίθου, überſchrieben αἰτίαι, und es ſpricht deutlich genug, daß ſie nur aus den phyſiſchen Schriften zuſammengetragene Meinungen über natürliche Gegenſtände enthalten. Ich bemerke nur dies eine, daß man wahrſcheinlich überall ſtatt αἰτίαι leſen muß ἐτεαί. Das leʒte iſt ein Lieblingsausdrukk, womit er ſeine Theorien im Gegenſaʒ gegen das aus dem Augenſchein abgezogene bezeichnet, und es ſind ſchon ein paar Stellen im Sextus *), wo αἰτίῃ für ἐτεῇ geſtanden hat **).

Die mathematiſche Abtheilung beſteht aus drei Tetralogien. Man muß aber öfter Titel verbinden, wie auch ſchon Menagius gethan. Erſte Tetralogie. α, περὶ διαφορῆς γνώμης ἢ περὶ ψαύσιος κύκλου καὶ σφαίρης, β, π. γεωμ. ἢ γεωμ. Im Text iſt beides getrennt ohne ἤ. γ, ἀριθμοί, δ, περὶ ἀλόγων γραμμῶν καὶ ναστῶν β΄. Ich bemerke nur über die erſte Schrift, daß ſie wahrſcheinlich von einer mathematiſchen πρόφασις ausgehend mehr metaphyſiſch war. Demokr. mußte jede wahre Berührung läugnen, und damit hat es die Schrift gewiß zu thun, und es war wahrſcheinlich von der Berührung des krummen und graden die Rede. Nur die erſte Hälfte des Titels ſcheint mir mangelhaft, und ich möchte ſchreiben περὶ διαφορᾶς γνώμης καὶ δόξης (oder δόξεως, denn δόξις gebraucht Demokr., wenn die Schreibung bei Sextus ***) richtig iſt). Dieſe Schrift alſo für demokritiſch zu halten würde ich an ſich kein Bedenken tragen. Wie ἄλογοι, γράμμαι und ναστά zuſammenkommen, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich iſt ἀλόγων auf beides zu beziehen. Das β bedeutet hier vielleicht nicht zwei Bücher, ſondern den Anfang der zweiten Tetralogie. α, ἐκπετάσματα. Ein zu weitſchichti-

---

*) Vergl. Fabric. ad Sext. Pyrrh. I, 214. (In dieſen und andern Stellen des Demokritus ſteht jedoch ἐτεῇ immer nur adverbialiſch.)

**) Anmerk. Schleiermacher's. So weit eigentlich nur intereſſirt mich das Verzeichniß für meinen Zwekk. Für eine Bearbeitung des Gegenſtandes für ſich fehlt mir noch mich in den Mathematikern umzuſehen, ob und wie dort Demokritus erwähnt wird. Ob Menagius ſich umgeſehen, weiß ich nicht, er erwähnt wenigſtens nichts.

***) VII, 137.

ger Titel, als daß ich etwas beſtimmtes dabei zu denken wüßte. β. μέγας ἐνιαυτὸς ἢ ἀστρονομίης παράπηγμα hat ſchon Menagius zuſammengezogen. Sehr gut konnte die Conſtruction eines großen Jahres ſo heißen. (Vitruvius IX, 7, wo die parapegmata vorkommen, erwähnt des Demokr. nicht. Nur der Scholiaſt des Apollonius ſoll ἐν τῷ περὶ ἀστρονομίας citiren. *)) γ, ἅμιλλα, δ, κλεψύδρα. Einige Edd. freilich vereinigen beides, und man hat eine ſcharfſinnige Erklärung gegeben. Auch wüßte ich freilich bei ἅμιλλα allein nichts zu denken. Da müßte man παράπηγμα wieder trennen: ſehr unbequem.

Dritte Tetralogie. α, Οὐρανογραφία, β, γεωγραφία, γ, πολογραφία, δ, ἀκτινογραφία. Auch dieſe könnte man ſehr leicht nur für einzelne Abſchnitte halten. Die πολογραφία kann eben ſo leicht aus dem untergeſchobenen Briefe an Hippokrates genommen ſein als umgekehrt.

Schwieriger iſt die vierte, die muſikaliſche Abtheilung, auch aus zwei Tetralogien beſtehend. Denn wenngleich die alten voll Bewunderung ſind über die Sprache des Demokr. (Cic. in Oratore und Dionys. de comp. verb.): ſo iſt es doch kaum möglich ihm theoretiſche Schriften beizulegen wie einige von den folgenden. Die erſte Tetralogie nämlich beſteht aus α, περὶ ῥυθμῶν καὶ ἁρμονίης, β, περὶ ποιήσεως, γ, περὶ εὐφώνων καὶ δυσφώνων γραμμάτων, δ, περὶ Ὁμήρου ἢ ὀρθοεπείης καὶ γλώσσεων. Von allem dieſen wüßte ich nichts, was ich unſerm Demokr. beilegen möchte, ausgenommen vielleicht περὶ ποιήσεως (worauf Demokr. ſeine Theorie von Erregung der Fantaſie durch die Idole kann angewendet haben; ein Werk über die Idole wenigſtens citirt Clemens Strom. VI, **) was ſehr ächte Farbe hat); ſondern möchte glauben, daß dieſe Sachen dem von unſerm Autor erwähnten 6ten Demokr. Παργαμηνὸς ἀπὸ ῥητορικῶν λόγων angehört haben. Die zweite Tetralogie iſt noch dazu un-

*) S. Menag. ad h. l.

**) Zu Ende p. 698 Sylb.

vollſtändig, *περὶ ἀοιδῆς*, *περὶ ῥημάτων*, *Ὀνομαστικόν*, was wahrſcheinlich nur ein Zuſaz zum vorigen iſt. Auch dieſe gehören wol mehr dem Rhetor.

Nun aber kommen fünftens noch *τεχνικά* in zwei Tetralogien, die aber auch nur vollſtändig werden, wenn man eines trennt. Nämlich ſo. Erſte Tetralogie. *α*, *πρόγνωσις*, *β*, *περὶ διαίτης ἢ διαιτητικόν*, *γ*, *ἰατρικὴ γνώμη*, was mit *ἢ* dem vorigen gewiß fälſchlich verbunden iſt. *δ*, *αἰτίαι* (auch wieder *ἐτεαί?*) *περὶ ἀκαιριῶν και ἐπικαιριῶν*. Dunkle Titel, über die nichts nähere Auskunft giebt. Der leztere ſcheint mit dem erſteren zuſammenzuhangen. Einer kann eben ſo gut mediciniſch ſein als der andere; die Zuſammenſtellung ſcheint dafür zu ſein. Als Arzt erwähnt, wie Menagius bemerkt, Celſus des Demokr., vielleicht nur deshalb, weil ihm ſolche Bücher zugeſchrieben wurden, ſonſt erinnere ich mich in den Traditionen über ſein Leben nichts dergleichen gefunden zu haben. Zweite Tetralogie. *α*, *περὶ γεωργίης ἢ γεωργικόν* wird in den Geoponicis und von Varro und Columella *) angeführt, aber ſie überreden mich dennoch nicht. Ebenſo wenig als ich an *β*, *περὶ ζωγραφίης*, *γ*, *τακτικόν* und *δ*, *ὁπλομαχικόν* glaube. Was unſer Autor demnächſt anführt, was einige *κατ᾽ ἰδίαν ἐκ τῶν ὑπομνημάτων τάττουσι*, damit meint er alſo habe es die Bewandniß, die es mit ſeinen *ἀσυντάκτοις* wirklich hat. Aber von dem wenigſten, was er hier erwähnt, läßt ſich denken, daß es in einer von den oben angeführten Schriften könne enthalten ſein; es ſind vielmehr größtentheils *ψευδώνυμα*. Dann erſt ſpricht er von den untergeſchobenen, und theilt auch dieſe noch in ſolche, die *ἐκ τῶν αὐτοῦ διεσκεύασται*, und in offenbar untergeſchobene. Zu den erſteren ſind gewiß nämlich die *ὑποθῆκαι* zu rechnen, welche Euſebius anführt **), eine Stelle, die wol offenbar aus der *εὐθυμία* iſt. Außerdem finden wir noch angeführt *περὶ παθῶν* und *περὶ*

---

*) S. Menag. ad h. l.

**) Praep. ev. XIV, 27.

ἀντιπαθῶν, erſteres im Etymol. M., lezteres bei Columella*). Auch dies könnten wol Dieſkeuasmena ſein.

Hier ſieht man offenbar ein Beſtreben dem Mann ſoviel als nur irgend möglich zuzuſchreiben; allein dies iſt nicht mehr das Werk des Thraſyllus, ſondern unſers Autors oder eines andern. Jenen können wir nur verantwortlich machen für die Tetralogien, in denen doch keine Abtheilung für ſich unwahrſcheinlich iſt. Ob nun Thraſyllus leichter in ſolchen Abtheilungen, die er einmal machen mußte, die aber zu ſchwach beſezt geweſen, auch leichter geneigt war ſich untergeſchobenes aufbürden zu laſſen, oder ob wir zu ſtreng ſind, wenn wir nur das anerkennen wollen, was in einem Zuſammenhange mit ſeinen bekannten Forſchungen und mit den annehmlichen Traditionen von ſeinem Leben ſteht, das überlaſſe ich andern zu entſcheiden.

*) S. Fabr. bibl. II, p. 641 Harl.

2.

Ueber die ethiſchen Werke des Ariſtoteles.

Erſte Abhandlung.*)

Daß ſich in unſerer Sammlung ariſtoteliſcher Schriften drei verſchiedene Werke befinden, welche nur mit verſchiedenen Beiſäzen die Ueberſchrift Ἠθικά führen, iſt ſchon an ſich auffallend; denn die Richtung dieſes Weltweiſen iſt ſo ſehr überwiegend nach der Seite der Logik und der Naturwiſſenſchaft hin, daß, wenn dreierlei Bearbeitungen der allgemeinen Sitten- und Tugendlehre von ihm da ſind, man ſich wundern muß, daß er nicht ebenſo und noch mehr die logiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Disciplinen einer verſchiedenen Behandlung unterworfen habe, wovon ſich jedoch keine Spur findet. Man kann auch nicht etwa ſagen, weil das logiſche und naturwiſſenſchaftliche ſeine Hauptſache war: ſo wäre er auch hierin gleich feſt und ſicher geweſen, das ethiſche aber könnte er, eben weil es ihm weniger am Herzen gelegen, anfänglich wol oberflächlicher behandelt haben, ſo daß er ſpäterhin nicht mehr damit zufrieden geweſen, ſondern ſich ſelbſt eine neue Bearbeitung abgefordert habe. Und ebenſo wenig

*) Geleſen in der Plenarſizung am 4. December 1817. S.

kann man ſagen, wer weiß, wie viel logiſche und naturwiſſen-ſchaftliche Schriften von demſelben Inhalt, wie die unſrigen, aber je nachdem man die unſrigen anſieht, denn dieſer Streit iſt ja auch noch unentſchieden, mehr eſoteriſch oder mehr exoteriſch, mit verloren gegangen, die ethiſchen aber wären, weil man ſpäterhin auf dieſe Wiſſenſchaft mehr Werth gelegt, ſehr natürlich aufbehalten geblieben. Denn weit gefehlt, daß unter dieſen drei Werken, der nikomachiſchen Ethik, der eudemiſchen und der mit Unrecht ſo genannten großen, ein ſolcher Unterſchied beſtehen ſollte, daß man das eine für exoteriſch halten könnte, das andere für eſoteriſch, ſind ſie einander vielmehr in jeder Hinſicht, in welcher man zwei ſolche entgegengeſezte Claſſen ariſtoteliſcher Schriften anzunehmen pflegt, völlig gleich. Keines geht tiefer in die Principien hinein, oder verbreitet ſich mehr ins einzelne, als das andere; keines zeichnet ſich durch eine andere Beweisart, durch andere Verknüpfungen und Anwendungen aus; keines iſt merklich populärer oder ſpeculativer als das andere; und wenn die nikomachiſche Ethik und die eudemiſche mehr Beiſpiele enthalten, mehr Verſe und Sprüche anführen, als die große: ſo geſchieht dies doch ſo ungleichförmig, ſo iſt auf dieſen Theil doch ſo wenig Fleiß gewendet, der Erfolg ſo unbedeutend, und alles übrige ſo wenig einer andern Leſewelt zu Liebe umgearbeitet, daß wol niemand ſagen kann, die große Ethik ſei die eſoteriſche, und die andern beiden ſeien exoteriſch, wiewol auch dann noch die Frage übrig bliebe, warum es doch zwei exoteriſche Sittenlehren gäbe. Noch viel weniger aber hat die wiederholte Bearbeitung in geänderten Anſichten ihren Grund, denn davon iſt gar keine Spur. Die Begriffe der Glükkſeligkeit und der Tugend, das Verhältniß beider zum Vergnügen, die Art wie jede Tugend die Mitte iſt zwiſchen zwei Fehlern, die hierauf beruhende Beſtimmung der einzelnen Tugenden, der Vorzug, der dem beſchaulichen Leben eingeräumt wird vor dem geſchäftigen, alle dieſe Hauptpunkte ſind ſo rein dieſelben, der ganze Gang im weſentlichen ſo übereinſtimmend, daß man unmöglich das ganze Räthſel dadurch lö-

ſen kann, daß in dem einen manche Erklärung etwas ſchärfer gefaßt iſt oder manche Zuſammenſtellung etwas genauer, denn alles dies iſt von zu weniger Bedeutung, als daß es mehr als eine neue Ausgabe hätte veranlaſſen können; abgerechnet aber, daß dann die erſte gewiß würde untergegangen ſein: ſo verhalten ſich doch auch dieſe Werke nicht wie nur verſchiedene Auflagen deſſelben Buchs. Auch iſt in der That eine ſo genaue Uebereinſtimmung zwiſchen dem Verfahren des Ariſtoteles in der Sittenlehre und dem in der Naturwiſſenſchaft, daß er ſchwerlich ſeine Grundſäze und Anſichten in der erſten könnte geändert haben, ohne daß hievon eine Umwandlung auch der anderen die natürliche Folge müßte geweſen ſein. Und gewiß würde dann, der vorzüglich die ganze Naturkunde ſeiner Zeit in ſeinen Werken zu umfaſſen ſuchte, dieſe undankbare Mühe der Umarbeitung lieber dem gegönnt haben, was ihm am unmittelbarſten am Herzen lag. Soviel iſt freilich wahr, daß die nikomachiſche und eudemiſche Ethik an Umfang die ſogenannte große bedeutend übertreffen, aber auch daraus entſteht kein ſolches Verhältniß, wie zwiſchen einem Lehrbuch und Handbuch, einem Grundriß und einem weiter ausgeführten Werk. Denn gerade in dem am meiſten ſchwierigen allgemeinen Theil haben die größeren Werke gar keine wirklich erläuternden Ausführungen vor dem kleineren voraus. Muß man alſo geſtehen, daß alle Urſachen, weshalb ein Schriftſteller von langer Laufbahn dieſelbe Wiſſenſchaft in mehreren Werken behandelt haben kann, und ich glaube nicht, daß ſich deren mehrere als die angeführten aufſtellen laſſen, hier zur Erklärung einer Erſcheinung nicht hinreichen, welche einzig iſt in der ganzen helleniſchen Literatur, denn Platons Staat und Geſeze kann doch nicht jemand in dieſelbe Reihe ſtellen wollen: ſo muß man ſich wundern, daß über dieſe Sache noch niemals eine gründliche Unterſuchung angeſtellt worden iſt, um auszumitteln, wenn nun Ariſtoteles doch nicht alle dieſe drei Werke geſchrieben haben kann, wie ſie ſich gegen einander verhalten, und ob eines oder gar keines von ihm geſchrieben ſein mag. Mir iſt eine

ſolche Unterſuchung wenigſtens nicht bekannt, ſondern nur Vergleichung einiger einzelnen Stellen, um ein Buch aus dem andern zu erläutern und zu berichtigen, Anzweiflung anderer als aus einem Buch in das andere herübergekommen, und Verdacht, der hie und da gegen ein oder das andere Werk iſt geäußert worden, aber ohne weder beſtimmt auf dieſen Grund zurükkgeführt noch gründlich durchgeführt worden zu ſein.

Keineswegeſ nun will ich mich anheiſchig machen, dieſe Unterſuchung in einer kleinen Reihenfolge kurzer Abhandlungen zu beendigen, vielmehr iſt mir wahrſcheinlich, daß die Mittel, um zu einem ganz befriedigenden Ergebniß zu gelangen, uns jezt noch fehlen und vielleicht nicht herbeizuſchaffen ſind: ſondern nur in einen ordentlichen Gang möchte ich die Unterſuchung hineinleiten, einige Punkte ins Licht ſezen und der allgemeinen Ungewißheit hie und da etwas Raum abgewinnen.

Von zwei Seiten alſo, ſcheint mir, muß man die Sache angreifen, wenn man ſie von Einer nicht zu Ende bringen kann. Man betrachte jedes dieſer drei Werke für ſich, und ſehe zu, ob es in der ganzen Schreibart, ob es in einzelnen Ausdrükken Anführungen und dergleichen irgend beſtimmte Spuren einer ſpätern Zeit oder eines andern Urhebers an ſich trage. Dies ſcheint das nächſte zu ſein, aber es iſt zugleich unläugbar das ſchwierigſte. Die Werke des Ariſtoteles bieten zu wenig Annehmlichkeiten dar, als daß er viel andere Leſer ſich ſollte gewonnen haben, als denen es auf den Stoff und die Reſultate ankommt; der Styl aller ſeiner Schriften ſchneidet ſich ſo beſtimmt ab von allem, was uns aus der früheren philoſophiſchen Literatur der Griechen übrig geblieben, und gehört ſo offenbar einer neuen Periode der wiſſenſchaftlichen Sprache an, daß, ſo wie man den Ariſtoteles zu leſen pflegt, der Eindrukk einer ganz neuen Schreibart freilich ſehr überwiegt; aber eben deshalb ſich wol ſchwerlich jemand rühmen kann über ſeine eigenthümliche Schreibart ein ſicheres Gefühl zu haben. Einzelheiten aber, die auch noch ſo ſicher einen ſpäteren Urſprung verrathen, wenn ſie nicht ſehr häufig

ſind, können leicht eingeſchoben ſein, wie denn unläugbare Gloſſeme in den ariſtoteliſchen Schriften weit häufiger ſind als etwa in den platoniſchen, ſo daß das Urtheil über ein ganzes Buch ſich ſchwerlich auf ſie gründen läßt. Alſo ſcheint mir dieſe Art der Unterſuchung hier nur ergänzungsweiſe brauchbar zu ſein, und der Hauptangriff vielmehr von der andern Seite gemacht werden zu müſſen, daß man nämlich genauer als bisher geſchehen iſt dieſe drei Werke mit einander vergleiche in Beziehung auf ihren wiſſenſchaftlichen Charakter, ihren methodiſchen Werth, ihre Uebereinſtimmungen unter ſich und ihre Abweichungen von einander, ob etwa daraus eines beſtimmt als das vorzüglichere und urſprünglichere hervorgehe, und in den andern ſich ein beſtimmtes Verhältniß der Abhängigkeit offenbare, welches einen anderen Urſprung eben ſo deutlich verräth. Und eben dieſes wollte ich verſuchen, wie weit es zu einem ſichern Ende führen kann.

Bis jezt liegen alle drei Werke mit ziemlich gleichen Anſprüchen vor uns. Sie ſind auf gleiche Weiſe in die Sammlung der ariſtoteliſchen Schriften von allen Herausgebern aufgenommen worden, ſind nie anders als unter dem Namen des Ariſtoteles gefunden worden, ſie haben Zeugniſſe aus dem Alterthume für ſich, und die Zweifel, welche einzeln erhoben worden, ſind immer nur von der Beſchaffenheit, daß ſie erſt können in Betracht gezogen werden, wenn ſich anderwärtsher ein Vorurtheil gebildet hat. Indeß können wir, da doch bei der Vergleichung eines von den dreien muß zum Grunde gelegt werden, zwei Vorzüge nicht überſehen, welche der nikomachiſchen Ethik zukommen. Es iſt bekannt, daß mehrere in unſern Ausgaben und in den Handſchriften unter verſchiedenen Ueberſchriften von einander abgeſondert vorkommende Schriften des Ariſtoteles doch durch Hinweiſung am Anfang oder Ende auf den Inhalt einer anderen oder auch durch Rükkweiſung auf ein früheres, von dem nun zu einem neuen übergegangen werde, ſich als zuſammenhangend zu erkennen geben, und als ein größeres ganzes müſſen behandelt werden; oft ſo, daß die ganze Trennung durch die verſchiedenen

Ueberſchriften, die jezt allgemein ſind, als etwas ganz willkühr- liches und offenbar ſpäteres erſcheint. Nun ſagt Ariſtoteles ganz deutlich in einer bis jezt noch von niemand angezweifelten und auch gewiß höchſt ächten Schrift, daß er die Sittenlehre als eine politiſche Disciplin anſehe, und die nikomachiſche Ethik kündigt ſich nicht nur in ihrem Eingang eben auch als eine politiſche Disciplin an, ſondern weiſet auch am Ende auf die eigentliche Politik hin, ſo daß ſie auch mit dieſer, die wol immer als eine ariſtoteliſche Schrift ſich geltend machen wird, Ein ganzes aus- macht. Der eudemiſchen Ethik fehlt beides ganz, und die *ἠθικὰ μεγάλα* kündigen zwar auch die Sittenlehre als ihrem Charakter nach politiſch an, allein ſie ſchließen ohne irgend eine Hinwei- ſung auf die Politik ab, und ſtehen alſo doch für ſich allein. Dieſer Beweisgrund aber darf nur mit großer kritiſcher Vorſicht gebraucht werden, und kann für ſich ſo gut als gar nichts ent- ſcheiden. Denn wenn man in den phyſikaliſchen Schriften allen dieſen Indicationen nachgeht: ſo gehen ſie im Kreiſe herum, und man ſieht offenbar, daß ſie auch in unächten Schriften ſind nach- geahmt worden, oder auch in ächten Schriften von ſpäterer Hand ſind. Und dieſer Verdacht könnte auch hier gar leicht geltend gemacht werden, da in der nikomachiſchen Ethik eben ſo wenig als in den übrigen viele politiſche Beziehungen aufgeſtellt ſind, und ebenſo die Politik nicht unmittelbar auf das Fundament dieſer Ethik baut, ſo daß man, wenn ſie Eine *πραγματεία* ausma- chen ſollen, noch ein Mittelglied zwiſchen beiden wünſcht, und dann wäre doch die Hinweiſung am Ende unſerer Ethik auf die Politik eher dem unächten beizuzählen. Auch iſt die Verbindung nur einſeitig, indem die Politik weder im Anfang auf die Ethik zurükkweiſet, noch ſie am Ende mit einſchließt, wie ſonſt bei ſol- chen zuſammengehörigen Schriften wol zu geſchehen pflegt. Hie- zu kommt noch das Bedenken, daß Ariſtoteles außer der Ethik auch die Lehre vom Hausſtande für eine politiſche Disciplin er- klärt, und das muß nicht nur zugeben, wer noch das erſte Buch der *οἰκονομικῶν* für ächt hält, ſondern es ſteht auch anderwärts.

Dann aber müßte auch ganz natürlich dieſe zwiſchen die Sittenlehre und die Politik treten, die es erſt mit dem aus einer Mehrheit von Hausweſen zuſammengeſezten Staat zu thun hat, und ſo wäre denn wieder unwahrſcheinlich, daß er am Ende der Ethik unmittelbar ſollte auf die Politik als das zunächſt ſich anſchließende verwieſen haben. Dieſer Vorzug iſt alſo mehr ſcheinbar, und kann erſt nach anderen ſchwierigen Unterſuchungen einiges Gewicht in die Schale legen. Der andere Vorzug der nikomachiſchen Ethik iſt der, daß einmüthig alle Commentatoren nur über ſie hergefallen ſind, ſo daß mir wenigſtens gar keine Notiz zugekommen iſt von einem, der über die ἠθικὰ μεγάλα oder die eudemiſche commentirt hätte. Dies beweiſet freilich nicht, daß dieſe beiden Werke etwa in jener Zeit wären für unächt erklärt worden, vielmehr werden ſie beide öfters in den nikomachiſchen Scholien angeführt ohne irgend ein Zeichen eines Verdachtes, welche im Gegentheil erſt in den Zeiten der neuern Philologie vorkommen. So viel aber ſcheint es zu beweiſen, daß, wenn auch jene Männer die andern Schriften kannten und für ächt hielten, ihnen doch aus der nikomachiſchen Ethik am ſtärkſten und beſtimmteſten der ariſtoteliſche Geiſt entgegengeweht haben muß. Freilich ſind dieſe Commentatoren größtentheils ſolche Spätlinge, daß auf ihr eigenes Urtheil oder Gefühl weniger möchte zu geben ſein als auf unſeres; aber ſie hatten doch alte Bücher geleſen, und folgten hierin gewiß weniger ſich ſelbſt, als einer alten Tradition. Dagegen will freilich Cicero dieſe Schrift dem Ariſtoteles abſprechen und ſie dem Nikomachus beilegen; allein er giebt keine Quellen ſeines Verdachtes an, und ſeine Ausdrükke ſind ſo, daß man faſt glauben möchte, es ſei ſein eigener Gedanke, zumal er der andern ethiſchen Schriften neben dieſer nicht erwähnt, und ein eigener Gedanke des Cicero über einen ſolchen Gegenſtand könnte wol gegen eine alte Tradition, die ſich in der Schule erhalten hat, gar nicht aufkommen. Wenn alſo gleich auch dieſer Umſtand für ſich genommen wenig beweiſt: ſo mögen doch beide zuſammen ſo viel vermögen, daß wir an der nikomachiſchen

Ethik zuerſt verſuchen wollen, ob uns aus ihr ein rein ariſtoteliſcher Geiſt anweht. Von den Grundſäzen und Begriffen ſelbſt kann hier nicht die Rede ſein; ſie ſind in allen drei Werken dieſelben, und tragen durchaus und völlig rein das Gepräge der ariſtoteliſchen Schule, ja daſſelbe muß man auch von der Methode ſagen, und es kann zunächſt nur von der Anordnung des ganzen die Rede ſein, von der planmäßigen leichten Entwikklung und Zuſammenfügung, die, man kann wol ſagen, ein Gemeingut aller ariſtoteliſchen Schriften iſt.

Die Structur der nikomachiſchen Ethik iſt bekanntlich die, daß zuerſt die Begriffe der Glükkſeligkeit und des guten betrachtet werden, dann wird ihnen gemäß der Begriff der Tugend beſtimmt; hierauf folgen die Unterſuchungen über die Freiheit, weil nämlich nur in den freien Handlungen die Tugend ſich zeigen kann. Nun geht die Darſtellung ins einzelne, die Tugenden werden als in der Mitte zwiſchen zwei entgegengeſezten Fehlern liegend durchgenommen. Mit dem Anfang des ſechsten Buches wird vom geſunden Verſtande gehandelt als dem, wodurch das Maaß zwiſchen den beiden äußerſten Enden beſtimmt werden muß, und dann auch um ſeinetwillen von den übrigen geiſtigen Tugenden. Hiernach wird die ſchwierige Frage von der Mäßigung abgehandelt, in wiefern ſie eine Tugend und ein guter Zuſtand zu nennen ſei oder nicht, woran ſich dann die Unterſuchung anſchließt, ob die Luſt ein Gut ſei. Im achten und neunten Buche wird dann ſehr ausführlich von den geſelligen Verbindungen gehandelt. Im zehnten Buch aber dann noch einmal von der Luſt als Element der Glükkſeligkeit und ausführlich von der Glükkſeligkeit ſelbſt. Dieſe ganze Anordnung muß uns dürftig und unzureichend erſcheinen; ſie geſtaltet ſich weder zu einem gehörigen ganzen noch geht ſie aus einer rechten Einheit hervor. Allein das liegt an dem Standpunkt, von welchem aus das ganze gebildet worden, und den wir um ſo mehr als den des Ariſtoteles ſelbſt anſehen müſſen, weil er mit ſeinem phyſikaliſchen ganz analog iſt. Allein hievon abgeſehen finden wir in dieſer

Anordnung fehlerhaftes und ſchülerhaftes, was mit jenem Standpunkt nicht nothwendig zuſammenhängt, ſondern aus zwei großen Verwirrungen entſpringt, welche bei der logiſchen Meiſterſchaft des Ariſtoteles man ſich nur ſchwer entſchließen kann ihm ſelbſt beizulegen. Die erſte iſt dieſe. Die Sittenlehre iſt die Lehre von der Glükkſeligkeit, die Glükkſeligkeit iſt die den Tugenden gemäße Thätigkeit, die Tugenden ſelbſt aber werden eingetheilt in die ſittlichen und geiſtigen. Können nun in die Sittenlehre Elemente gehören, welche einen dem ſittlichen gegenüberſtehenden und alſo relativ davon ausgeſchloſſenen Charakter haben? Ich meine die ſogenannten geiſtigen Tugenden. Schließen wir ſie aus: ſo wird der Begriff der Tugend in der Sittenlehre nicht erſchöpft; nehmen wir ſie auf: ſo muß der Unterſchied zwiſchen den ſittlichen und geiſtigen Tugenden aufgegeben werden. Hieraus nun iſt das Schwanken entſtanden, welches am Anfang des ſechsten Buches der nikomachiſchen Ethik jedem auffallen muß. Bald klingt es, als ob, nachdem die ſittlichen Tugenden abgehandelt ſind, nun auch von den geiſtigen als der zweiten Hauptclaſſe ſolle gehandelt werden; bald wieder, als ob dieſes nur nothwendig wäre, inſofern von ihnen das Maaß ausgehen muß, welches die wahre Mitte zwiſchen den entgegengeſezten Fehlern beſtimmen muß, alſo bloß um der ethiſchen Tugenden willen. Beide Anſichten ſchieben ſich in den Verbindungsformeln wunderlich durch einander, und auch die Behandlung iſt ſo ſchielend, daß nicht recht klar wird, welche Anſicht die herrſchende ſei. Sollten die geiſtigen Tugenden den ſittlichen gleich behandelt werden: ſo müßte freilich viel mehr geſchehen ſein als geſchehen iſt; aber doch iſt von Erkenntniß Vernünftigkeit und Weisheit viel ausführlicher und ſelbſtändiger die Rede, als um jenes einzelnen Punktes willen nöthig geweſen wäre. Wenn man dagegen wieder betrachtet, daß hernach von der Mäßigung gehandelt wird, welche wie problematiſch ſie auch ſei doch auf jeden Fall in das Gebiet der ſittlichen Tugenden gehört: ſo wird man wieder geneigt alles, was in der Behandlung der geiſtigen

Tugenden über das Bedürfniß das Maaß zu beſtimmen hinausgeht, nur für Abſchweifung zu halten. In dieſes Schwanken nun bringen die lezten Capitel des zehnten Buches, worin dargelegt wird, daß die aus dem beſchaulichen Leben entſtehende Glükkſeligkeit die höchſte und vollkommenſte ſei, keine größere Sicherheit.

Fragen wir uns nun, ob wir wol geneigt ſein können dem Ariſtoteles eine ſo große logiſche Unvollkommenheit zuzuſchreiben: ſo müſſen wir dies billigerweiſe um deſto bereitwilliger verneinen, je leichter man angeben kann, auf welchem ganz ariſtoteliſchen Wege alle Verwirrung hätte können vermieden werden. Iſt einmal die Sittenlehre als eine ganz politiſche Wiſſenſchaft geſezt: ſo iſt die Glükkſeligkeit des beſchaulichen Lebens von derſelben ausgeſchloſſen. Dieſe aber entſteht aus der vorzüglichen Thätigkeit der geiſtigen Tugenden. Die Glükkſeligkeit des zweiten Grades, die des bürgerlichen und geſchäftigen Lebens, bedarf gar nicht der freien Thätigkeit der geiſtigen Tugenden, aus welcher die Wiſſenſchaft und alles was ihr anhängt hervorgeht, ſondern nur desjenigen Eingreifens dieſer Kräfte in das geſchäftige Leben, wodurch jeder in den Stand geſezt wird, da wo er es ſelbſt beſtimmen muß die wahre Mitte zu finden. Gewöhnlich aber bedarf der einzelne gar nicht dieſer Selbſtbeſtimmung, ſondern die Mitte iſt ihm gegeben in der Sitte, in dem allgemeinen Urtheil, welches ſich durch den Einfluß derer, die das beſchauliche Leben führen, der weiſen und der Dichter, allmählig gebildet hat. Aus dem Gebiet der geiſtigen Kräfte braucht alſo nichts berührt zu werden als nur die Fertigkeit nach Analogie mit der Sitte in Fällen, welche durch ſie nicht hinreichend beſtimmt ſind, die rechte Mitte zu finden, und das ganze kann vollendet werden durch die Aufſtellung einer Vollkommenheit, in welcher die freie Thätigkeit der geiſtigen Kräfte zur Erzeugung der Wiſſenſchaft gar nicht enthalten ſein darf. So iſt die Sittenlehre ganz in den Grenzen einer politiſchen Disciplin geblieben, und hat nichts in ſich aufgenommen was dieſer fremd iſt.

Nur würde es dann beſſer geweſen ſein, was ja auch dem gemeinen Sprachgebrauch, dem ſich Ariſtoteles gern recht nahe hält, angemeſſener iſt, jene geiſtigen Kräfte nicht Tugenden zu nennen, und eine Eintheilung der Tugenden in ſittliche und geiſtige ganz zu vermeiden, damit die Tugend ganz durch die Sittenlehre erſchöpft ſei.

Vergleichen wir nun hiemit die ſogenannte große Sittenlehre: ſo finden wir ſie in dieſer Beziehung ganz ſo eingerichtet, wie wir ſie nur wünſchen können. Diejenigen Eigenſchaften, welche in der nikomachiſchen Ethik ſittliche Tugenden genannt werden, heißen hier Tugenden ſchlechthin, und dieſer Name erſtrekkt ſich gar nicht weiter. Denn nachdem die Seele innerhalb des Gebiets des willkührlichen getheilt iſt in die Vernunft und das an ſich zwar unvernünftige, der Vernunft aber folgende: ſo ſagt er, in der Vernunft ſind Weisheit Einſicht Wiſſenſchaft u. ſ. w., in dem unvernünftigen aber die ſogenannten Tugenden. Von den Kräften und Eigenſchaften der Vernunft iſt nur die Rede in Bezug auf die Beſtimmung der Mitte; alles andere kommt nur vor, um dieſe Verrichtung von allen übrigen gehörig zu unterſcheiden, und wird ausdrükklich entſchuldigt; aber kein falſcher Schein findet ſich irgendwo, als ob von dieſen Gegenſtänden an und für ſich ſolle gehandelt werden, ſondern es ſchneidet ſich ganz deutlich ab, es ſolle nur davon die Rede ſein, wie durch die Bewegungen des Willens die Glükkſeligkeit, nämlich die des geſchäftigen Lebens, hervorzubringen ſei, und alles was zum beſchaulichen gehört bleibt ganz aus dem Spiel. Ja am Ende wird alles zuſammengefaßt in dem Begriff, der uns ſo ſchwer wiederzugeben iſt, dem der *καλοκἀγαθία*, in welchem die Vollkommenheit des einzelnen für das bürgerliche Leben im vollſten Sinne umfaßt, die Tüchtigkeit aber zum beſchaulichen Leben der Wiſſenſchaft und Kunſt ganz ausgeſchloſſen iſt. Die Sittenlehre iſt alſo hier in derjenigen Beſchränktheit, welche ſie bei Ariſtoteles, da er ſie als politiſche Wiſſenſchaft betrachtet, nothwendig erhalten mußte, ohne Beimiſchung von etwas fremdem ganz rein

durchgeführt. Sehen wir alſo auf die Haltung des ganzen: ſo müſſen uns die ἠθικὰ μεγάλα ächter erſcheinen als die nikomachiſche, und auf dieſer muß ein ſtärkerer Verdacht ruhen bleiben.

Die zweite große Verwirrung in der nikomachiſchen Ethik iſt die, daß an zwei ganz verſchiedenen Stellen von der Luſt, und an zwei verſchiedenen von der Glükkſeligkeit gehandelt wird, von der leztern im erſten Buch und am Ende des zehnten, von der Luſt im ſiebenten Buch und am Anfang des zehnten. So ſind demnach zwei wichtige Gegenſtände auf eine ſonderbare Art zerſtükkelt, und dieſe Zerſtükkelung iſt nicht etwa von der Art, daß das frühere nur Ankündigung iſt und das lezte Ausführung, oder das frühere die eigentliche Ausführung und das lezte nur eine Zurükkweiſung, auch nicht etwa ſo, daß der Gegenſtand auf eine beſtimmte Weiſe getheilt wäre. Sondern die frühere Stelle weiß theils nicht von der ſpätern, dieſe nicht von jener, theils, wo ſich auch die ſpätere auf die frühere beruft, weiß man doch nicht, ſofern in der ſpätern etwas beigebracht wird, was in der früheren fehlt, ob dieſes nicht beinahe einem Widerſpruch gleich kommt, wo nur irgend es in der früheren Stelle einen Ort gab, an welchem daſſelbe hätte geſagt werden können. So ſteht es mit der zwiefachen Behandlung der Glükkſeligkeit. In der früheren, welche die ausführlichſte iſt, findet ſich zwar auch der ſonderbare Saz, daß, wenn es mehrere Tugenden giebt, die Glükkſeligkeit das Leben nach der beſten ſein müſſe. Aber erſt die zweite Stelle folgert hieraus, daß die Beſchaulichkeit die höchſte Glükkſeligkeit ſei. Hatte die erſte dies ſchon in ſich geſchloſſen: ſo mußte entweder die ganze Behandlung anders eingerichtet, oder es mußte bevorwortet ſein, daß von der höchſten Glükkſeligkeit nicht gehandelt würde, weil ſie nur wenigen zugänglich ſei. Sollte man aber nicht vielmehr aus der erſten Stelle ſchließen, daß, wenn die Tugend des vernünftigen Theils die beſte ſei, alsdann das bürgerliche Leben eigentlich gar keine Glükkſeligkeit gewähren könne? Mit der zwiefachen Behandlung der Luſt oder des Vergnügens hat es aber gar die Bewandniß, daß die lezte

von der erſten gar nichts weiß; ſondern im zehnten Buch wird auf eine ſehr flache Art freilich erſt bevorwortet, daß von dieſem Gegenſtande überhaupt die Rede ſei, völlig alſo, als ob er noch gar nicht berührt worden, da er doch ſchon im ſiebenten Buch auf eine gültige und bündigere Art eingeführt worden. Ja auch viele einzelne Säze oder vielmehr alle weſentlichen Behauptungen kommen wieder, aber ohne daß dem Schriftſteller auch nur eine Erinnerung daran käme, daß er ſie ſchon vorgetragen. Dies freilich iſt ſo arg, daß man es nicht ganz hat überſehen können, ſondern ſo zu erklären geſucht hat, daß die im ſiebenten Buch vom Vergnügen 'handelnden Capitel aus der eudemiſchen Ethik herübergekommen wären. Allein dies heißt nur mit halbem Auge ſehen; denn nimmt man einmal eine ſolche Wanderung an: ſo müßte viel mehr eingewandert ſein als dieſe vier Capitel, von welcher Sache wir noch hernach Veranlaſſung nehmen werden zu reden. Auf jeden Fall bleibt es doch nicht nur mit der zerſtükkelten Behandlung der Glükkſeligkeit ganz daſſelbe, ſondern auch die Behandlung der Luſt im zehnten Buche unmittelbar nach der ausführlichen und gründlichen Behandlung der geſelligen Verbindungen, eingeleitet bloß durch ſolche Redensarten, die Luſt ſei einmal etwas unſerm Geſchlecht angeeignetes, es komme für die ſittliche Tugend gar viel darauf an, daß man ſeine Freude daran habe, woran man ſie haben ſolle und dergl., ſelbſt ohne die früheren einzelnen Andeutungen, die ſchon im erſten Buch enthalten ſind, bliebe dennoch eben ſo ſehr des Ariſtoteles unwürdig. Sondern in dieſer Hinſicht erſcheinen ſogar die beiden andern Werke vorzüglicher. In den ἠθικοῖς μεγάλοις giebt es nur Eine Behandlung des Begriffs der Glükkſeligkeit gleich vorne in Verbindung, wie es ſich ja gebührt, mit dem Begriff des guten, und weder Wiederholung hievon noch Zuſaz hiezu hat der Verfaſſer nöthig gefunden am Ende noch beizubringen. So giebt es auch nur Eine Behandlung der Luſt im zweiten Buch, nachdem die einzelnen Tugenden abgehandelt ſind, nachdem auch ſchon von der Mäßigkeit und Unmäßigkeit, deren jene keine rechte Tu-

gend, dieſe keine rechte Untugend mehr iſt, geredet worden, an einer Stelle alſo, wo Zuſäze eingeſchoben werden, wie denn auch das nächſte vom Glükk ein ſolcher iſt, und vorher das über die Frage, ob man die Tugend ſchlecht gebrauchen könnte. Und auch eingeleitet wird der Gegenſtand beſſer, weil nämlich die Tugend ſich, wie bald anfänglich geſagt worden, auf Luſt und Unluſt beziehe. Auch die eudemiſche Ethik redet nur an Einer Stelle von der Luſt, ganz auf die Art freilich, wie die nikomachiſche im ſiebenten Buch, aber ſie wiederholt wenigſtens nicht, und auch die Glükkſeligkeit handelt ſie nur vorne im erſten und Anfang des zweiten Buches vollſtändig ab, ohne am Schluß noch einmal darauf zurükkzukommen. Vielmehr ſchließt ſie ganz rein, nur ohne irgend einen Epilog, mit der καλοκἀγαθία als der Zuſammenfaſſung aller Tugenden ab. So daß die beiden andern Werke hier einen entſchiedenen Vorzug haben vor demjenigen, an welches jeder am meiſten denkt, wenn von ariſtoteliſcher Sittenlehre die Rede iſt.

Allein indem ich die eudemiſche Ethik in dieſen Ruhm mit einſchließe: ſo kann ich nicht länger umhin, das beſondere Verhältniß, in welchem ſie zu den beiden andern ſteht, näher zu beleuchten, damit wir nicht ihr etwas beilegen, was ſich, wenn unſer Verdacht gegründet iſt, die ἠθικὰ μεγάλα allein aneignen dürfen. Nämlich wenn wir die eudemiſche Ethik genauer betrachten: ſo muß uns zuerſt der völlig unwiſſenſchaftliche Anfang mißfallen mit dem deliſchen Epigramm, die einleitenden Unterſuchungen entfernen ſich von den μεγάλοις ἠθικοῖς eben ſo ſehr als von der nikomachiſchen, und verſprechen etwas ganz eigenthümliches und abweichendes. Lieſet man aber weiter: ſo fällt die Vergleichung bald anders aus. Denn nach dem Eingang von 1, 7 an beginnt ein ſichtlicher Zuſammenhang mit den ἠθικοῖς μεγάλοις von deren Anfang an; die Unterſuchungen folgen genau in derſelben Ordnung, nur ein paarmal, indem der Verfaſſer ſich mehr ausbreitet, verliert er den Faden und muß loſe und ungeſchikkt anknüpfen. (Man ſehe II, 1: μετὰ δὲ ταῦτα

περὶ ψυχῆς θεωρητέον, und II, 6: λάβωμεν οὖν ἄλλην ἀρχὴν τῆς ἐπιούσης σκέψεως; V, 13: σκεπτέον οὖν πάλιν περὶ ἀρετῆς.) Indeſſen iſt keine Art von wörtlicher Uebereinſtimmung aufzufinden, vielmehr ſind in der Terminologie zwiſchen beiden Werken nicht unbedeutende Verſchiedenheiten, ja die ganze Behandlungsweiſe hat eine andere Phyſiognomie. (Das beſte Beiſpiel aber in kurzem, um zu ſehen, wie die Eudemien ſich in Abſicht des Ganges im einzelnen zu den ἠθικ. μεγ. verhalten, iſt der Abſchnitt von der προαίρεσις M. Mor. I, 18. Eudem. II, 10.) Das genaue Anſchließen aber an die magn. mor. muß am meiſten auffallen, wenn man die der eudemiſchen Ethik eigenthümliche Tabelle von Tugenden mit danebenſtehender zwiefacher Entgegenſezung betrachtet. Denn nicht nur folgt der Verfaſſer der Ordnung nicht, welche er dort ſelbſt aufſtellt, und ſchließt ſich an die magn. mor. Schritt vor Schritt an mit der unbedeutenden Ausnahme, daß er, was magn. mor. I, 29 - 33 ſteht, durch einander wirft; ſondern er läßt auch zwei nicht unbedeutende Glieder aus ſeiner Kette weg, καρτερία als Mitte zwiſchen τρυφερότης und κακοπάθεια, und φρόνησις als Mitte zwiſchen εὐήθεια und πανουργία, weil von dieſen und zwar ſehr mit Recht beſonders von der lezten in dieſem Zuſammenhang in den magn. mor. nicht die Rede iſt. Auf dieſe Weiſe begleitet unſer Verfaſſer jenes Werk bis zu dem Abſchnitt von der Gerechtigkeit, magn. mor. I, 34; Eudem. IV, 1. Hier beginnt zwar keine auffallendere Abweichung von den magn. mor., vielmehr wird bis gegen das Ende des ſechſten Buches die Ordnung der magn. mor. genau befolgt, allein die wunderbarſte Uebereinſtimmung mit der nikomachiſchen Ethik, indem das vierte Buch der eudemiſchen mit dem fünften der nikomachiſchen, das fünfte eudemiſche mit dem ſechſten nikomachiſchen, und das ſechſte eudemiſche mit dem ſiebenten nikomachiſchen buchſtäblich übereinſtimmt, ſo daß man in dieſen Büchern das eine Werk als einen codex des andern gebrauchen kann. Grade ſo weit nun als dieſe buchſtäbliche Uebereinſtimmung geht auch die mit der Ordnung der magn. mor.

im weſentlichen: denn auch dieſe handelt nach der Gerechtigkeit vom ὀρθὸς λόγος, der εὐβουλία, der ἀκρασία und der ἡδονή. Wo aber dieſe Uebereinſtimmung aufhört, mit dem Anfang des ſiebenten Buches der Eudemien, da weichen dieſe auch von der Ordnung der ἠθ. μεγ. ab. Denn dieſe handelt nach der ἡδονή von der εὐτυχία, dann der καλοκἀγαθία, und fügt nur anhangsweiſe die φιλία bei in den lezten Capiteln. Die eudemiſche Ethik aber, wo die buchſtäbliche Uebereinſtimmung mit der nikomachiſchen Ethik aufhört, tritt ihr doch noch darin bei, daß ſie am Anfang des lezten Buches ebenfalls die φιλία folgen läßt, jedoch ſo, daß ſie ſich im ganzen in der Ordnung der einzelnen Punkte mehr den ἠθ. μεγ. anſchließt, und dann erſt nachholt, was dieſe haben vorangehen laſſen, nämlich die εὐτυχία und καλοκἀγαθία.

Hat man dieſe wunderlichen Verhältniſſe ins Auge gefaßt: ſo iſt die Sache erſt recht räthſelhaft geworden; eine Menge von Fragen drängt ſich auf, und in dem Beſtreben ſie zu löſen wird man nach den entgegengeſezten Seiten fortgeriſſen. Um jedoch aus dem eingeſchlagenen Gange nicht ganz auszuweichen, ſo bemerke ich nur vorläufig, daß, alles übrige mag ſich verhalten wie es wolle, man doch die eudemiſche Ethik nicht als eine freie Theilnehmerin an den Vorzügen anſehen kann, welche die magn. mor. über die nikomachiſche Ethik erheben, indem die Abhängigkeit der eudemiſchen Ethik von den magn. mor. nicht abgeläugnet werden kann. Denn ſelbſt wenn die gemeinſchaftlichen Bücher aus der nikomachiſchen Ethik abſtammen: ſo ſtehn doch grade ſie in der eudemiſchen gewiß wegen ihrer Aehnlichkeit mit den ἠθ. μεγ. Und wenn die eudemiſche, nachdem ſie hier von der Luſt gehandelt, und nachdem ſie am Anfang die Glükkſeligkeit abgehandelt, beides nicht wie die nikomachiſche Ethik am Ende noch einmal wiederholt: ſo iſt dies offenbar lediglich das Verdienſt der ἠθ. μεγ., von welchen jenes Werk ſich nie losreißen konnte. Sehen wir alſo auf die Verworrenheiten in der nikomachiſchen Ethik: ſo müſſen wir ſagen, es ſind zunächſt nur die ἠθ. μεγ.,

welche verdienen in dieſer Hinſicht über jenes Werk geſtellt zu werden.

Dieſes vorläufig feſtgeſtellt drängt ſich uns nun die Frage auf, Wie verhalten ſich denn aber die andern beiden Werke eigentlich zu einander, und wie können ſie ſich eben wegen dieſes Verhältniſſes zum Ariſtoteles verhalten? Was das lezte betrifft, ſo glaube ich wird wol jedermann vorläufig eingeſtehen, daß nicht füglich beide Werke, welche drei gemeinſchaftliche Bücher haben, dem Ariſtoteles angehören können. Caſaubonus zwar, wiewol er nur von Nikom. VI. redet, nimmt keinen Anſtoß daran, daß dieſes Buch, ob er es von den andern beiden nicht gemerkt, weiß ich nicht, in beiden Werken daſſelbe ſei, und meint nur, die lezten Capitel von der Luſt ſeien mit Unrecht und nur durch die Abſchreiber aus den Eudemien in die Nikomachien gewandert; hier könne ſie Ariſtoteles nicht gewollt haben, weil er nicht dieſelbe Materie in demſelben Buch an zwei verſchiedenen Orten gleich behandle. Dies könnte noch damit vertheidigt werden, daß der Anfang von Nikom. VIII, 1 ſich leichter an das Ende von VII, 11 als an das Ende von VII, 15 anſchließt. Aber mit dem Frieden des großen Mannes ſei es geſagt, ſollte wol Ariſtoteles dieſelben Gegenſtände in zwei verſchiedenen Werken buchſtäblich auf dieſelbe Weiſe behandelt haben? Ich glaube wol ſchwerlich, wenigſtens müßte dann in den übrigen Büchern beider Werke ein weit beſtimmterer Gegenſaz ſein. Man müßte ſehen, um welches beſtimmten Zwekks willen oder wegen welcher beſtimmten Methode er die andern Gegenſtände alle anders behandeln mußte, dieſe aber ganz ungeändert laſſen konnte; aber ſo etwas wird zwiſchen der nikomachiſchen und eudemiſchen Ethik niemand auffinden, er mag zum Grunde legen welche von beiden er will. Aber ebenſo wenig findet der Gedanke ſtatt, daß beide Werke ſo konnten dem Ariſtoteles gehören, daß dieſe drei Bücher nur dem einen angehörten, in das andere aber erſt von ſpäterer Hand wären eingetragen worden. Denn keines von beiden kann ſich ohne dieſe Bücher behelfen, zumal die Gerechtigkeit mit darin ſtekkt. Man

müßte alſo annehmen, das eine Werk hätte eine andere Behandlung enthalten, und dieſe wäre gegen die aus dem andern umgetauſcht worden; allein hiezu läßt ſich kein Grund denken, der nicht auch weiter gewirkt haben müßte. Denn wäre z. B. dieſe Ueberarbeitung den Eudemien begegnet, warum ſollte nicht auch die ausführlichere Behandlung der Freundſchaft aus der nikomachiſchen Ethik in jene übertragen ſein? zumal in dieſem Abſchnitt auch die Eudemien ſich nicht ſo genau an die magn. mor. halten, als anderwärts. Wäre ſie der nikomachiſchen begegnet, warum ſollte nicht der Anfang etwas früher gemacht und der *νεμεσητικός* mit aufgenommen ſein und hernach die *καλοκἀγαθία* nachgeholt? Iſt alſo beides ſchwer zu denken: ſo muß man ſchon wegen dieſer Uebertragung dem Verdachte Raum geben, daß wenigſtens eines von dieſen beiden Werken ſpätern Urſprungs iſt, und daß in das ſpätere einige Bücher aus dem alten ſind hineingetragen worden.

Und nun kommen wir auf die ſchwere Frage, Welchem von unſern beiden Werken ſind dieſe Bücher angehörig, und welchem ſind ſie aufgedrungen? Die allgemeine Betrachtung will nichts entſcheiden; weder in der nikomachiſchen Ethik noch in der eudemiſchen bemerke ich wenigſtens eine bedeutende Verſchiedenheit des Styls, wo dieſe Bücher anfangen, und wo ſie aufhören. Will man hingegen auf einzelnes ſehen: ſo wird man auf entgegengeſezte Seiten gezogen und gewinnt nichts. Denn die eudemiſche Ethik beruft ſich da, wo das freiwillige abgehandelt wird, darauf, daß dies noch einmal vorkommen werde in dem Artikel von der Gerechtigkeit; ebenſo beruft ſie ſich II, 5 darauf, daß in der Folge vom *ὀρθὸς λόγος* und von der Art die Mitte zu beſtimmen werde die Rede ſein: und ſo ſollte man ſchließen, dieſes erſte gemeinſchaftliche Buch ſei in der eudemiſchen Ethik zu Hauſe. Dagegen beruft ſich auch ihrerſeits die nikomachiſche Ethik in dem Artikel von der Schaam IV, 15 auf die künftige Behandlung der Mäßigkeit: und ſo ſollte man glauben, das lezte der gemeinſchaftlichen Bücher ſei in der nikomachiſchen zu

Hauſe. Beides aber iſt offenbar nicht füglich zu vereinigen. Genauer betrachtet würde aber auch jedes eben nichts weiter beweiſen, als daß keines von dieſen Werken beſtimmt geweſen jene Gegenſtände nicht aufzunehmen; aber das iſt ſchon für ſich klar. Denn wer kann eine Ethik ſchreiben, ohne von ihnen zu reden? Wogegen die Berufung auf das folgende in beiden nur etwas zufälliges iſt. Dieſe Berufung könnte in den Eudemien fehlen, und ſie könnten doch das ächte ariſtoteliſche Werk ſein, dem dieſe Bücher angehören; wir könnten ſie in der nikomachiſchen Ethik finden, und dieſe könnte doch das unvollendete Werk eines anderen ſein, dem man hernach dieſe ariſtoteliſchen Bücher einverleibt hätte. Auch mit andern Entſcheidungsgründen geht es nicht beſſer. Man könnte z. B. ſagen, dieſe Bücher wären der nikomachiſchen Ethik deshalb fremd, weil dieſe ſich ſonſt nirgend ſo an die magn. mor. anſchließt, weder vor- noch nachher, und ſie gehörten der eudemiſchen eben deshalb an, weil dieſe daſſelbe Verfahren mit Abrechnung des Eingangs auch in den frühern Büchern beobachtet. Dagegen aber ſteht auf der andern Seite dieſes, daß, wenn unſere Bücher urſprünglich der eudemiſchen Ethik angehören, man nicht recht ſieht, warum nicht auch weiterhin wie bisher der Gang der magn. mor. befolgt iſt. Dieſes Räthſel aber löſet ſich ſehr natürlich, wenn man annimmt, der Verfaſſer habe jene drei Bücher aus der vor ihm liegenden nikomachiſchen Ethik entlehnt. Denn dort findet er an dem Schluſſe des ſiebenten Buches die Anknüpfung, daß nun ſolle von der Freundſchaft gehandelt werden, er ſei alſo dieſer Anknüpfung gefolgt, wiewol nicht der ausführlichen Behandlung in der nikomachiſchen Ethik. Und ſo ſcheint die Wage wieder völlig gleich zu ſtehen. Hier indeß läßt ſich noch ein Ausweg finden. Man kann ſagen, die magn. mor., wie ſie jezt mit einzelnen Fragen über die Freundſchaft ſchlöſſen, hätten gar keinen Schluß, und ſo haben die Eudemien nicht enden wollen; in den magn. mor. ſei doch der Begriff der *καλοκἀγαθία* der eigentliche Schlußſtein. Von der Freundſchaft und den glükklichen Umſtänden ſei nur die Rede zur Zugabe, weil

nämlich dieſe nicht von uns abhangen. Bei der Abfaſſung der Eudemien nun habe Ariſtoteles, oder wer ſonſt ihr Verfaſſer ſei, bemerkt, wie es doch in den magn. mor. den Effect ſchwäche, daß die καλοκἀγαθια nicht das lezte ſei, und er habe alſo bei dieſem ſpätern Werk am Ende die Ordnung geändert, und ohnerachtet auf die ἡδονή in den magn. mor. gleich die εὐτυχία folge, habe er doch die Freundſchaft vorangenommen, weil in der That von dieſer gar vieles für die εὐτυχία ſelbſt abhange. Merkt man auf den Abſchnitt VII. 13, wo die Freundſchaft endet, und die εὐτυχία angeht: ſo iſt dieſer wieder ſo voll Fehler, daß man nicht ſechs Zeilen hinter einander verſtehen kann, und daß es der Kritik unmöglich ſein wird ohne neue Handſchriften einen lesbaren Text herzuſtellen. Indeſſen ſoviel ſieht man doch durch dieſes Chaos durch, daß mit derjenigen Frage über die Freundſchaft, welche auch in den magn. mor. die lezte iſt, nämlich wie man ſeine Freunde gebrauchen müſſe, diejenige Unterſuchung verbunden iſt, welche auch in den magn. mor. vor der εὐτυχία hergeht, nämlich ob auch die Tugend könne gemißbraucht werden und den Menſchen ſchlechter machen, ſo daß ein etwas ſchroffes abſichtliches Einlenken in die wahrſcheinlich alſo auch abſichtlich verlaſſene Ordnung der magn. mor. nicht zu verkennen iſt. Hieraus entſteht alſo wol ein gewiſſes Uebergewicht von Wahrſcheinlichkeit dafür, daß die doppelten Bücher den Eudemien urſprünglich angehören, und daß dieſe alſo, unausgemacht ob als ein ariſtoteliſches, von dieſer Seite wenigſtens als ein urſprüngliches nicht zuſammengeflikktes Werk können angeſehen werden. Dies beſtätigt ſich allerdings auch noch, wenn wir die Zwekkmäßigkeit jener drei Bücher für die eudemiſche Ethik mit der für die nikomachiſche vergleichen. In der nikomachiſchen, wie geſagt, verurſacht von dieſen drei Büchern das lezte eine Verwirrung. Denn wäre es nicht ſo wie es iſt: ſo wäre von der Luſt nicht doppelt die Rede. Es bleibt zwar die übrig, daß auch von der Glükkſeligkeit zwiefach die Rede iſt; allein auf dieſe ſpätere Behandlung verweiſt der Verfaſſer ſchon I, 3, und ſie iſt nichts an-

ders als ein Rükkkehren zum Anfang. In dem Plan der eudemiſchen Ethik entſteht nicht nur gar keine Art von Verwirrung aus dieſen drei Büchern, wogegen in den zwei Behandlungen der Luſt weder vor= noch rükkwärts eine Beziehung ſtatt findet: ſondern wir finden eine Uebereinſtimmung derſelben mit dem eigenthümlichen Charakter des ganzen Werkes. Die eudemiſche Ethik nämlich zeichnet ſich von vorn herein dadurch vor den andern beiden aus, daß ſie gar keine Beziehung auf die Politik nimmt; ſie hat es vielmehr mit der Glükkſeligkeit an und für ſich zu thun in Beziehung auf den einzelnen Menſchen. Deshalb bedurfte ſie eines andern Anfangs, und hebt gleich die drei Lebensweiſen heraus, denen der Menſch folgen kann, wovon die magn. mor. nichts wiſſen. Daher ſtehn ihr auch Verſtand und Wille gleich, und ſie darf die Fertigkeiten des Verſtandes völlig gleich behandeln mit denen des Willens. Darum konnte ſie ſich nicht begnügen mit der Art, wie in den magn. mor. von jenen die Rede iſt, nur um das Maaß für die ſittlichen Tugenden zu finden; ſondern ſie muß ſie für ſich behandeln. Und das thut ſie im fünften Buch, wo ihre Differenz von den magn. mor. am ſtärkſten heraustritt, mit einer größern Ausführlichkeit und ohne zu entſchuldigen, wie dies in eine politiſche Pragmatie hineinkommt, vielmehr als habe ſie eine neue Reihe von Tugenden vor ſich, welche ebenſo zu ihrem Zwekk gehören, wie die andern. Man ſollte ſie alſo nur weniger eine Ethik nennen im ariſtoteliſchen Sinne, wofür ſie ſich auch nirgend ausgiebt, ſondern ein Buch über die Glükkſeligkeit, ſo ſtimmt dies alles vollkommen zuſammen. Nur freilich als ein ariſtoteliſches Werk möchte ich ſie demohnerachtet nicht anſehen; ſondern wäre ſie vom Ariſtoteles, ſo müßten beide Behandlungsweiſen weit beſtimmter getrennt ſein. Schrieb Ariſtoteles ein Werk, worin er die Betrachtung des ſittlichen völlig von dem politiſchen losreißen wollte: ſo würde er gewiß nicht mit ſolcher Genauigkeit der Ordnung eines andern Werkes gefolgt ſein, in welchem die politiſche Beziehung beſtimmt ausgeſprochen iſt. Er würde manches mehr politiſche

weggelaſſen, beſonders die ganze Gerechtigkeit anders haben behandeln müſſen. Denn wenn man das politiſche d. h. den Antheil an der Geſezgebung wegnimmt: ſo bleibt nichts übrig als der Gehorſam gegen das geſchriebene und ungeſchriebene Geſez und die Billigkeit. Dagegen hätte er müſſen das gerechte hervorziehen, welches er in den magn. mor. zurükkſtellt in dem allgemeinen Sinn, wie jeder auch für ſich allein gerecht ſein kann, das rechte Maaß der Thätigkeit in Bezug auf die Aufgabe des Menſchen überhaupt. Auf dieſes platoniſchere hätte er müſſen zurükkommen; wo nicht, ſo mußte die Gerechtigkeit ganz ins enge zuſammenſchrumpfen, und die Billigkeit hätte müſſen deſto weiter ausgedehnt werden. Dies iſt aber nicht geſchehen, ſondern die Gerechtigkeit ganz auf dieſelbe Weiſe wie in den magn. mor., nur ausführlicher, behandelt worden. Am merkwürdigſten aber iſt, wenn man etwas weiter geht, dieſes, daß nachdem die eudemiſche Ethik gleich anfangs jene Eintheilung der Tugenden gemacht in ſittliche Tugenden und geiſtige Tugenden, ſie nun nicht gleich, nachdem ſie mit den ſittlichen zu Ende iſt, die Behandlung der geiſtigen anfängt und an die Worte IV, Ende *περὶ μὲν οὖν δικαιοσύνης καὶ τῶν ἄλλων τῶν ἠθικῶν ἀρετῶν διωρίσθω τὸν τρόπον τοῦτον* anknüpft *περὶ δὲ τῶν λοιπῶν τῶν διανοητικῶν λεκτέον*, ſondern auch erſt mit den magn. mor. ſagt, es ſei nun aber nicht genug zu ſagen, die Mitte müſſe dem *ὀρθὸς λόγος* gemäß genommen werden, ſondern dies müſſe man genauer beſtimmen, und dann ſehr verworren hinzufügt, Da wir aber die Tugenden ſo eingetheilt haben, müſſen wir auch von den übrigen reden, nachdem wir erſt von der Seele geredet. In dieſer ganzen Stelle V, 1 iſt eine des Ariſtoteles vollkommen unwürdige Verwirrung, die nothwendig jeder fühlen muß. Die Beſtimmung der Mitte durch den *ὀρθὸς λόγος* konnte hier entweder völlig bei Seite geſezt, ſodann gradezu die Geiſtestugenden abgehandelt und hernach geſagt werden, in ihm nun lägen die Beſtimmungen der Mitte, denen das Gemüth folgen müſſe. Oder es konnte geſagt werden, Da nun aber die Mitte unbe-

ſtimmt iſt: ſo ſind auch die Gemüthstugenden für ſich nicht hinreichend, ſondern es müſſen die andern hinzukommen, in denen die Beſtimmung liegt. Dann war der Uebergang geſund. Jezt wird zwar die Nothwendigkeit eines ὀρθὸς λόγος ausgeführt, aber weder hier geſagt, daß derſelbe aus den Tugenden des Geiſtes entſtehen müſſe, noch am Ende der Buches eigentlich auf die vorher aufgeworfene Schwierigkeit mit Bezug auf jene Stellen zurükkgegangen. Dieſe Verwirrung nun erklärt ſich allein durch das Kleben des Verfaſſers an den magn. mor., aus welchem nur ſehr zur Unzeit die Erinnerung an ſeine vorher aufgeſtellte Eintheilung ihn herausreißt. Denn die magn. mor. befanden ſich in einem ganz andern Falle; ſie hatten dieſe Eintheilung nicht gemacht und konnten auch unmittelbar auf ihrem politiſchen Standpunkt die φρόνησις und σοφία nicht als Tugenden ſezen. Nachdem nun die Tugenden als Mitte beſchrieben waren: ſo entſtand die Frage, woher doch, da jedes πάθος an ſich ein unendliches iſt, die Mitte zu finden, und nun alſo die Nothwendigkeit zu dem vernünftigen Theil der Seele zurükkzugehen, um in dieſem den ὀρθὸς λόγος aufzufinden, und dann erſt war der Begriff der Tugend als zuſammengeſezt aus der ὁρμή und dem λόγος vollendet. Welches der Verfaſſer der Eudemien ſo wenig verſtanden, und den Zuſammenhang ſo wenig eingeſehen hat, ohnerachtet er cap. 2 geſagt, ſowol der λόγος müſſe alſo ἀληθής ſein, als auch die ὄρεξις eine ὀρθή, daß wo er an dieſe Stelle kommt er, wie auch ſonſt wenn er wo den Faden verloren, eine ἄλλη ἀρχή bei der Hand hat, und V, 13 ſagt σκεπτέον δὴ καὶ πάλιν περὶ ἀρετῆς, wo man den ganzen Gedankengang gar nicht verſtehen kann, wenn man nicht die magn. mor. bei der Hand hat. Solcher Verwirrungen in einer ganz klaren Sache wäre Ariſtoteles nicht fähig geweſen, ja unmöglich kann überhaupt einer ſich ſelbſt ſo wenig verſtehen, ſo daß ſchon um deswillen die magn. mor. und die Eudemien nicht einem und demſelben Verfaſſer können zugeſchrieben werden. Sehr leicht aber erklärt ſich die Entſtehung eines ſolchen Buches,

wie die Eudemien, in einer etwas ſpätern Zeit, wo die politiſche Richtung des Philoſophirens ganz aufhörte, und alſo auch die Sittenlehre ſelbſtändiger mußte hingeſtellt werden. In dieſem neuen Sinn hat einer gearbeitet, aber ein ziemlich unfähiger, der es möglich hielt, ohnerachtet des veränderten Standpunktes das Schema eines frühern Werkes beizubehalten; und mehr oder weniger dieſem folgend mußte er an gewiſſen kritiſchen Stellen beſonders in Zwieſpalt und Verwirrung gerathen. Wiewol auch dieſer Standpunkt nicht feſtgehalten iſt; denn wo die Luſt und wo die Freundſchaft abgehandelt werden ſollen, wird doch wieder auf den bürgerlichen Einfluß beider Rükkſicht genommen. Allein die Verſchiedenheit beider Verfaſſer offenbart ſich auch ſonſt in Differenzen, welche mit jenem veränderten Standpunkt gar nicht zuſammenhangen, und welche man nur als Spuren einer verſchiedenen Schule anſehen kann. Dahin gehören gleich von vorn herein die Erklärungen und Eintheilungen, welche von den in den magn. mor. mannigfaltig abweichen. Dieſe nämlich theilen die Güter in geiſtige leibliche und äußere, die Eudemien nur in geiſtige und äußere. Was in der Seele wahrgenommen werden kann, faſſen die magn. mor. gleichſam von unten aufſteigend zuſammen in *πάϑη*, *δυνάμεις* und *ἕξεις*, die Eudemien hingegen ſtellen ganz anders zuſammen *ἕξεις καὶ δυνάμεις* und *ἐνέργειαι καὶ κινήσεις*, wo *κινήσεις* allerdings von *ἐνέργειαι* unterſchieden die *πάϑη* ſind, offenbar aber *ἐνέργειαι* ſich zu *ἕξεις* verhalten ſollen, wie *κινήσεις* zu *δυνάμεις*, welches eine ganz andere Betrachtungsweiſe zum Grunde legt. Dann fehlt, wo die Tugend genetiſch behandelt wird, der Begriff der *ὁρμή* ganz, der überall in den magn. mor. zum Grunde liegt. Ferner theilen die Eudemien das *πολιτικὸν δίκαιον* in ein *νομικόν* und *φυσικόν*, wogegen die magn. mor. ſagen, es ſei nur *νόμῳ* und gar nicht *φύσει*. So iſt auch in den Eudemien das *εἰς ἕτερον* und *καϑ' αὑτόν* gerecht ſein zu dem Unterſchiede der allgemeinen Gerechtigkeit und der beſondern ganz anders geſtellt als in den magn. mor. Weiter hinten, nachdem ſchon der vernünftige

Theil der Seele in Uebereinſtimmung mit den magn. mor. eingetheilt war in das ἐπιστημονικόν und βουλευτικόν, ſind die V, 2 eingeſchobenen Gedanken über das Verhältniß von αἴσθησις, νοῦς, ὄρεξις, und die Eintheilung in eine θεωρητικὴ διάνοια und eine πρακτικὴ διάνοια etwas ganz fremdartiges, das zwar weiter ausgeführt zur Sache dienen und ſie erläutern konnte, aber aus einem ganz andern Geſichtspunkt genommen iſt und in dieſen Zuſammenhang gar nicht gehört. Daher ſich auch das folgende wieder mit den magn. mor. übereinſtimmende nur ſehr loſe anknüpft. Hernach wird σύνεσις von φρόνησις in den magn. mor. vorzüglich durch die Größe des Gegenſtandes unterſchieden, in den Eudemien hingegen iſt ausdrükklich die φρόνησις eine ἕξις ἐπιτακτική, die σύνεσις aber nur eine ἕξις κριτική, welches, weil es auf den Begriff φρόνησις Einfluß hat, kein unbedeutender Unterſchied iſt. Wobei noch zu bemerken iſt, daß in den erſten Capiteln der Eudemien der Ausdrukk φρόνησις ganz anders und rein theoretiſch gebraucht wird, indem ſie dort den βίος φιλόσοφος, der ſich von dem πολιτικός ſcheidet, conſtituirt und durch θεωρία περὶ τὴν αλήθειαν erklärt wird. Eud. V, 12 wird gar von ihr geſagt, daß ſie nur τὰ πρὸς τὸν σκοπὸν ὀρθὰ ποιεῖ, und dann doch daſſelbe auf die δεινότης übergetragen. Auch in der Behandlung der Luſt geht der Verfaſſer der Eudemien ſo weit zu ſagen, es könne wol eine Luſt das beſte ſein, wozu in den magn. mor.; ſo ſehr ſie auch der Luſt Gerechtigkeit widerfahren laſſen, doch keine Hinneigung zu finden iſt. Es ließe ſich dergleichen mehr im einzelnen nachweiſen, was aber zu genaueren Erörterungen führen würde, die nur in einem vergleichenden Commentar ihren Ort finden können. Sind nun die Eudemien höchſt wahrſcheinlich von einem andern Verfaſſer als die magn. mor.: ſo ſind ſie auf keinen Fall vom Ariſtoteles, nicht wenn er die magn. mor. geſchrieben hat, nicht wenn er ſie nicht geſchrieben hat. Denn es giebt keinen andern, dem Ariſtoteles ſo könnte gefolgt ſein, wie die Eudemien den magn. mor. folgen.

Auch kommt abgeſehn von der Compoſition gar manches einzelne vor, was man ſchwerlich für recht ariſtoteliſch halten kann. So z. B. I, 8 die Zuſammenſtellung von πολιτική, οἰκονομική und φρόνησις, als ſeien ſie die drei höchſten ἕξεις. Man ſieht wol, daß ſich dies auf die drei Lebensweiſen beziehen ſoll, φρόνησις nach dem hier noch herrſchenden Sprachgebrauch auf die beſchauliche und οἰκονομική auf die genießende. Allein Ariſtoteles kann ſich ſo ſchwerlich ausgedrükkt haben. So wird mit einer Affectation, die in keiner ariſtoteliſchen Anſicht gegründet iſt, III, 2 geſagt, die σωφροσύνη beziehe ſich δόξῃ zwar auf γευστά und ἁπτά, aber ἀληθείᾳ nur auf die ἁπτά. Auch das erſcheint mir nicht ariſtoteliſch, daß der φαῦλος ſich zum ἐπιεικής verhalten ſoll wie ein Kind zum erwachſenen. Eben ſo wenig konnte ſich auch Ariſtoteles des Ausdrukks φύσει σπουδαῖος bedient haben, wenn gleich auch in den magn. mor. die ὁρμή zum guten φυσικὴ ἀρετή heißt. Dann kommt auch ein Etymologiſiren vor, welches mir nicht ariſtoteliſch ſcheint, wie σωφροσύνη von σώζειν φρόνησιν, δίκαιος von δίχα, μακάριος von χαίρειν. Andere Manieren, wie Anſpielungen auf Anekdoten, welche nicht angeführt werden, die Anführungen von Verſen mit den bloßen Anfangsworten kommen in erwieſen ariſtoteliſchen Schriften nicht vor, und ſcheinen einen ſpätern Charakter zu verrathen. Auch glaube ich kaum, daß Ariſtoteles eine Erklärung, die offenbar nur aus den ſokratiſchen Schulen ſein kann, VII, 14 εὐτυχεῖς καλοῦνται u. ſ. w., durch den Ausdrukk bezeichnen würde οἱ πάλαι ἔλεγον, oder daß er vom Sokrates geſagt haben könnte, Σωκράτης ὁ πρεσβύτης oder ὁ γέρων, welches beides in den Eudemien I, 5 und VII, 1 vorkommt.

Gegen alle dieſe Verdachtszeichen, die ein Commentar, der ſich auf das dialektiſche einlaſſen könnte, noch ſehr vermehren müßte, könnte man nun argumentiren aus den Anführungen ariſtoteliſcher Schriften, die auch in den Eudemien vorkommen, und ich darf freilich dieſen nicht vorbeigehen, ſondern hätte nothwendig einzelne anzuführen. I, 6 δῆλον δὲ ἐκ τῶν ἀναλυτι-

κῶν nämlich *ἔστι δὲ διὰ ψεύδους ἀληθὲς δεῖξαι.* Offenbar konnte ſo auch ein anderer die ariſtoteliſche Schrift anführen. I, 8 *ἐπέσκεπται δὲ πολλοῖς τρόποις καὶ ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις καὶ ἐν τοῖς κατὰ φιλοσοφίαν.* Die Rede iſt von den Ideen. Der Ausdrukk *εἶναι ἰδέας λέγεται λογικῶς καὶ κενῶς* iſt ſehr dunkel. Auf jeden Fall aber konnte nicht nur ein anderer auch ſo anführen, ſondern es fragt ſich überhaupt, ob hier Schriften eines einzigen gemeint ſind, und nicht vielmehr allgemeiner ſowol in populären als in wiſſenſchaftlichen Schriften ſei dies ſchon häufig abgehandelt. Mir wird das leztere durch den Ausdrukk *πολλοῖς τρόποις* wahrſcheinlicher. Caſaubonus am Rande in metaphysicorum multis locis. Allein ſchwerlich könnte man doch die Eudemien für ſpäter geſchrieben halten als die Metaphyſik, da, weder in ihnen noch den andern Ethiken, ſogar die Bücher de anima nicht angeführt werden, ohnerachtet der häufigen Gelegenheit dazu. II, 1 *καθάπερ διαιρούμεθα καὶ ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις.* Die Rede iſt von der Eintheilung der Güter in *ἐκτός* und *ἐν ψυχῇ.* Auch dieſes kann ich für keine beſtimmte Anführung halten, da der Ausdrukk *ἐξωτερικοὶ λόγοι* doch offenbar nur eine Claſſe bezeichnete, und offenbar auch ſpätere Peripatetiker in beiden Claſſen gearbeitet haben. V, 3 *ὥσπερ καὶ ἐν τοῖς ἀναλυτικοῖς ἐλέγομεν*, und noch einmal *καὶ ὅσα ἄλλα προςδιοριζόμεθα ἐν τοῖς ἀναλυτικοῖς.* Die Rede iſt davon, daß alle *διδασκαλία ἐκ προγιγνωσκομένων* komme, und von der Erklärung der *ἐπιστήμη.* Hier ſchreibt der Verfaſſer freilich ſich die *ἀναλυτικά* zu. Allein da dieſes die einzige beſtimmte Anführung iſt: ſo entſteht doch eher die Aufgabe, wie ſie wol unter der Vorausſezung, daß die Eudemien unächt ſind, erklärt werden müſſe, als daß ſie ſelbſt alle andern Zeichen überwiegen und vernichten ſollte. Denn außer dieſen kommt nur noch vor V, 4 *πιστεύομεν δὲ περὶ αὐτῶν καὶ τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις*, wo offenbar der Verfaſſer dieſe *ἐξωτερικοὶ λόγοι* von ſich abſchiebt und alſo die vorigen aufhebt; und endlich eine Stelle IV, 2, ob es einen Unterſchied gebe zwiſchen *ἀνὴρ ἀγα-*

θός und πολίτης, das ſei ὕστερον σκεπτέον, welche Caſaubonus auf Polit. III, 4 bezieht. Aber offenbar könnte der Verfaſſer nur ſo verwieſen haben, wenn er die Politik für eine Fortſezung der Ethik hielt, was er offenbar nicht thut, denn nur von demſelben Werk kann ὕστερον geſagt werden. Vielmehr könnte man gegentheils glauben, die Art wie VII, 9 die reinen Verfaſſungen und die παρεκβάσεις derſelben anführt ſeze die Stelle Polit. III, 6 voraus, wo er dieſe Begriffe und Ausdrükke erſt begründet und erklärt. Jene Worte aber gehen vermuthlich auf das VII, 15 ſehr verworren geſagte, daß man ein ἀνὴρ ἀγαθός ſein könne ohne ein καλοκἀγαθός zu ſein.

Um nun dieſes zu erklären, λάβωμεν πάλιν ἄλλην ἀρχὴν τῆς παρούσης σκέψεως, möchte ich mit dem Verfaſſer ſagen, nämlich es gebe genauer betrachtet auch Anzeigen, daß die Eudemien auch nicht urſprünglich eines ſind, ſondern ein zuſammengeſeztes Werk. Zuerſt fiel mir dieſes auf III, 1, wo die Tapferkeit behandelt wird. Da wird bei den Worten περὶ δὲ τῶν φοβερῶν ein neuer Anſaz genommen, um dieſen Begriff zu erklären; aber in dieſem Stükke, welches ſich von dem vorigen auch dadurch unterſcheidet, daß es allein poetiſche Anführung enthält, wird das meiſte von dem vorher über die fünf falſchen Arten der Tapferkeit geſagten wiederholt ohne alle Berufung auf das vorige, als ob es noch gar nicht da geweſen wäre, ſo daß man ſich hier kaum einen urſprünglichen Zuſammenhang denken kann, ſondern annehmen muß, das lezte ſei anderwärtsher. Eben ſo V, 1, nachdem die drei Begriffe αἴσθησις, νοῦς und ὄρεξις als κύρια aufgeführt ſind, findet ſich eine Behandlung des Begriffes προαίρεσις, welche im weſentlichen ganz — *)

*) Das Uebrige fehlt. J.

3.

Ueber eine Gloſſe des Timäus. *)

Rep. II. Bekk. p. 72, 3 sqq.

Οὐκοῦν ἐπειδὴ τὸ δοκεῖν, ὡς δηλοῦσί μοι οἱ σοφοί, καὶ τὰν αλάθειαν βιᾶται καὶ κύριον εὐδαιμονίας, ἐπὶ τοῦτο δὴ τρεπτέον ὅλως· πρόθυρα μὲν καὶ σχῆμα κύκλῳ περὶ ἐμαυτὸν σκιαγραφίαν ἀρετῆς περιγραπτέον, τὴν δὲ τοῦ σοφωτάτου Ἀρχιλόχου ἀλώπεκα ἑλκτέον ἐξόπισθεν κερδαλέαν καὶ ποικίλην.

In Timaeus Lex. plat. findet ſich eine Gloſſe *τὴν ἀλωπεκῆν· τὴν πανουργίαν.* Mit vollem Recht gewiß bezieht Ruhnk. ſie auf die obige Stelle. Keine bis jezt bekannte Handſchrift aber lieſt *ἀλωπεκῆν*, ſondern ohne Ausnahme *ἀλώπεκα.* Deswegen nun ſagt der gelehrte Mann ſolle man nicht leichtſinnig ändern, wiewol Timäus Schreibart richtiger zu ſein ſcheinen könnte; denn der Sinn bleibe derſelbe; *ἀλώπηξ* könne geſagt werden pro pelle vulpina, wie in vielen andern ähnlichen Fällen vorkomme. Herr Aſt nimmt das ſogleich auf, und ſchreibt *ἀλώπεκα* i. q. *ἀλωπεκῆν* int. *δοράν.* Die beiden deutſchen Ueberſezer Wolff und

*) Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch=philologiſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 8. Auguſt 1826. S.

Fähſe wiſſen von dieſer Weisheit noch nichts ſondern überſezen ganz ehrlich den ſchlauen und gewandten Fuchs des Archilochos; und anders würde mir es auch nicht eingefallen ſein, weil mir keine Fabel des Archilochos vom Fuchspelz bekannt iſt, noch auch wie man eigentlich den Fuchspelz kann κερδαλέα καὶ ποικίλη nennen. Viele andere Gedanken kamen mir noch gegen dieſe Erklärung; aber ich wurde doch ſtuzig, und nahm mir vor die Ruhnkeniſche Behauptung ſo weit ich konnte zu unterſuchen, in welcher Allgemeinheit ſie wol haltbar ſei, und ob eine Anwendung derſelben auf unſere Stelle demgemäß wahrſcheinlich oder auch nur möglich ſei.

Ruhnken beruft ſich zunächſt auf Toup, der an zwei Stellen hierüber handelt. In der erſten *) emendirt er eine Emendation von Valkenaer, welcher πάρδαλιν εἰλῆφθαι verbeſſert hatte in παρδαλῆν ἐνῆφθαι, indem er nämlich meint, das πάρδαλιν könne füglich ſtehn bleiben, denn man könne eben ſo gut ſagen πάρδαλιν ἐνῆφθαι für παρδαλῆν, wie λέοντα περιβεβλῆσθαι für λεοντῆν. Auch führt er eine Stelle aus dem Phurnutus an νεβρίδα δὲ ἢ πάρδαλιν αὐτὸν ἐνῆφθαι, wo das νεβρίδα auch für die Aechtheit des πάρδαλιν Bürgſchaft leiſtet. Hiegegen nun iſt nichts einzuwenden. Wer wollte auch nicht in unſerer Sprache ſagen, Ich will doch meinen Fuchs umthun. Aber ſie ſagt auch nicht, daß ſchlechthin ἀλώπηξ könne für ἀλωπεκῆ ſtehen, ſondern nur in Verbindung mit einem Zeitwort wie ἐνῆφθαι und περιβεβλῆσθαι. Doch freilich, auch wenn ich einen frage, Was iſt doch dies für ein Muff? und er antwortet mir, Es iſt ein Fuchs, werde ich mich gar nicht wundern, daß er ſich den Pelz oder das Fell erſpart; aber doch nur weil mein Verſtändniß ſchon durch Muff gebunden iſt, und darin ſchon der Begriff Pelz liegt. Darum kam es mir faſt lächerlich vor, daß Toup in der andern früheren Stelle **) bei einer An-

*) Animadv. in Scholia Theocritea. Heindorf. II. p. 486.

**) Ep. crit. p. m. 97.

führung aus Lucian *) ausruft, Notandum vero illud τὸν λέοντα αὐτοῦ περιβεβλημένην, als wäre das etwa ein beſonderer Hellenismus, was man ja auch bei uns täglich auf der Straße hört, und was bei Lucian nur eine in dieſer Schreibart zuläſſige nicht nur ſondern auch anmuthige Uebertragung einer in der Sprache des gemeinen Lebens üblichen Nachläſſigkeit iſt. Hier aber ſpricht Toup weit entſchiedener und allgemeiner, λέων ſtände für pellis leonina, wie βοῦς für tergum bovinum, und ἐλέφας für dens elephantis. Das alles iſt aber nur in einem eben ſolchen unbeſtrittenen Zuſammenhange geltend, und dann wird βοῦς eben ſo gut von einer Rindskeule ſtehen können als vom Rükken, und auch ἀλώπηξ würde eben ſo gut vom Fuchsſchwanz ſtehen können als unter andern Umſtänden vom ganzen Pelz. Möchten doch ſolche Obſervationen auch großer Philologen nicht ſo oft ſchief ſein und zu weit auf der einen zugleich aber zu eng auf der andern Seite, wodurch dann geringere Lichter verführt nur gar zu leicht ganz zu Irrlichtern werden! — Aber nicht wenig verwundert war ich zu ſehen, daß Toup unmittelbar darauf fortfährt, eben ſo ſtehe auch ταῦρος für gluten taurinum. Denn dies hat gewiß nie jemand geſagt. In einem Fragment des Eurip. aber kommt vor ταυρόδετος κυπάρισσος. Dies nun erklärt Toup wahrſcheinlich ganz richtig durch lignum cypressinum taurino glutine compactum, glaubt aber jenes ταῦρος für gluten als Mittelglied hiezu annehmen zu müſſen. Wie iſt es nur möglich, daß man eine ſo kühne dichteriſche Wortbildung kann in Eine Reihe ſtellen wollen mit jenen aus dem gemeinen Leben genommenen Sprachweiſen? Wie kann ein Sprachkenner glauben, daß im gemeinen Leben, wie man Rind ſtatt Rindfleiſch ſagt, man eben ſo viel Veranlaſſung habe Kälberfüße — und dann auch gar Kalb zu ſagen ſtatt Tiſchlerleim! Oder auf der andern Seite der Dichter könne nur ταυρόδετος wagen, wenn man auch vorher ſchon ταῦρος immer in dieſem Sinne geſagt

*) de conscrib. hist.

hat! Ich möchte vielmehr kühn behaupten, ein Dichter könne ἐλεφαντόδετοι δόμοι geſagt haben, wenn es auch noch gar nicht üblich geweſen wäre ἔλεφας ſchlechthin für Elfenbein zu brauchen, keinesweges aber gälte das von dem proſaiſchen ἐλεφαντοκόλλητοι κλῖναι des Clemens *).

Wenn nun die ganze Sache mit dem Fuchs für Fuchspelz ſo anzuſehen iſt: ſo fragt ſich, ob in unſerer Stelle auch nur die geringſte Veranlaſſung iſt an den Fuchspelz zu denken. Die Lage der Sache iſt offenbar die. Der Mann will ſich möglichſt vollſtändig mit einem Scheine von Rechtſchaffenheit umgeben, weil hievon der Schein nüzlich iſt; hinter dieſem Schein aber will er nicht etwa gewaltthätig wie ein Löwe, denn das müßte auch offenbar geſchehen, ſondern mit Hülfe der Schlauheit ungerecht ſein. Iſt nun alſo der Fuchs einmal das Sinnbild der ſchlauen Ungerechtigkeit oder ungerechten Schlauheit: ſo kann man den Fuchs wol hineinbringen, ſagend, er wolle zwar gerecht ſcheinen, eigentlich aber ein Fuchs ſein, oder auch ſich einen Fuchs halten, der ihm gleichſam Rath gebe und ihn inſpirire. Und wäre nun z. B. der Elephant eben ſo das Sinnbild der ſchlichten Gerechtigkeit: ſo könnte man wol ſagen, der Mann wäre ein Fuchs in einer Elephantenhaut, wenn doch die Haut nur das äußere Anſehn des Thieres iſt; wie aber der Fuchspelz hineinkommen ſollte, da er ja grade das Anſehn der Schlauheit und Ungerechtigkeit nicht haben ſondern vermeiden will, das ſehe ich nicht ein. Daß aber die Haut grade ſo für den äußern Schein wirklich gebraucht wird, dafür zeugt nicht nur die bekannte Fabel vom Eſel in der Löwenhaut; ſondern auch Lucian, der auch vielleicht bei der Omphale daran gedacht haben wollte, daß ſie ſich durch ihre Herrſchaft über den Herakles das Anſehn der Stärke gegeben, da es doch keine geweſen, hat noch eine ganz ähnliche Stelle im Philopſeudes, ἄρτι δὲ ὡς γόης ὢν ἄρα τοσοῦτον χρόνον ἐλελήθει με ὑπὸ τῇ λεοντῇ γελοῖόν τινα

*) Clem. I. p. 188, 28.

πίϑηκον περιστέλλων II. p. 34; und warum ſollte ich nicht auch die *λύκους ἐν ἐνδύμασι προβάτων* *) anführen, wofür auch ſtehen könnte *λύκοι ἐν μηλωταῖς*. Auch ganz allgemein liegt dieſe Vorſtellung zum Grunde in dem bekannten horaziſchen Vers

Sed videt hunc omnis domus et vicinia tota
Introrsus turpem, speciosum pelle decora **).

Wenn alſo, denke ich, Traſymachos redete, und Platon könnte ihm mit einigem Fug angedichtet haben hier vom Fuchspelz zu reden ſtatt vom Fuchs: ſo würde es ihm vielleicht ein Fund geweſen ſein, um ihn hernach ſcherzhaft durchzunehmen darüber; daß er aber der brüderlichen Seele des Adeimantos dieſen Bull ſollte untergelegt haben, kann ich nicht glauben.

Doch hier erhebt ſich eine Wolke faſt von Zeugen gegen die Strenge der Logik, und fordert die Vergünſtigung, unter Umſtänden, wo keine Mißdeutung möglich iſt, auch das Gegentheil von dem ſagen zu dürfen, was man eigentlich ſagen will. Denn zuerſt hat derſelbe Horaz, den ich für den logiſch richtigen Gebrauch angeführt, dagegen auch das bekannte

Si carmina condes,
Nunquam te fallant animi sub vulpe latentes,

wo er gewiß nicht einfältige meint, die ſich das Anſehn der Schlauheit zu geben wiſſen; aber auch ſchwerlich die ſich eben ſo wie der Fuchs zur rechten Zeit einfältig anzuſtellen wiſſen, worauf das alte Scholion deutet vulpes in Aesopi fabula ostendebat se corvo simplicem, ſondern vulpes iſt hier wol der Fuchspelz, und sub vulpe latere heißt ſich hinter dem Fuchspelz verbergen, ſoll aber bedeuten fuchsartig ſein. Eben ſo führt auch Ruhnken an ein rhetoriſches Fragment aus der Sammlung des Allatius *μέτεισι τὴν μητέρα τὴν ἀλωπεκῆν ἐνδυσάμενος*, welches gewiß nicht heißen ſoll, was es eigentlich müßte, er wollte bei ihr für liſtig gelten ohne es doch zu ſein, ſondern er ging zu ihr mit

*) Matth. 7, 15.
**) Epist. I. 16, 44. 45.

dem Vorſaz ſie zu berükken, alſo fuchsartig zu handeln, ohne daß ſie den Fuchs merken ſollte, vielmehr alſo als ein Fuchs, der aber eine pellis decora umgenommen, nicht als einer, der ſich auf den Fuchs will ſehen laſſen. Die Thatſache iſt alſo ſchon aus dieſen Beiſpielen außer Streit, und das leztere von der Art, daß die Redensart als in dieſem Sinne ſchon verſtändlich muß vorausgeſezt werden. Schwer aber iſt es ſich mit der Aufzeigung ſolcher Thatſachen zu begnügen, man muß ſich immer aufgeben eine Erklärung zu verſuchen. Vielleicht findet ſich dieſe in dem bekannten von Plutarch an zwei verſchiedenen Stellen angeführten Wizwort des Lyſandros, als ihm einer ſeine Kriegsliſten vorwarf mit dem Bemerk, es ſei des Herakles nicht würdig nicht alles *ἀντικρύ* zu thun. Er nämlich antwortete, wo die Löwenhaut nicht hinreiche, müſſe man noch einen Fuchsbalg daran nähen *). Da ihm der Ahnherr Herakles vorgeworfen wurde: ſo iſt auch hier an deſſen Löwenhaut, nicht etwa an die des Eſels zu denken, da denn der Sinn abermal ſein müßte, wo man mit dem Schein der Stärke nicht ausreiche, da müſſe man auch den Schein der Liſt hinzunehmen. Herakles aber trug die Löwenhaut nicht wie der Eſel, ſondern wie ſie eine Beute über den Löwen war, ſo war ſie auch nun das Symbol ſeiner ſelbſt Löwen überwindenden Stärke. Lyſandros, der zunächſt ſagen wollte, man reiche nicht überall aus mit der gradeaus gehenden Stärke, hält ſich alſo ſtatt der Sache ſelbſt an das Symbol, die Löwenhaut, und ſo war es ein feiner Wiz, indem er die Verbindung der Liſt mit der Stärke bezeichnen wollte, zu ſagen, ſein Symbol ſei die Löwenhaut, aber mit daran genähtem Fuchsbalg. Und in der That, wenn einer eben ſo zum Fuchsbalg gekommen wäre wie Herakles zur Löwenhaut: ſo wäre auch der Fuchsbalg ein ſchönes Symbol der ſelbſt den Fuchs als den alten Meiſter in der Liſt überliſtenden Liſt. Und wie Herakles die Löwenhaut nicht

---

*) ὅπου μὴ ἐφικνεῖται ἡ λεοντῆ προσραπτέον εἶναι τὴν ἀλωπεκῆν. P. m. II. 190 u. 229.

trug, um Verſtekk damit zu ſpielen: ſo bekennt ſich auch Lyſandros frank und offen zur Liſt. So könnte man denn ſagen, der Fuchsbalg ſei überall ein Anhängſel der Löwenhaut, einmal ſich anſchließend an die des Eſels, das andere Mal an die des Herakles. Und iſt einmal der doppelte Gebrauch nachgewieſen: ſo darf man ſich auch nicht über das Schillern zwiſchen beiden verwundern. Vielmehr wird man wol häufig bei Sprichwörtern auf ähnliche Beiſpiele ſtoßen, und ſo wollen wir ſowol den Horaz als jenen Rhetor entſchuldigen, wenn gleich ihre Meinung nicht war, daß die den Fuchspelz anzogen ſich zur Liſt bekennen wollten; und ohnerachtet ſowol das latentes des Horaz als das ἐνδυσάμενος des Redners allerdings mehr an den Eſel erinnert.

Wenn alſo ein ſolcher ſtreng genommen nicht richtiger Gebrauch doch vorkommt von ἀλωπεκῆ, und es doch Fälle giebt, wo ἀλώπηξ für ἀλωπεκῆ ſteht: könnte nicht in Beziehung auf unſere Stelle doch am Ende noch ſelbſt Ruhnkenius, und wenn auch der nicht, wenigſtens Timäus Recht bekommen? Alles obige eingeſtanden bin ich doch feſt überzeugt, daß hier weder der Fuchspelz gemeint ſein kann, noch auch wenn er gemeint wäre für ἀλωπεκῆ hätte ἀλώπηξ geſagt werden können. Das leztere zuerſt ſchon wegen des Archilochos nicht. Es giebt bekanntlich zwei Fabelanfänge deſſelben, worin der Fuchs eine Rolle ſpielt. Das eine Mal dem Adler zugeſellt heißt er ἀλώπηξ κερδαλῆ, das andere Mal mit dem Affen heißt er ἀλώπηξ κερδαλῆ πυκνὸν ἔχουσα νόον, was freilich ſehr mit ποικίλη zuſammentrifft. Doch möchte ich deswegen nicht mit Huſchke *) behaupten, daß überall wo von des Archilochos gewandtem und auf ſeinen Vortheil bedachtem Fuchs die Rede ſei, alſo auch in dieſer platoniſchen Stelle, da werde auf dieſe Fabel vom Fuchs und Affen angeſpielt. Gewiß wenigſtens nicht wenn die archilochiſche Fabel daſſelbe Argument hatte, wie die dort aus ſpäteren

*) Matth. Misc. philol. Vol. I. P. I. p. 28.

Quellen angeführte. Denn dann verdient wegen deſſen was in der Fabel geſchieht der Fuchs dieſe beiden Prädicate nicht, und alſo konnte auch niemand eigentlich eine ſolche Fabel beſonders ins Gedächtniß rufen wollen, in welcher dieſe Prädicate dem Fuchs nur als anderwärtsher bekannt beigelegt werden. Indeß iſt auch die Fabel vom Fuchs und Adler, wenn ſie dieſelbe war wie die des Phädrus *), nicht eben ſehr charakteriſtiſch. Kam aber nicht im Archilochos etwas in dieſer Hinſicht ganz vorzügliches vor: ſo ſieht man nicht, warum nicht Platon ſeinen Fuchs lieber den äſopiſchen nennt als den des Archilochos, da er beim Aeſop ſo ſehr in Maſſe vorkommt und ſeine Eigenſchaften nach allen Seiten entwikkelt. Ich möchte daher faſt vermuthen, daß die beiden Fabeln des Archilochos andern Inhalts geweſen ſind. Wenn aber nicht außerdem Archilochos auch noch eine Fabel vom Fuchspelz gedichtet hat, und das wird wol niemand glaublich finden: ſo ſcheint mir faſt unmöglich, daß Platon ſollte des Archilochos Fuchs geſagt haben, wenn er den Fuchspelz meinte. Denn niemand hätte darauf fallen können etwas anderes als den Fuchs ſelbſt zu verſtehen. Ja nicht einmal ἀλωπεκῆ hätte er meines Erachtens ſagen können, wenn Archilochos von keinem Fuchsbalg weiß, ſondern er hätte ſagen müſſen τὴν δὲ τῆς τοῦ σοφωτ. Ἀρχιλ. ἀλώπεκος δορὰν etc. Geben wir aber nun auch zu, Platon würde beſſer gethan haben des Archilochos hier gar nicht zu erwähnen, wenn er doch vom Fuchspelz reden wollte, und Archilochos ſei ihm hier zur unglükklichen Stunde in die Feder gekommen, weil wenn des Archilochos Fuchs ſprichwörtlich geworden niemand dabei an den Fuchspelz gedacht hat **):

*) I, 28.

**) Sonderbarer kann nichts ſein als in einem Athem ſchreiben ἡ τοῦ Ἀρχιλόχου ἀλώπηξ in proverbium venit, hiebei den Dio Chrys. anzuführen, bei dem von den handelnden Perſonen in Gedichten die Rede iſt, ſo daß die Redensart gar nicht ſprichwörtlich iſt, ſondern Archilochos als Fabeldichter getadelt wird, daß er den Fuchs zum Haupthelden genommen; nach dieſer Anführung aber dann gleich zu ſagen ἀλώπεκα ſtehe ſtatt ἀλωπεκῆν.

ſo bleibt alſo noch die lezte Frage, Hat Platon überhaupt hier den Fuchspelz meinen können? Theils wäre es höchſt ſonderbar und geziert den Fuchspelz *κερδαλέα* und *ποικίλη* zu nennen, da ſo leicht durch *ἀλώπεκος δορά* das richtige, dieſe Prädicate auf den Fuchs ſelbſt zu beziehn, hätte erreicht werden können. Theils aber weiß ich auch nicht, was ich mit *ἑλκτέον ἐξόπισθεν* machen ſoll, wenn ich es nicht vom Fuchſe ſelbſt verſtehen darf. Denn in dem eigentlichen Sinne, wenn von dem Scheine der Liſt die Rede wäre, würde es ganz unzwekkmäßig ſein den Fuchspelz ſo anzubringen, daß ihn keiner ſieht. Aber auch in dem andern Sinne geht die ſinnliche Anſchaulichkeit ganz verloren, wenn der Fuchspelz ſoll hinten geſchleppt werden. Denn da bleibt eine Aehnlichkeit mit der Bekleidung nur übrig, wenn die zu kurze Löwenhaut nun durch Annähung des Fuchspelzes zu lang geworden wäre, und lezterer hintennach ſchleppte. Das hätte Platon haben können, wenn er ſtatt den Schein der Tugend als einen Vorbau und als eine Decoration zu beſchreiben auch hier das Bild der Kleidung gewählt, und dem Adeimantos das Umthun einer pellis decora in den Mund gelegt hätte. So aber ſteht nun der Fuchsbalg, der doch immer als Bekleidung vorkommen müßte, ganz allein, und da wäre das *ἐξόπισθεν ἕλκειν* nur lächerlich. Denke ich aber an den Fuchs: ſo wird die ſinnliche Anſchauung dadurch grade vollendet. Adeimantos will nämlich gedacht werden in ſeinem Hauſe, wo er überall das *σχῆμα ἀρετῆς* um ſich herum hat; die Liſt aber hat er in der Geſtalt eines Fuchſes bei ſich, ſie ſoll ihm immer zur Hand ſein, aber ſie ſoll nicht bemerkt werden. Wie der Mann ſich alſo zu einem wendet, der mit ihm verhandelt: ſo muß er den Fuchs hinter ſich haben und ihn dekken. Wer nun auch den gezähmteſten Fuchs an dem Bande oder an der Kette beobachtet hat, der hat auch bemerkt, wie widerſtrebend er iſt, und wie man ihn nur durch Ziehen und Schleppen von der Stelle bringen kann. Richtiger alſo anſchaulicher und kürzer konnte ſich Platon nicht ausdrükken, wenn er an den Fuchs dachte; wenn

aber an den Fuchspelz: ſo hätte er einen Fehltritt nach dem andern gemacht, und nichts klares herausgebracht. Auch Themiſtius, der unſere Stelle, ohne daß der Zuſammenhang bei ihm derſelbe wäre, etwas knechtiſch nachgeahmt hat *), dachte offenbar an den Fuchs; denn vom Schlangenbalg iſt wol nie in dieſem Sinne die Rede geweſen. Eben ſo auch Baſilius **), der wol ebenfalls unſere Stelle im Sinne hatte, legt das *κερδαλέον* und *ποίκιλον* dem Fuchs bei, und denkt nicht an die *ἀλωπεκῆ*. Dieſem alſo wollen wir glauben, dem Horatius ſein ungenaues sub vulpe latere, was recht das Gegenſtükk bildet zu unſerer richtig verſtandenen Stelle, mit vielem anderen hingehen laſſen, dem Toup aber, weil er um viel zuſammenzubringen auch manchmal zu viel aufſtellen mußte; dann verzeihen wir dem Ruhnken um des Toup willen, und Herrn Aſt um des Ruhnken willen.

---

*) Orat. XXII. *φύονται δέ τινες καὶ ἐν ἀνθρώποις ἀλώπεκες, μᾶλλον δὲ ἀνθρώπια σμικρά τε καὶ ἀνελεύθερα, τὰς ἀλώπεκας ὄπισθεν ἐφελκόμενα. οἱ δὲ αὐτῶν οὐκ ἀλώπεκας, ἀλλὰ δράκοντας.*

**) De leg. graec. poet.

4.

Ueber den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F. A. Wolfs Andeutungen und Aſts Lehrbuch.

A.*)

Viele, ja vielleicht die meiſten von den Thätigkeiten, aus denen das menſchliche Leben beſteht, vertragen eine dreifache Abſtufung der Art wie ſie verrichtet werden, eine faſt geiſtloſe und ganz mechaniſche, eine die auf einem Reichthum von Erfahrungen und Beobachtungen beruht, und endlich eine im eigentlichen Sinne des Wortes kunſtmäßige. Unter dieſe nun ſcheint mir auch das Auslegen zu gehören, ſofern ich nämlich unter dieſem Ausdrukk alles Verſtehen fremder Rede zuſammenfaſſe. Jene erſte und niedrigſte finden wir täglich auf dem Markt und in den Straßen nicht nur, ſondern auch in manchen Geſellſchaftskreiſen, wo man Redensarten über gemeine Gegenſtände wechſelt, ſo daß der jedesmal ſprechende faſt ſchon mit Gewißheit weiß was ſein Mitunterredner erwidern werde, und die Rede regelmäßig wie ein Ball abgefangen und wiedergegeben wird. Die zweite iſt der Punkt, auf welchem wir im allgemeinen zu ſtehen ſcheinen. So wird das Auslegen geübt auf unſern Schulen und Hochſchulen, und die erklärenden Commentare der Philologen und Theologen,

*) Geleſen in der Plenarſitzung am 13. Aug. 1829.

denn dieſe beiden haben das Feld vorzüglich angebaut, enthalten einen Schaz von lehrreichen Beobachtungen und Nachweiſen, welche hinreichend beurkunden, wie viele unter ihnen wahre Künſtler ſind im Auslegen, während freilich dicht neben ihnen auf demſelben Gebiet theils die wildeſte Willkühr auftaucht bei ſchwierigen Stellen, theils pedantiſche Stumpfheit das ſchönſte entweder gleichgültig überſieht oder thöricht verdreht. Aber neben allen dieſen Schäzen verlangt doch den, der das Geſchäft ſelbſt zu treiben hat und ſich doch zu den entſchiedenen Künſtlern nicht zählen kann, und noch mehr wenn er zugleich der wißbegierigen Jugend vorangehn ſoll im Auslegen und ſie dazu anleiten, nach einer ſolchen Anleitung, die als eigentliche Kunſtlehre zugleich nicht nur die erwünſchteſte Frucht ſei von den Meiſterarbeiten der Künſtler dieſes Fachs, ſondern auch in würdiger wiſſenſchaftlicher Geſtalt den ganzen Umfang und die Gründe des Verfahrens auseinanderſeze. Eine ſolche fand auch ich mich veranlaßt zu ſuchen für mich ſelbſt ſowol als für meine Zuhörer, als ich mich zuerſt in dem Falle befand auslegende Vorleſungen zu halten. Allein vergeblich. Nicht nur die nicht unbedeutende Menge theologiſcher Compendien, wenngleich manche darunter wie das erneſtiſche Buch für Erzeugniſſe einer tüchtigen philologiſchen Schule galten, ſondern eben ſo auch die wenigen rein philologiſchen Aufſäze dieſer Gattung erſchienen doch nur als Sammlungen von einzelnen aus jenen Beobachtungen der Meiſter zuſammengetragenen Regeln, bald klarer beſtimmt bald unſichrer ſchwebend, bald unbeholfener bald bequemer geordnet. Beſſeres erwartete ich, als Fülleborns aus Wolfs Vorleſungen entſtandene philologiſche Encyclopädie erſchien, allein das wenige hermeneutiſche hatte auch nicht die Tendenz wenn auch nur mit wenigen Strichen doch ein ganzes abreißen zu wollen; und da das dargebotene auch hier wie natürlich speciell auf die Werke des claſſiſchen Alterthums angewendet wurde, wie in den meiſten Handbüchern auf das eigenthümliche Gebiet der heiligen Schriften: ſo fand ich mich nicht beſſer befriedigt als zuvor.

Seitdem ſind die in der Ueberſchrift angegebenen Aufſäze das bedeutendſte, was in dieſer Sache erſchienen iſt. Je mehr nun Wolf unter uns den feinſten Geiſt die freieſte Genialität der Philologie repräſentirt, je mehr Herr Aſt überall als ein philoſophiſch combinirender Philologe zu verfahren ſtrebt, um deſto lehrreicher und förderlicher muß es ſein beide zuſammenzuſtellen. Und ſo ſchien es mir für jezt am zwekkmäßigſten, indem ich dieſen Führern nachgehe, meine eignen Gedanken über die Aufgabe an ihre Säze anzuknüpfen.

Wolf vermeidet in ſeinem ganzen Aufſaz wol gefliſſentlich die ſyſtematiſche Form, ſei es weil er überhaupt alles gern vermied was pedantiſch erſcheinen kann, und lieber andern anheim ſtellte, was er zierlich und vornehm mehr fallen ließ als ausſtreute, mühſam und etwas banauſiſch zuſammenzuleſen, ſei es auch nur weil er ſie dem Orte deſſelben an der Spize einer mannigfaltiges ohne alle ſyſtematiſche Rükkſicht aufzunehmen beſtimmten Zeitſchrift nicht angemeſſen hielt. Herr Aſt im Gegentheil ſchreibt ſich dieſe Form vor, und erklärt uns an der Spize, daß keine Lehre könne ohne philoſophiſchen Geiſt wiſſenſchaftlich mitgetheilt werden. Indeß da uns Wolf doch verſichert, der Inhalt ſeiner Abhandlung ſei vorlängſt beſtimmt geweſen einer philologiſchen Encyclopädie zur Einleitung zu dienen: ſo muß ja das einzelne ſchon in dieſer Beziehung gedacht geweſen mithin auch ſo ausgeſprochen worden ſein, und wir ſind alſo auch was ihn anlangt wohl berechtigt, was wir hier finden als ſeine eigentliche Theorie anzuſehen.

Indem nun Wolf Grammatik Hermeneutik und Kritik, dieſe drei zuſammen, als vorbereitende Studien behandelt, welche den Eintritt in den Kreis der eigentlich philologiſchen Disciplinen gewähren, als ein Organon der Alterthumswiſſenſchaft, Herr Aſt aber dieſelben Disciplinen als Anhang zu einem nur noch nicht erſchienenen Grundriß der Philologie behandeln wollte: ſo ſtehen beide Männer keinesweges weit von einander; denn auch Herrn Aſts Meinung, wiewol er ſich nicht genauer über die Verhält-

niſſe dieſes Anhangs erklärt, kann keine andere ſein als die, daß die Darſtellung der Philologie ihn auf die Nothwendigkeit einer wiſſenſchaftlichen Behandlung jener drei Diſciplinen geführt hat. Die genaue Verwandtſchaft zwiſchen Grammatik Kritik und Hermeneutik, welche beide übereinſtimmend behaupten, wird auch wol niemand zu läugnen wagen. Doch möchte ich gern der lezten, denn die beiden andern muß ich jezt bei Seite laſſen, noch eine andere Stelle ſichern. Die Werke des claſſiſchen Alterthums ſind gewiß als Meiſterſtükke menſchlicher Rede die vortrefflichſten und würdigſten unter den Gegenſtänden, mit denen es die Auslegungskunſt gewöhnlich zu thun hat. Allein unläugbar kamen doch viele, welche dieſelbe mit großem Erfolg getrieben haben, vorzüglich von den für den Philologen gar nicht eben reichhaltigen heiligen Schriften der Chriſten her. Verzeichnete man nun für dieſe Studien ebenfalls eine Encyclopädie: ſo würde unſere Kunſt ohnſtreitig auch dort mit mehreren anderen vorbereitenden Studien verbunden ein ähnliches Organon der chriſtlichen Theologie bilden. Iſt ſie alſo etwas für die chriſtliche Theologie und daſſelbe für die claſſiſche Alterthumswiſſenſchaft: ſo wird weder das eine noch das andere ihr Weſen ſein, ſondern dieſes etwas größeres, woraus jenes nur Ausflüſſe ſind. Freilich haben nur dieſe beiden die claſſiſchen Philologen und die philologiſchen Theologen unſere Diſciplin getrieben *), und Herr Aſt könnte mich faſt verleiten zu behaupten, daß ſie auch nur in dieſen beiden Gebieten ihren eigentlichen Siz habe. Denn gleich anfangs in ſeinen Grundlinien, wo er die Aufgabe des Verſtehens aufgeſtellt hat, führt er uns zu jener höchſten Höhe der Einheit des Geiſtes hinauf und endet mit der Behauptung, das Ziel unſerer geſammten Geiſtesthätigkeit ſei die hervorzubringende Einheit des griechiſchen und chriſtlichen Lebens, und ſo könnte ja auch wol die Hermeneutik nichts

*) Die juriſtiſche Hermeneutik iſt doch nicht mehr ganz daſſelbe. Sie hat es größtentheils nur mit Beſtimmung des Umfanges der Geſeze zu thun, das heißt mit dem Verhältniß allgemeiner Säze zu dem, was in denſelben nicht beſtimmt mit gedacht war.

anderes als dieſes beides zu behandeln haben. Und wenn ſie auf der einen Seite einleitete zur Alterthumswiſſenſchaft, auf der anderen zur chriſtlichen Theologie: ſo geſchähe doch beides nur in dem Geiſte der Einheit beider. Hätte ſie es nun auch noch mit dem Orientalismus zu thun, der bekanntlich die noch nicht auseinandergegangene Indifferenz beider iſt, und auf der andern Seite mit der romantiſchen Literatur, die offenbar in der Annäherung zur Einheit beider liegt: ſo käme auch das mit großer Leichtigkeit zurecht. Denn ſind der Orientalismus und die romantiſche Literatur eben ſo abgeſchloſſene Gebiete, wie die claſſiſche Philologie und die heilige Literatur: ſo hätten wir dann eine vierfache Hermeneutik jede auf ſpecielle Weiſe als Organon für einen beſtimmten Kreis gebildet, für welche es aber doch etwas höheres gemeinſames geben müßte. Doch indem ich mich in dieſe Höhen verſteigen will, fürchte ich mich vor Wolfs Schatten. Dieſer klagt in den wenigen Säzen, die er der Hermeneutik widmet, daß ſie als Theorie noch ſehr wenig vollkommen ſei, und führt als zu ihrer Begründung noch fehlend Unterſuchungen an, die aber ſämmtlich nicht auf ſo ſchwindliger Höhe liegen ſondern in ganz gemäßigten Regionen, nämlich Unterſuchungen über die Bedeutungen der Wörter, den Sinn der Säze, den Zuſammenhang der Rede; dabei ſagt er dennoch wieder tröſtend dieſe Unvollkommenheit ſchade nicht viel, indem die Reſultate doch wenig beitragen würden die Genialität des Auslegers zu wekken oder ſeine geiſtige Gewandtheit zu erhöhen. Er will auch hier warnend auf den Unterſchied hinweiſen, den er geltend macht zwiſchen Theorien wie die alten ſie hatten, welche in der That die Production erleichterten, hier alſo das Geſchäft des Auslegens, und ſolchen, zu denen wir neuern uns neigen, die ſich in abſtruſe Entwikklungen der innern Natur der Kunſt und ihrer erſten Gründe vertiefen, nach denen ſich aber nichts machen läßt. Ich fürchte, hier iſt der Unterſchied mit gemeint, mit dem ich angefangen habe; die rein wiſſenſchaftliche Theorie wird die ſein, welche nichts bewirkt, die nüzliche wird allein die ſein, welche die

Beobachtungen zwekkmäßig zuſammenſtellt. Nun ſcheint mir zwar auf der einen Seite noch immer, daß die leztere noch etwas bedarf, um den Regeln das Gebiet ihrer Anwendbarkeit zu beſtimmen, welches ja wol die erſte gewähren muß; auf der andern Seite meine ich, daß auch dieſe ſelbſt, wenn ſie nur bei der Natur und den Gründen der Kunſt, auf die ſie ſich bezieht, ſtehen bleibt, doch immer von einigem Einfluß ſein werde auf die Ausübung dieſer ſelbigen Kunſt. Allein da ich auf keine Weiſe die Anwendbarkeit der Theorie auf das Spiel ſezen will: ſo verlaſſe ich doch lieber den ſpeculativen Führer auf ſeinem Fluge und folge dem praktiſcheren.

Dieſer alſo erklärt zuvörderſt, nur daß die Erklärung freilich nicht an der Spize ſteht ſondern im Winkel in einer Parentheſe, aber er erklärt doch, Hermeneutik ſei die Kunſt die Gedanken eines Schriftſtellers aus deſſen Vortrag mit nothwendiger Einſicht aufzufinden. Nun bleibt mir ſchon vieles von dem, was ich nur bei dem andern Führer gewinnen zu können hoffte, auch bei dieſem gerettet; die Hermeneutik verſirt nicht nur in dem claſſiſchen Gebiet und iſt nicht bloß in dieſem engeren philologiſches Organon, ſondern ſie treibt ihr Werk überall wo es Schriftſteller giebt, und alſo müſſen auch ihre Principien dieſem ganzen Gebiete genügen, und nicht etwa nur auf die Natur der claſſiſchen Werke zurükkgehen. — Herr Aſt macht es mir mit einer ſo wohl abgefaßten Erklärung nicht bequem, ſondern ich muß mir die einzelnen Glieder derſelben zuſammenſuchen. Der erſte Begriff, den er aufſtellt, iſt der eines fremden, welches verſtanden werden ſoll. Nun läugnet er zwar dieſen Begriff in ſeiner ganzen Schärfe, und freilich wenn das zu verſtehende dem der verſtehen ſoll ganz fremd wäre, und es gar kein beiden gemeinſchaftliches gäbe: ſo gäbe es auch keinen Anknüpfungspunkt für das Verſtehen. Aber ich darf doch wol ſchließen, daß der Begriff als ein beziehungsweiſer ſtehn bleibt, und daraus würde dann folgen, daß ſo wie in jenem Falle, wenn alles ſchlechthin fremd wäre, die Hermeneutik ihr Werk gar nicht anzuknüpfen wüßte, eben ſo in dem

entgegengeſezten, wenn nämlich gar nichts fremd wäre zwiſchen dem redenden und dem vernehmenden, ſie es dann gar nicht erſt anzuknüpfen brauchte, ſondern das Verſtehen wäre mit dem Leſen und Hören zugleich oder vielleicht divinatoriſch ſchon vorher immer gegeben, und verſtände ſich alſo vollkommen von ſelbſt.

Ich bin es vollkommen zufrieden das Geſchäft der Hermeneutik zwiſchen dieſen beiden Punkten einzuſchließen, aber ich geſtehe auch, ich möchte dieſes Gebiet gern ganz für ſie in Anſpruch nehmen und ſagen, überall wo es im Ausdrukk der Gedanken durch die Rede für einen vernehmenden etwas fremdes giebt, da ſei eine Aufgabe, die er nur mit Hülfe unſerer Theorie löſen könne; wiewol freilich immer nur ſo fern es zwiſchen ihm und dem redenden auch ſchon etwas gemeinſames giebt. Meine beiden Führer aber beſchränken mich auf mancherlei Weiſe; der eine ſchon dadurch, daß er nur von Schriftſtellern redet, welche verſtanden werden ſollen, als ob nicht auch im Geſpräch und in der unmittelbar vernommenen Rede daſſelbe vorkommen könne; der andere dadurch, daß er ſehr bald das fremde beſchränkt auf das in fremder Sprache verfaßte, und dann auf die ſo verfaßten Werke des Geiſtes, welches wieder noch ein engeres Gebiet iſt als das der Schriftſteller überhaupt. Denn wie vieles giebt es nicht, was wir nur wiſſen aus ſchriftlichen Aufſäzen von gar nicht ſehr großem geiſtigen Gehalt, aus Erzählungen, die ſich gar ſehr der Art nähern wie wir auch im gemeinen Geſpräch kleine Ereigniſſe vorzutragen pflegen, weit entfernt von kunſtreicher Geſchichtſchreibung, aus Briefen vom vertraulichſten und nachläſſigſten Styl; und doch kommen auch in dieſen hermeneutiſche Aufgaben vor von nicht geringer Schwierigkeit. Uebrigens beſorge ich doch, daß auch Wolf es hiemit nicht viel anders gemeint hat als Hr. Aſt, und daß wenn ich ihn gefragt hätte, ob auch ſolche Schriftſteller wie die Zeitungsſchreiber und diejenigen, welche die mancherlei Inſerate darin verfaſſen, Gegenſtände für die Auslegungskunſt ſind, er mich nicht ſehr freundlich würde angelaſſen haben. Vieles freilich iſt hier ſo, daß nichts fremdes ſein kann

zwiſchen dem Verfaſſer und dem Leſer; aber Ausnahmen kommen doch vor; und ich kann nicht einſehn, weshalb dieſes fremde auf eine andere Weiſe könnte oder müßte in eignes verwandelt werden als das einer kunſtmäßigeren Schrift angehörige. Wie es denn auch bei den hier handgreiflich nachzuweiſenden allmähligen Uebergängen — da es ja z. B. Epigramme giebt, die ſich gar nicht bedeutend von einem Zeitungsartikel unterſcheiden — unmöglich ſein dürfte für dieſe zwei Gebiete auch zwei verſchiedene Methoden oder Theorien gegen einander abzugrenzen. Ja ich muß noch einmal darauf zurükkommen, daß die Hermeneutik auch nicht lediglich auf ſchriftſtelleriſche Productionen zu beſchränken iſt; denn ich ergreife mich ſehr oft mitten im vertraulichen Geſpräch auf hermeneutiſchen Operationen, wenn ich mich mit einem gewöhnlichen Grade des Verſtehens nicht begnüge ſondern zu erforſchen ſuche, wie ſich wol in dem Freunde der Uebergang von einem Gedanken zum andern gemacht habe, oder wenn ich nachſpüre, mit welchen Anſichten Urtheilen und Beſtrebungen es wol zuſammenhängt, daß er ſich über einen beſprochenen Gegenſtand grade ſo und nicht anders ausdrükkt. Dergleichen Thatſachen, die wol jeder achtſame von ſich wird einzeugen müſſen, bekunden dächte ich deutlich genug, daß die Auflöſung der Aufgabe, für welche wir eben die Theorie ſuchen, keinesweges an dem für das Auge durch die Schrift fixirten Zuſtande der Rede hängt, ſondern daß ſie überall vorkommen wird, wo wir Gedanken oder Reihen von ſolchen durch Worte zu vernehmen haben. Eben ſo wenig iſt ſie darauf beſchränkt, wenn die Sprache eine fremde iſt, ſondern auch innerhalb der eigenen Sprache, und wohl zu merken ganz abgeſehn von den verſchiedenen Dialekten, in die ſie etwa zerfallen iſt, und von den Eigenthümlichkeiten, die bei dem einen vorkommen bei den andern aber nicht, giebt es für jeden mancherlei fremdes in den Gedanken und Ausdrükken eines andern, und zwar in beiderlei Vortrag dem mündlichen und ſchriftlichen. Ja ich geſtehe, daß ich dieſe Ausübung der Hermeneutik im Gebiet der Mutterſprache und im unmittelbaren Ver-

kehr mit Menſchen für einen ſehr weſentlichen Theil des gebildeten Lebens halte, abgeſehn von allen philologiſchen oder theologiſchen Studien. Wer könnte mit ausgezeichnet geiſtreichen Menſchen umgehn, ohne daß er eben ſo bemüht wäre zwiſchen den Worten zu hören, wie wir in geiſtvollen und gedrängten Schriften zwiſchen den Zeilen leſen, wer wollte nicht ein bedeutſames Geſpräch, das leicht nach vielerlei Seiten hin auch bedeutende That werden kann, eben ſo genauer Betrachtung werth halten, die lebendigen Punkte darin herausheben, ihren innern Zuſammenhang ergreifen wollen, alle leiſen Andeutungen weiter verfolgen? und Wolf zumal, der ein ſolcher Künſtler war im Geſpräch, ſo vieles gab, aber mehr andeutend als ausſprechend, mehr winkend als andeutend, kann es gewiß nicht haben verſchmähen wollen auch kunſtmäßig aufgefaßt zu werden, damit man wo möglich wüßte, was er ſich jedesmal dachte. Sollte nun dieſe Beobachtungs- und Auslegungskunſt der lebenskundigen welterfahrenen *ſtaats*-klugen Männer, ſoweit ihr Gegenſtand die Rede iſt, wirklich eine ganz andere ſein als die, welche wir bei unſern Büchern anwenden? ſo anders, daß ſie auf andern Principien beruhte, und einer eben ſo ausgebildeten und regelrechten Darſtellung nicht fähig wäre? Das glaube ich nicht, ſondern nur wie zwei verſchiedene Anwendungen derſelben Kunſt, in deren einer einige Motive wirkſamer hervortreten, andere mehr zurükk, und in der andern umgekehrt. Ja ich möchte noch weiter gehen und behaupten, beide lägen gar nicht ſo weit auseinander, daß wer es vorzüglich auf die eine anlegen will der andern entrathen könne. Insbeſondere aber möchte ich, um bei dem ſtehen zu bleiben was uns am nächſten liegt, dem Ausleger ſchriftlicher Werke dringend anrathen die Auslegung des bedeutſameren Geſprächs fleißig zu üben. Denn die unmittelbare Gegenwart des redenden, der lebendige Ausdrukk, welcher die Theilnahme ſeines ganzen geiſtigen Weſens verkündigt, die Art wie ſich hier die Gedanken aus dem gemeinſamen Leben entwikkeln, dies alles reizt weit mehr als die einſame Betrachtung einer ganz iſolirten Schrift dazu eine Reihe

von Gedanken zugleich als einen hervorbrechenden Lebensmoment, als eine mit vielen anderen auch anderer Art zuſammenhangende That zu verſtehen, und eben dieſe Seite iſt es, welche bei Erklärung der Schriftſteller am meiſten hintangeſtellt ja großentheils ganz vernachläßigt wird. Wir ſehen nur, wenn wir beides vergleichen, zwei verſchiedene ich möchte mehr ſagen Theile als Formen der Aufgabe. Wo wir durch das fremde der Sprache aufgehalten werden, da freilich forſchen wir zunächſt in dieſer; aber dieſe kann uns ganz geläufig ſein, und wir finden uns doch aufgehalten, indem wir den Zuſammenhang in den Operationen des redenden nicht faſſen können. Beut ſich beides gleich wenig dar, dann kann die Aufgabe unauflöslich werden.

Doch ich gehe zu den beſprochenen Erklärungen zurükk, und muß nun zunächſt in der wolfiſchen, wenigſtens für jede Hermeneutik, welche ich aufzuſtellen im Stande wäre, gegen den Ausdrukk Proteſt einlegen, daß die Gedanken des Schriftſtellers mit nothwendiger Einſicht ſollen aufgefunden werden. Nicht als ob mir die Forderung überhaupt zu ſtark vorkäme; es verhält ſich vielmehr ſo, daß ſie mir für eine große Anzahl von Fällen nicht zu groß ſcheint, aber ich fürchte, daß man, wird die Erklärung ſo geſtellt, andere Fälle, auf welche der Ausdrukk gar nicht paßt, und die ich ungern übergehen möchte, aus den Augen verlieren muß. Man kann in vielen Fällen wol beweiſen — wiewol auch in dieſen ſchwerlich vollkommen ohne die von Wolf vielleicht zu wohlfeil im voraus von der Hand geſchlagenen Unterſuchungen über die Natur der Wortbedeutungen — daß ein Wort in einer gegebenen Verbindung keine andere als eine beſtimmte Bedeutung haben könne; ja man kann durch das Ineinandergreifen ſolcher Elementarbeweiſe, wenn man nur irgendwo außerhalb dieſes Kreiſes einen Standpunkt hat, auch wol den Sinn eines Sazes befriedigend beweiſen: aber wieviel andere Fälle giebt es — und ſolche ſind vorzüglich das Kreuz der neuteſtamentiſchen Auslegung — wo eben, weil man von dem einen Stüzpunkt aus etwas anderes wahrſcheinlich machen kann als von dem anderen,

zu einer nothwendigen Einſicht kein Raum bleibt. Auch in dem Gebiete der Kritik begiebt es ſich nicht ſelten ſo, daß andere dem Reſultat einer gründlichen Unterſuchung nichts anderes entgegenzuſezen wiſſen, als daß noch Möglichkeiten bleiben, daß es anders geweſen ſei. Dergleichen Remonſtrationen richten natürlich auf die Länge wenig aus; aber ſo lange auch nur Eine ſolche Möglichkeit nicht gänzlich abgewieſen iſt, kann doch von einer nothwendigen Einſicht nicht die Rede ſein. Und gehn wir nun weiter und denken daran, wie es thunlich iſt in größeren Theilen eines ganzen den ſo oft ſchwierigen Zuſammenhang der Gedanken nachzuweiſen und die verborgene Zugabe gleichſam verlorner Andeutungen auszumitteln: ſo kommt es dabei nicht allein wie Wolf es darſtellt auf Zuſammenſtellung und Abwägung minutiöſer geſchichtlicher Momente an, ſondern auf das Errathen der individuellen Combinationsweiſe eines Autors, welche anders geartet in der gleichen geſchichtlichen Poſition und der gleichen Form des Vortrags doch ein anderes Reſultat würde gegeben haben. In Dingen dieſer Art aber kann die eigne Ueberzeugung ſehr feſt ſein und auch gleichgeſtimmten und analog operirenden Genoſſen ſehr leicht mittheilbar; aber die Form einer Demonſtration würde man der Darſtellung vergeblich aufzuprägen ſuchen. Und dies ſei keinesweges zum Nachtheil ſolcher Entdekkungen geſagt, ſondern auf dieſem Gebiete gilt wol vorzüglich das ſonſt ziemlich paradoxe Wort eines ausgezeichneten Kopfes, der uns nur eben entriſſen worden iſt, daß Behaupten weit mehr iſt als Beweiſen. Es iſt eine ganz andere Art der Gewißheit, auch — wie Wolf es von der kritiſchen rühmt — mehr divinatoriſch, die daraus entſteht, daß der Ausleger ſich in die ganze Verfaſſung des Schriftſtellers möglichſt hineinverſezt; daher es ſich denn auch hier nicht ſelten in der That ſo verhält wie der platoniſche Rhapſode dieſer jedoch ſehr naiv von ſich geſteht, daß er den Homer vortrefflich zu erklären vermöge, über einen andern aber Dichter oder Proſaiſten ihm oft kein rechtes Licht aufgehen wolle. Nämlich in allem, was von der Sprache nicht nur ſondern auch irgend von

dem geſchichtlichen Zuſtande des Volks und der Zeit abhängt, kann und ſoll ſich der Ausleger, wenn ihm der gehörige Umfang von Kenntniſſen zu Gebote ſteht, überall gleich trefflich zeigen. Was hingegen von richtiger Auffaſſung des inneren Herganges, als der Schriftſteller entwarf und componirte, abhängt, was das Product ſeiner perſönlichen Eigenthümlichkeit in die Sprache und in die Geſammtheit ſeiner Verhältniſſe iſt, das wird auch dem gewandteſten Ausleger nur bei den ihm verwandteſten Schriftſtellern, nur bei den Lieblingen, in die er ſich am meiſten hineingelebt hat, am beſten gelingen, wie es uns auch im Leben nur mit den genaueſten Freunden am beſten von ſtatten geht, bei andern Schriftſtellern aber wird er ſich auf dieſem Gebiet weniger genügen, und ſich auch gar nicht ſchämen bei andern Kunſtverwandten, die dieſen näher ſtehen, ſich Raths zu erholen. Ja man könnte verſucht ſein zu behaupten, die ganze Praxis der Auslegung müſſe ſich auf dieſe Weiſe theilen, daß die eine Claſſe von Auslegern, mehr der Sprache und der Geſchichte zugewendet als den Perſonen, durch alle Schriftſteller einer Sprache ziemlich gleichmäßig durchginge, wenngleich auch unter ihnen der eine mehr in dieſer der andere in einer andern Region hervorragt; die andere Claſſe aber, mehr der Beobachtung der Perſonen zugewendet, die Sprache nur als das Medium, durch welches ſie ſich äußern, die Geſchichte nur als die Modalitäten, unter denen ſie exiſtirten, betrachtend, ſich nur jeder auf diejenigen Schriftſteller beſchränkte, die ſich ihm am willigſten aufſchließen. Und es mag ſich wol auch wirklich ſo verhalten, nur daß die lezten, weil ihre Kunſt weniger durch Auseinanderſezungen mitgetheilt werden kann, auch weniger öffentlich hervortreten, ſondern ſich der Früchte derſelben im ſtillen Genuß erfreuen. Daß indeß auch Wolf dieſe Seite keinesweges ganz überſehen hat, ſondern die hier beſchriebene mehr divinatoriſche als demonſtrative Gewißheit zum Theil wenigſtens für unſere Disciplin auch mit in Anſpruch nimmt, geht aus andern Stellen hervor, und eine davon lohnt es auch ſonſt etwas genauer zu betrachten.

Wenn nämlich Herr Aſt in ſeinem Compendium Grammatik Hermeneutik und Kritik, ohne ihnen etwas anderes beizugeſellen, als zuſammengehörige Kenntniſſe mit einander verbindet, und wir nun hier, weil wir lediglich einen Anhang vor uns haben, nicht genau erfahren wie ſie ſich gegen einander verhalten: ſo hat Wolf noch nicht genug an dieſem Kleeblatt für das Organon der Alterthumswiſſenſchaft, ſondern er geſellt ihnen noch bei die Fertigkeit des Styls und die Kunſt der Compoſition, wozu denn der Poeſie wegen auch noch die antike Metrik gehört. Dies iſt allerdings auf den erſten Anblikk eher überraſchend. Ich meines Theils wollte wenigſtens zufrieden ſein, wenn ich die Fertigkeit des antiken Styls — und von dem allein, von der Compoſition in den alten Sprachen iſt die Rede — auch erſt als die ſpäte Frucht einer langen Beſchäftigung mit der Alterthumswiſſenſchaft davon trüge. Denn man muß wol mindeſtens eben ſo viel und eben ſo kräftig als in der Gegenwart in der alten Welt gelebt haben, muß ſich aller damaligen Formen menſchlicher Exiſtenz und der eigenthümlichen Beſchaffenheit der umgebenden Gegenſtände lebendig bewußt ſein, um mehr zu leiſten als die meiſten, die aus zuſammengeleſenen Formeln ein zierliches Strohgeflecht machen, um wirklich was uns aus unſerer heutigen Welt bewegt in römiſche oder helleniſche Vorſtellungen zu geſtalten, und dieſe dann in möglichſt antiker Weiſe wiederzugeben. Wie kommt alſo Wolf dazu uns dieſe Kunſt abzufordern gleichſam als Eintrittspreis zu den Heiligthümern der Alterthumswiſſenſchaft? und auf welchem redlichen Wege ſollen wir ſie uns denn ſchon verſchafft haben? Ich ſehe, wenn es hiezu keine Zaubermittel giebt, doch keinen andern als den der Ueberlieferung und einer glükklichen nicht bloß nachahmenden ſondern auch divinatoriſchen Aneignung des Verfahrens ſolcher, welche dieſe Fertigkeit zulezt ſelbſt nur als Frucht ihrer Studien hatten. Und das führte uns freilich in einem artigen Kreiſe herum, da wir doch nicht gleich der ununterbrochenen apoſtoliſchen Weihe unſern lateiniſchen Styl — und nothwendig müßten wir ja zu dieſem Behuf auch einen griechi-

ſchen daneben haben — von ſolchen ableiten können, welche ſelbſt noch keine andere Mutterſprache hatten als jene beiden, und alſo ihre Fertigkeit nicht einem ähnlichen Studium ſondern dem unmittelbaren Leben zu verdanken brauchten. Eben ſo hätte ich die Metrik nicht geglaubt hier vor der Thüre zu finden, ſie ſcheint mir vielmehr zu den innerſten Disciplinen der Alterthumswiſſenſchaft als ein weſentlicher Theil der antiken Kunſtlehre zu gehören, indem ſie mit der Orcheſtik eben ſo genau als mit der Poetik zuſammenhangend und die Theorie des proſaiſchen Rhythmus und der Declamation nothwenig nach ſich ziehend die geſammte nationale Entwikklung der Temperamente in dem Charakter der kunſtgerechten Bewegungen darſtellt. Doch die Metrik laſſen wir nun; was aber die eigne Fertigkeit in antiker Compoſition betrifft, ſo iſt der eigentliche Schlüſſel zu dieſer wolfiſchen Forderung folgendes. Er fordert dieſe Fertigkeit nicht unmittelbar für die inneren Disciplinen der Alterthumswiſſenſchaft, ſondern zunächſt für die Hermeneutik zum Behuf des richtigen und ganzen Verſtehens im höheren Sinne des Wortes, dann, wiewol er dies nicht beſonders hervorhebt, es verſteht ſich aber wol von ſelbſt ſowol hievon als von der Metrik, auch für die Kritik, ſo daß ſein Eingang zum Heiligthum der Alterthumswiſſenſchaft wieder aus zwei Stufen beſteht; die untere bilden Grammatik, welche er gleich als Grundlage der Hermeneutik und Kritik aufſtellt, und neben ihr die Fertigkeit des Styls; die höhere Stufe bilden Hermeneutik und Kritik. Wenn nun Wolf, wie er ja die Grammatik hier in einem ſehr großen Styl anlegt, und nicht in dem ſpärlichen Umfang verzeichnet, wie wir ſie von abgehenden Schülern fordern können, ſo gewiß auch unter der Fertigkeit des Styls nicht das lateiniſch Schreiben verſteht, wie es als geſchikkte Imitation und Anwendung der grammatiſchen Kenntniſſe auf unſern Gymnaſien vorkommt; auf der andern Seite aber doch gewiß iſt, daß das ächt antike Handhaben der beiden Sprachen in ganz freier eigenthümlicher Darſtellung nur einem, der den ganzen Umfang der Alterthumswiſſenſchaften durchmeſſen hat, wird nach-

gerühmt werden können: kann wol der große Mann hier etwas anderes meinen als die durch Uebung lebendig gewordene Kenntniß der verſchiedenen Formen der Darſtellung und ihrer eignen Schranken und Freiheiten? und dieſe iſt freilich von einem großen Einfluß auf jene weniger demonſtrabele mehr der innern Geiſtesthätigkeit des Schriftſtellers zugewendete Seite der Auslegungskunſt; und wenn uns grade in dieſe hiedurch eine neue Einſicht eröffnet wird, ſo muß ja Wolf auch dieſe wol mit in ſein Bild aufgenommen haben, wenn ſie auch in ſeiner Darſtellung nicht gleich deutlich hervortritt. Die Sache iſt aber weſentlich dieſe. Wenn wir die verſchiedenen Formen der ſchönen Redekünſte und die verſchiedenen Typen des Styls auch für wiſſenſchaftliche und geſchäftliche Abfaſſungen, die ſich in einer Sprache ausgebildet haben, abgeſchloſſen vor uns ſehen: ſo zerfällt offenbar die ganze Geſchichte der Literatur in dieſer Hinſicht in zwei einander entgegenſtehende Perioden, deren Charaktere aber hernach, nur in untergeordnetem Maaßſtab, auch gleichzeitig wiederkehren. Die erſte iſt die, in welcher ſich dieſe Formen allmählig bildeten, die andere iſt die, in welcher ſie herrſchten, und wenn die Aufgabe der Hermeneutik darin beſteht den ganzen innern Verlauf der componirenden Thätigkeit des Schriftſtellers auf das vollkommenſte nachzubilden: ſo iſt es auch höchſt nothwendig zu wiſſen, welcher von beiden Perioden er angehört. Denn gehört er zu der erſten: ſo war er in dieſer ganzen Thätigkeit rein er ſelbſt, und es iſt nun auf die Intenſität ſeiner Production und ſeiner Gewalt in der Sprache daraus zu ſchließen, daß er nicht nur einzelne Werke hervorbrachte, ſondern daß ein in der Sprache feſtſtehender Typus zum Theil mit ihm und durch ihn beginnt. Daſſelbe gilt, nur untergeordnet, von allen denen, welche dieſe Formen wenigſtens beſonders modificirten, neue Elemente hineinbrachten oder einen andern Styl in ihnen gründeten. Je mehr hingegen ein Schriftſteller der zweiten Periode angehört, nicht die Form mit hervorbringt, ſondern in dieſer oder jener Form dichtet und arbeitet: deſto genauer muß man dieſe kennen um ihn

in ſeiner Thätigkeit ganz zu verſtehen. Denn gleich mit dem erſten Entwurf zu einem beſtimmten Werk entwikkelte ſich auch in ihm die leitende Gewalt der ſchon feſtſtehenden Form, ſie wirkt durch ihre großen Maaße mit zur Anordnung und Vertheilung des ganzen, und durch ihre einzelnen Geſeze ſchließt ſie dem dichtenden hier ein Gebiet der Sprache und alſo auch einer beſtimmten Modification von Vorſtellungen zu, und öffnet ihm dort ein anderes, modificirt alſo im einzelnen nicht nur den Ausdrukk, ſondern auch, wie ſich denn beides nie ganz von einander trennen läßt, die Erfindung. Wer alſo in dem Geſchäft der Auslegung das nicht richtig durchſieht, wie der Strom des Denkens und Dichtens hier gleichſam an die Wände ſeines Bettes anſtieß und zurükkprallte, und dort in eine andere Richtung gelenkt ward als die er ungebunden würde genommen haben: der kann ſchon den inneren Hergang der Compoſition nicht richtig verſtehen, und noch weniger dem Schriftſteller ſelbſt hinſichtlich ſeines Verhältniſſes zu der Sprache und ihren Formen die richtige Stelle anweiſen. Er wird nicht inne werden, wie der eine die ſich in ihm ſchon regenden Bilder und Gedanken kräftiger und vollſtändiger würde zur Sprache gebracht haben, wenn er nicht wäre beſchränkt worden durch einen mit ſeiner perſönlichen Eigenthümlichkeit in manchen Conflict tretende Form; er wird den nicht richtig zu würdigen wiſſen, der ſich an großes in dieſer oder jener Gattung nicht würde gewagt haben, wenn er nicht unter der ſchüzenden und leitenden Macht der Form geſtanden hätte, die ihn ebenſowol befruchtete als bewahrte, und von beiden wird er den nicht genug hervorheben, der ſich in der ſtehenden Form ohne irgendwo anzuſtoßen eben ſo frei bewegt, als wenn er ſie eben jezt erſt ſelbſt hervorbrächte. Dieſe Einſicht in das Verhältniß eines Schriftſtellers zu den in ſeiner Literatur ſchon ausgeprägten Formen iſt ein ſo weſentliches Moment der Auslegung, daß ohne daſſelbe weder das ganze noch das einzelne richtig verſtanden werden kann. Gewiß aber hat Wolf vollkommen Recht, daß es kaum möglich iſt hier richtig zu diviniren, wenn man

nicht eigne Erfahrung davon hat, wie ſich in beſtimmten Schranken und unter feſten Regeln ſtehend mit der Sprache arbeiten und gegen ſie kämpfen läßt. Zwar ſteht wie überall faſt ſo auch hierbei dem divinatoriſchen Verfahren das comparative gegenüber, aber ganz durch dieſes erſezt kann doch jenes nicht werden. Und wo ſollte auch für das vergleichende Verfahren der erſte gegebene Punkt herkommen, wenn er nicht in den eigenen Verſuchen gegeben iſt. Und hieraus erklärt ſich denn auch, wie die Metrik hieher kommt, da das Sylbenmaaß für alle poetiſche Compoſition ein ſehr weſentlich die Wahl der Ausdrükke ja zum Theil auch die Stellung der Gedanken bedingender Theil der Form iſt, und ſich in dem Einfluß, den dieſes ausübt, jene verſchiedenen Verhältniſſe auf das deutlichſte zu erkennen geben. Indeß da dieſes Verhalten des Inhaltes zur Form während des Zuſtandes der Compoſition in allen Sprachen, von denen hier irgend die Rede ſein kann, weſentlich und im großen daſſelbige iſt: ſo möchte ich weniger als Wolf darauf beſtehn, daß die zum Behuf des Auslegens nöthige Uebung grade in den alten Sprachen ſelbſt müſſe gewonnen werden. Und wenn es dennoch ſo ſein müßte, würde ich wieder nicht recht verſtehen, warum denn die römiſche Sprache den Beruf und das Vermögen haben ſollte die griechiſche zu erſezen.

Doch ich unterdrükke lieber eine Betrachtung, die ſich hier aufdrängt über den Charakter, den ſolche Uebungen wol immer haben werden, wenn wir ſie in Gedanken in die Literatur der betreffenden Sprache ſelbſt verſezen, um aus dem zulezt geſagten einige nicht unbedeutende Folgerungen zu entwikkeln. Wenn wir uns nämlich bei aller Ausübung dieſer Kunſt auch der beiden Methoden bewußt ſind, der divinatoriſchen und der comparativen, und zwar, wie ich glaube, ſo allgemein, daß wir auf der einen Seite auch alles unmittelbare Verſtehen, wobei gar keine beſondern Zwiſchenthätigkeiten unterſchieden werden, als ein abſolutes aber kaum als Zeiterfüllung merkliches Ausgeübthaben und Zuſammengetroffenſein beider anſehen können, und daß auf

der andern Seite auch die complicirteſten Ausübungen der Kunſt uns nichts anderes darſtellen als einen beſtändigen Uebergang von der einen dieſer beiden Methoden zur andern, der ſich immer mehr einem ſolchen Zuſammentreffen beider an demſelben Ergebniß wie jenes augenblikkliche war annähern muß, ſoll anders auch nur einige Befriedigung entſtehen; wenn der vorher angegebene Unterſchied zwiſchen der mehr grammatiſchen das Verſtehen der Rede aus der Geſammtheit der Sprache bezwekkenden, und der mehr pſychologiſchen das Verſtehen derſelben als eines Actes fortlaufender Gedankenerzeugung bezwekkenden Seite der Interpretation eben ſo in der Sache gegründet iſt, ſo daß ebenfalls in jedem vollkommnen Verſtehen beides vollkommen muß gegeben ſein, jede zuſammengeſezte Operation aber, welche zu dieſem Ziele führen ſoll, den Gang nehmen muß, was auf der einen Seite geſchehen iſt durch neue Fortſchritte auf der andern zu ergänzen: ſo fragt ſich zunächſt, ob die genannten Methoden beide auch für beide genannte Seiten gelten, oder jede Methode nur Einer Seite angemeſſen iſt. Wenn alſo Wolf durch die Stellung, welche er der Metrik und der Fertigkeit in der Compoſition giebt, vorzüglich für di: mehr pſychologiſche Seite der Interpretation eine Baſis ſucht, auf welche nur ein comparatives Verfahren gebaut werden kann: iſt dabei ſeine Meinung, daß die andere mehr grammatiſche Seite der Interpretation vorzüglich durch die divinatoriſche Methode müſſe gefördert werden? Unmittelbar und beſtimmt will uns ſein Aufſaz nicht darauf antworten; aber doch können die von ihm wiewol nicht ſehr ſchmerzlich noch vermißten Unterſuchungen über die Bedeutung der Wörter und den Sinn der Säze, wie ſie es offenbar ganz mit der grammatiſchen Seite der Interpretation zu thun haben, dieſe doch nur durch ein comparatives Verfahren fördern. Und eben dieſes zeigt wol auch die Sache ſelbſt, wenn wir ſie fragen; denn alle grammatiſchen Schwierigkeiten werden immer nur durch ein comparatives Verfahren überwunden, indem wir immer wieder ein ſchon verſtandenes verwandtes dem noch nicht verſtandenen

nahe bringen, und ſo das Nichtverſtehen in immer engere Grenzen einſchließen. Eben ſo aber auf der andern Seite, was iſt wol die ſchönſte Frucht von aller äſthetiſchen Kritik über Kunſtwerke der Rede, wenn nicht ein erhöhtes Verſtändniß von dem inneren Verfahren der Dichter und anderer Künſtler der Rede von dem ganzen Hergang der Compoſition vom erſten Entwurf an bis zur lezten Ausführung. Ja iſt überhaupt etwas wahres an der Formel, die höchſte Vollkommenheit der Auslegung ſei die einen Autor beſſer zu verſtehen als er ſelbſt von ſich Rechenſchaft geben könne: ſo wird wol nur eben dieſes damit gemeint ſein können; und wir beſizen in unſerer Literatur eine nicht unbedeutende Anzahl kritiſcher Arbeiten, welche mit gutem Erfolg hierauf ſind gerichtet geweſen. Wie iſt dies aber anders möglich als durch ein comparatives Verfahren, welches uns zur richtigen Einſicht darüber verhilft, wie und wodurch derſelbe Schriftſteller mehr gefördert worden iſt als der eine und weiter zurükkgeblieben hinter dem andern, und inwiefern der ganze Typus ſeines Werkes ſich den verwandten nähert oder von ihnen entfernt. Gewiß aber wird auch die grammatiſche Seite nicht können der divinatoriſchen Methode entrathen. Denn was wollen wir machen, ſo oft wir auf eine Stelle kommen, wo ein genialer Autor eine Wendung eine Zuſammenſtellung in der Sprache zuerſt ans Licht bringt? Hier giebt es kein anderes Verfahren, als divinatoriſch von dem Zuſtand der Gedankenerzeugung, in welchem der Autor begriffen war, ausgehend, und ermittelnd wie das Bedürfniß des Moments auf den dem Autor lebendig vorſchwebenden Sprachſchaz grade ſo und nicht anders einwirken konnte, jenen ſchöpferiſchen Act nachzubilden; und auch hier wieder wird es keine Sicherheit geben ohne Anwendung eines comparativen Verfahrens auf der pſychologiſchen Seite. Wir werden daher die aufgeſtellte Frage nicht anders beantworten können, als daß, wenn das ſichere und vollkommne Verſtehen nicht unmittelbar mit dem Vernehmen zugleich erfolgt, beiderlei Methoden auf beide Seiten — natürlich in verſchiedenem Maaß nach Maaßgabe der Ver-

ſchiedenheit des Gegenſtandes — müſſen angewendet werden, bis eine jenem unmittelbaren Verſtehen möglichſt gleiche Befriedigung entſteht. Nehmen wir aber hinzu was oben ſchon bemerkt worden iſt, daß der eigne Zuſtand den einen mehr zur pſychologiſchen den andern mehr zur grammatiſchen Seite hinlenkt, und wenden daſſelbe gewiß mit gleichem Recht auf jene beiden Methoden an — denn mancher gewiß iſt ein Virtuoſe in grammatiſcher Auslegung, der an den inneren Hergang im Geiſt und Gemüth des componirenden kaum denkt, und ſo auch umgekehrt giebt es wahre Künſtler in dieſem Fache, welche wenig und nur in den ſeltenen Fällen, wenn ſie etwa ein Wörterbuch zur Hand nehmen müſſen, an das beſondere Verhältniß jeder Schrift zu ihrer Sprache denken — bringen wir alſo dieſes mit in Rechnung: ſo werden wir freilich ſagen müſſen, ſo wie wir das unmittelbare und augenblikkliche Verſtehen anſehn können als auf die eine oder die andere Weiſe entſtanden, und uns ſelbſt mit unſerer Aufmerkſamkeit als auf die Productivität des Autors gerichtet oder auch auf die objective Totalität der Sprache: ſo werden wir auch das kunſtmäßige Verfahren in der Auslegung, wenn es ſein Ziel vollkommen erreicht hat, auf dieſelbe Weiſe ausdrükken können und ſagen, Jezt ſind alle comparativen Elemente ſowol auf der pſychologiſchen als auf der grammatiſchen Seite ſo vollſtändig beiſammen, daß wir die Reſultate unſeres divinatoriſchen Verfahrens nicht weiter zu berükkſichtigen brauchen, aber dann auch umgekehrt, daß die durchgeführte Genauigkeit des divinatoriſchen das comparative überflüſſig macht. Eben ſo, der innere Hergang ſei durch divinatoriſches und comparatives Verfahren ſo vollkommen durchſichtig, daß indem das ſo deutlich angeſchaute doch ein Denken geweſen ſei, gedacht aber nicht werde ohne Worte, damit zugleich auch ſchon das ganze Verhältniß dieſer Gedankenerzeugung und Ausbildung zur Sprache vollſtändig mit geweſen ſei; aber eben ſo auch umgekehrt.

Doch indem ich es hier mit der lezten Vollendung dieſer Operation zu thun habe, werde ich faſt unwillkührlich auf die

erſten Anfänge derſelben zurükkgetrieben, um ſo mittelſt beider Endpunkte das ganze zu umſpannen. Dieſe erſten Anfänge ſind doch nichts anders, als wenn die Kinder anfangen geſprochenes zu verſtehen. Wie paſſen nun unſere Formeln auf dieſe Anfänge? Sie haben die Sprache noch nicht ſondern ſuchen ſie erſt, aber ſie kennen auch die Thätigkeit des Denkens noch nicht, weil es kein Denken giebt ohne Wort: bei welcher Seite alſo beginnen ſie? Vergleichungspunkte haben ſie noch gar nicht, ſondern erwerben ſie erſt allmählig als Grundlage zu einem freilich unerwartet ſchnell ſich entwikkelnden comparativen Verfahren; aber wie fixiren ſie das erſte? Sollte man nicht in Verſuchung ſein zu ſagen, daß jeder beides urſprünglich producirte, und nur entweder urſprünglich vermöge einer innern Nothwendigkeit mit der Art wie die andern erzeugt haben zuſammentrifft, oder allmählig wie er eines comparativen Verfahrens fähig geworden iſt ſich ihnen annähert. Aber auch dieſes ſchon, die innere Beweglichkeit zur eignen Erzeugung, aber mit der urſprünglichen Richtung auf das Aufnehmen von andern, iſt ja nur daſſelbe, was wir durch den Ausdrukk des divinatoriſchen bezeichnet haben. Dieſes alſo iſt das urſprüngliche, und die Seele bewährt ſich auch hier als ganz und eigentlich ein ahndendes Weſen. Aber mit welcher ungeheuren faſt unendlichen Kraftäußerung beginnt ſie, der keine folgende auch nur entfernt gleichgeſezt werden kann, indem ſie das, was ſich hernach gegenſeitig unterſtüzt, beides gleichzeitig ergreifen muß, zuerſt wahrhaft als Eines, was nur erſt allmählig auseinander tritt, die Sprache ſich objectiviren, indem ſie die einzelnen Wörter an die erſcheinenden Gegenſtände heftet und an die Bilder, welche ſich in ihr ſelbſt immer heller und ſichrer geſtalten, zugleich aber auch die Denkthätigkeit ich weiß nicht ob ich ſagen ſoll auffaſſen um ſie nachbilden, oder nachbilden um ſie auffaſſen zu können. So erſtaunenswürdig erſcheint mir immer dieſe erſte Thätigkeit auf dem Gebiet des Denkens und Erkennens, daß mir vorkommt, als belächelten wir die falſchen Anwendungen, welche die Kinder, und zwar

nicht ſelten nur aus allzugroßer Folgerichtigkeit, von den aufgenommenen Sprachelementen machen, nur, um uns über dieſes Uebergewicht einer Energie, welche wir nicht mehr aufzuwenden vermögen, zu tröſten oder auch dafür zu rächen.

Aber beim Lichte betrachtet befinden wir uns in jedem Augenblikk des Nichtverſtehens noch in demſelben Falle wie ſie, nur der Maaßſtab iſt kleiner. Wenngleich an dem bekannten, iſt es doch fremdes was uns entgegentritt in der Sprache, wenn uns eine Verbindung von Wörtern nicht deutlich werden will, fremdes in der wenngleich der unſrigen noch ſo analogen Gedankenerzeugung, wenn uns der Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Gliedern einer Reihe oder die Erſtrekkung derſelben nicht feſt ſtehen will, ſondern wir unſicher ſchwanken; und wir können immer nur mit derſelben divinatoriſchen Kühnheit beginnen. Wir dürfen alſo unſern gegenwärtigen Zuſtand nicht ſchlechthin jenen rieſenhaften Anfängen der Kindheit entgegenſezen; ſondern dieſes Geſchäft des Verſtehens und Auslegens iſt ein ſtätiges ſich allmählig entwikkelndes ganze, in deſſen weiterem Verlauf wir uns immer mehr gegenſeitig unterſtüzen, indem jeder den übrigen Vergleichungspunkte und Analogien hergiebt, das aber auf jedem Punkt immer wieder auf dieſelbe ahndende Weiſe beginnt. Es iſt das allmählige Sichſelbſtfinden des denkenden Geiſtes. Nur daß, wie auch der Umlauf des Blutes und der Wechſel des Athems ſich allmählig vermindert, ſo auch die Seele je mehr ſie ſchon beſizt auch im umgekehrten Verhältniß ihrer Empfänglichkeit träger wird in ihren Bewegungen, daß aber auch in der lebendigſten, eben weil jede in ihrem einzelnen Sein das Nichtſein der anderen iſt, das Nichtverſtehen ſich niemals gänzlich auflöſen will. Nimmt nun aber von jenen erſten Anfängen die Rapidität der Erfolge ab: ſo wird durch die größere Langſamkeit der Bewegungen und das längere Verweilen bei Einer Operation die Beſinnung begünſtiget, und ſo tritt zuerſt ein jene Periode, wo hermeneutiſche Erfahrungen geſammelt werden, und zu Rathſchlägen, denn ſo möchte ich lieber ſagen als Regeln,

geſammelt werden. Eine Kunſtlehre aber kann wol, wie faſt von ſelbſt aus dem geſagten hervorzugehen ſcheint, nur dann erſt entſtehen, wenn ſowol die Sprache in ihrer Objectivität als der Prozeß der Gedankenerzeugung als Function des geiſtigen Einzellebens in ihrem Verhältniß zum Weſen des Denkens ſelbſt ſo vollkommen durchſchaut ſind, daß aus der Art, wie beim Verknüpfen und Mittheilen der Gedanken verfahren wird, auch die Art, wie beim Verſtehen verfahren werden muß, in einem vollſtändigen Zuſammenhang dargeſtellt werden kann.

Doch um dieſes zur völligen Deutlichkeit zu bringen, müſſen wir erſt, was aber ein zweites Geſchäft wäre zu dieſem erſten, einem Gedanken ſein volles Recht angethan haben, den Herr Aſt vor Wolf voraus zu haben ſcheint, der aber, ehe man durch ihn die Geſtaltung der Hermeneutik durchgreifend beſtimmt, doch mehr ein Fund zu ſein ſcheint als eine Entdekkung, der Gedanke nämlich, daß alles einzelne nur verſtanden werden kann vermittelſt des ganzen, und alſo jedes Erklären des einzelnen ſchon das Verſtehen des ganzen vorausſezt.

B. *)

Der von Herrn Aſt vorgetragene und nach manchen Seiten hin ziemlich ausgeführte hermeneutiſche Grundſaz, daß wie freilich das ganze aus dem einzelnen verſtanden wird, ſo doch auch das einzelne nur aus dem ganzen verſtanden werden könne, iſt von ſolchem Umfang für dieſe Kunſt und ſo unbeſtreitbar, daß ſchon die erſten Operationen nicht ohne Anwendung deſſelben zu Stande gebracht werden können, ja daß eine große Menge hermeneutiſcher Regeln mehr oder weniger auf ihm beruhen. Iſt ein Wort ſeinem allgemeinen Sprachwerthe nach bekannt: ſo wird doch nur durch andere Theile deſſelben Sazes und zwar zunächſt durch diejenigen, denen es am nächſten organiſch verbunden iſt,

*) Geleſen in der Plenarſitzung am 22. October 1829. S.

beſtimmt, welcher Theil dieſes Sprachwerthes in die gegebene Stelle fällt, und welche auszuſchließen ſind, das heißt alſo, es wird als Theil aus dem ganzen als einzelnes aus der Geſammtheit verſtanden. Und dies gilt nicht nur von der Wahl unter den mehreren ſogenannten Bedeutungen eines Wortes ſondern auch bei allen Wörtern, die eines verſchiedenen Grades fähig ſind, von dieſem, und überhaupt von dem größeren oder geringeren Nachdrukk, der einem Worte zukommt. Und wenn man die Regel ſtellt, ein Wort in demſelben Zuſammenhang nicht das eine Mal anders zu erklären als das andere, weil nämlich nicht wahrſcheinlich ſei, daß der Schriftſteller es das eine Mal anders werde gebraucht haben: ſo kann dieſe doch nur inſofern gelten als auch der Saz, wo es zum andern Mal vorkommt, noch als ein Theil deſſelben Zuſammenhanges mit Recht kann angeſehen werden. Denn in einem neuen Abſchnitt können unter manchen Umſtänden mit demſelben Recht wie in einem ganz andern Werk auch andere Bedeutungen ihren Plaz finden. Wird nun beim zweiten Vorkommen der Sinn des Wortes durch das erſte beſtimmt: ſo wird ebenfalls das einzelne aus dem ganzen verſtanden, denn nur von der klaren Anſicht, daß dieſer Theil einer Schrift wirklich auch in Bezug auf das vorliegende Wort ein ganzes ſei, hängt die Erklärung ab. Auch das richtige Verfahren mit Parallelſtellen beruht ebenfalls darauf, daß man nur ſolche Stellen wähle, welche in einem in Bezug auf das fragliche Wort dem zu erklärenden ähnlichen ganzen vorkommen, mithin auch Theile deſſelben ganzen ſein könnten. In dem Maaß aber als dieſes nicht feſtſteht wird auch die Anwendung unſicher ſein. So deutlich dies aber iſt und auch noch durch mehrere Beiſpiele beſtätigt werden könnte: ſo ſchwierig iſt die Frage, wie weit man mit Anwendung dieſer Regel hinauf ſteigen könne, zu beantworten. Denn wie das Wort im Saz ein einzelnes iſt und ein Theil, ſo auch der Saz im größeren Zuſammenhang der Rede. Daher es denn ſo leicht geſchieht, daß ganz falſche Vorſtellungen mit einzelnen Säzen eines Schriftſtellers verbunden werden, wenn man die Säze

aus ihrem urſprünglichen Zuſammenhang herausgeriſſen nun als Beläge oder Beweisſtellen einem andern Zuſammenhang einverleibt; und es kommt auch ſo häufig vor, daß nur zu verwundern iſt, wie dieſe Treue der Citatoren noch nicht ſprüchwörtlich geworden iſt. Ein anderes iſt es freilich mit Säzen, die eines ſprüchwörtlichen Gebrauches fähig ſind; allein dieſe erſcheinen auch für ſich hingeſtellt immer in einem bedeutenden Grade unbeſtimmt, und gelten gleich dafür, daß ſie ganz beſtimmt erſt werden, je nachdem der Zuſammenhang es mit ſich bringt, in welchen man ſie einführt. Und eben darauf, daß ſie ſo gewiſſermaßen jedem Preis gegeben ſind, und wiewol ſie ihrer Form wegen mehr als andere immer für ſich allein bleiben, doch jedesmal durch ihre Umgebung etwas anders gewendet werden, beruht ein großer Theil ihres eigenthümlichen Reizes. Gehen wir nun einen Schritt weiter: ſo werden wir daſſelbe ſagen können auch von einem größeren Zuſammenhang von Säzen. Und woher käme es wol z. B., daß man ſo oft uns Deutſchen den Vorwurf macht, wir verſtänden nicht die Perſiflage, die doch immer in einer Reihe von Säzen beſteht, als weil entweder die vorbereitenden Winke in dem größeren Zuſammenhang der Rede gänzlich fehlen, und man mit der ernſthaften Erklärung völlig ausreicht, und dann iſt der Schriftſteller im Unrecht, oder daß nicht gehörig darauf geachtet, d. h. dieſe einzelne Reihe nicht richtig aus dem ganzen verſtanden wird, und dann iſt die Schuld des Leſers. Aber keineswegs beſchränkt ſich die Sache auf ſolche und ähnliche Fälle; ſondern überall wo es darauf ankommt zu wiſſen, wie genau man es mit einer Reihe von Säzen zu nehmen, und aus welchem Geſichtspunkt man die Verknüpfung derſelben zu betrachten hat, muß man zunächſt das ganze kennen, dem ſie angehören. Ja es läßt ſich auch dieſes auf den urſprünglichen Fall zurükführen und muß mithin ganz allgemein gelten. Für jede genauer zuſammenhangende Gliederung von Säzen nämlich giebt es auf irgend eine Weiſe, nur daß dies nach der verſchiedenen Art der Werke ſehr verſchieden ſein wird, einen Hauptbegriff der ſie dominirt, oder wie wir uns

auch wol ausdrükken, das Wort dafür iſt; und dieſem Worte kann nun eben ſo wie dem einzelnen Wort in dem einzelnen Saz ſein völlig beſtimmter Sinn nur richtig zugetheilt werden, wenn es im Zuſammenhang mit den andern ähnlichen Worten geleſen wird, d. h. jede Gliederung von Säzen, ſei ſie nun grö-ßer oder kleiner, kann nur richtig verſtanden werden aus dem ganzen, welchem ſie angehört. Und wie nun jedes kleinere ſo durch ein größeres, das ſelbſt wieder ein kleineres iſt, bedingt wird: ſo folgt offenbar, daß auch das einzelne nur vollkommen verſtanden werden kann durch das ganze. Betrachten wir nun von hier aus das ganze Geſchäft des Auslegens: ſo werden wir ſagen müſſen, daß vom Anfang eines Werkes an allmählig fort-ſchreitend das allmählige Verſtehen alles einzelnen und der ſich daraus organiſirenden Theile des ganzen immer nur ein provi-ſoriſches iſt, etwas vollkommner, wenn wir einen größeren Theil überſehen können, aber auch wieder mit neuer Unſicherheit und wie in der Dämmerung beginnend, wenn wir zu einem andern übergehn, weil wir dann wieder einen wenngleich untergeordne-ten Anfang vor uns haben, nur daß je weiter wir vorrükken deſto mehr auch alles vorige von dem folgenden beleuchtet wird, bis dann am Ende erſt wie auf einmal alles einzelne ſein vol-les Licht erhält und in reinen und beſtimmten Umriſſen ſich dar-ſtellt. Aber wir können auch Herrn Aſt nicht Unrecht geben, wenn er, um uns eines ſolchen häufigen Zurükkgehens und Zu-rükkſehens zu überheben, den Rath giebt, wir ſollten lieber gleich jedes Verſtehen mit einer Ahndung des ganzen beginnen. Nur iſt freilich die ſchwierige Frage die, woher eine ſolche Ahndung kommen ſoll. Wenn man freilich unſere ganze Aufgabe nur auf diejenigen Werke der Rede beſchränkt, und ſo ſcheinen es ja Wolf ſowol als Herr Aſt gemeint zu haben, die wir gleichzeitig, das heißt ſchriftlich, vor uns haben: ſo ergiebt ſich eine Möglich-keit. Schon Vorreden, die bei einem mündlichen Vortrag ſelten gemacht werden, ſind mehr eine Hülfe als die bloße Ueberſchrift. Dann fordern wir Büchern von gewiſſer Art Ueberſichten und

Inhaltsanzeigen ab, gewiß nicht allein um einzelnes mit Leichtigkeit auffinden zu können, ſondern vorzüglich wegen der Anſchauung, die ſie uns von der Gliederung eines Werkes gewähren, und weil wir dann jene großen Worte, welche die größeren und kleineren Theile beherrſchen, ſchon gleich von vorn zuſammenſtellen können. Je reichlicher uns nun dergleichen gewährt iſt, um deſto leichter iſt jener Rath zu benuzen. Ja auch wenn es hieran gänzlich fehlt, hat man nur das Buch vor ſich: ſo kann ſelbſt die ſonſt eher verdammlich erſcheinende Neigung, ehe man mit einem Buch ernſtlich anbindet darin zu blättern, dem der Glükk hat oder Geſchikk von bedeutendem Nuzen ſein, um jenen Mangel zu ergänzen. Doch ich ſchäme mich faſt dieſes geſchrieben zu haben, wenn ich bedenke, wie das ganze Alterthum, das doch verurtheilt war nach denſelbigen Regeln wie wir zu verſtehen, von ſolchen Hülfsmitteln nichts wußte, ja wie auch von den ausgezeichnetſten proſaiſchen Werken nicht wenige ſo beſchaffen ſind, daß dergleichen auch gar nicht anzubringen wären ja vielmehr ſo verſchmäht werden, daß ſelbſt die unentbehrlichen äußeren Abtheilungen nichts mit der inneren Gliederung, aus der die Ahndung des ganzen entſtehen kann, gemein haben, bei den poetiſchen aber alles ähnliche faſt ins lächerliche fällt, endlich daß es auch unter uns doch nicht wenig ſolche giebt, die vornehm genug ſind nicht ſelbſt zu leſen ſondern ſich vorleſen zu laſſen, denen mithin weder das Blättern hilft noch die Inhaltsanzeigen. Wir müſſen alſo die Frage, woher denn die Ahndung des ganzen kommen ſoll, ohne welche das vollkommne Verſtändniß des einzelnen nicht möglich iſt, verſuchen auf die allgemeinſte Weiſe zu beantworten. Hiebei iſt nun zuerſt zu bemerken, daß nicht jede zuſammenhangende Rede in gleichem Sinn ein ganzes iſt, ſondern oft nur eine freie Aneinanderreihung von Einzelheiten, und dann iſt ein Verſtehen des einzelnen aus dem ganzen gar nicht aufgegeben; oft iſt ſie nur eine freie Aneinanderreihung von kleineren ganzen, und dann iſt uns aufgegeben, jedes einzelne aus ſeinem kleineren ganzen zu verſtehen.

Ob aber das eine oder das andere der Fall ſein werde, das liegt immer ſchon in dem Begriff der Gattung, welcher eine Rede oder Schrift angehört. Aber auch innerhalb einer jeden ſolchen finden freilich mancherlei Abſtufungen auch in dieſer Hinſicht ſtatt, daß der eine ein Werk derſelben Gattung ſo ſtreng als möglich hält, und der andere ſo gelöſt als möglich; hievon aber bekommen wir eben die erſte Ahndung aus einer allgemeinen Bekanntſchaft mit dem Urheber und ſeiner Art und Weiſe. Bei Reden nun, welche nicht in ſchriftlicher Auffaſſung zu uns gelangen, alſo nur einmal gehört zu werden beſtimmt ſind, kann die vorläufige Ahndung vom ganzen, wenn nicht der redende ſelbſt eine Ueberſicht des ganzen voranſchikkt, nicht weiter ausgebildet werden, als was vorläufige Kenntniß der Gattung und jene allgemeine Kunde von dem Urheber und ſeiner Art und Weiſe an die Hand giebt. Fehlt nun gar eines von beiden oder beides: ſo kann das fehlende nur ergänzt werden durch die Schlüſſe, die wir von Anfang an machen aus dem Ton und Geſtaltung des einzelnen und aus der Art und Weiſe der Fortſchreitung. Es muß alſo allerdings ein Verſtändniß des ganzen geben auch wenn beides fehlt bloß durch das einzelne, aber dieſes wird nothwendig nur ein unvollkommnes ſein, wenn nicht das Gedächtniß das einzelne feſtgehalten hat, und wir nachdem das ganze gegeben iſt zum einzelnen zurükkehren können, um es dann aus dem ganzen genauer und vollkommner zu verſtehen. Somit verſchwindet hier wieder der Unterſchied zwiſchen dem, was bloß mündlich vernommen wird, und dem, was wir ſchriftlich vor uns haben, gänzlich, indem wir auch für jenes durch das Gedächtniß uns aller Vortheile bemächtigen, die dem lezten ausſchließlich zu eignen ſcheinen, ſo daß wie auch ſchon Platon geſagt hat der Nuzen der Schrift nur darin beſteht dem Mangel des Gedächtniſſes abzuhelfen, zweideutig, weil ſie wie auf das Verderben des Gedächtniſſes gegründet eben dieſes Verderben auch wieder aufs neue befördert. Und für Rede und Schrift gleichmäßig folgt aus dem geſagten, daß jedes erſte Auffaſſen nur ein

vorläufiges und unvollkommnes iſt, gleichſam ein regelmäßigeres und vollſtändigeres Blättern, nur da hinreichend und für ſich allein der Aufgabe gewachſen, wo wir gar nichts fremdes finden und das Verſtehen ſich von ſelbſt verſteht, das heißt wo überhaupt keine hermeneutiſche Operation mit beſtimmtem Bewußtſein vorkommt. Wo aber es ſich anders verhält, da müſſen wir öfter vom Ende zum Anfang zurükkehren und das Auffaſſen ergänzend von neuem beginnen; je ſchwieriger die Gliederung des ganzen zu faſſen iſt, deſto mehr ſuchend ihr vom einzelnen aus auf die Spur zu kommen, je reichhaltiger und bedeutſamer das einzelne iſt, um ſo mehr ſuchend es vermittelſt des ganzen in allen ſeinen Beziehungen aufzufaſſen. Freilich giebt es mehr oder weniger in jedem Werk auch ſolche Einzelheiten, welche nicht durch die Gliederung des ganzen ihr volles Licht erhalten, weil ſie, daß ich ſo ſage, außerhalb derſelben liegen und nur als Nebengedanken bezeichnet werden können, die anderwärts eben ſo gut als hier einen gleichen Ort haben könnten, als Hauptgedanken aber vielleicht gar einem Werk von ganz andrer Art angehören müßten. Aber auch dieſe als der freien nur durch augenblikklichen Anlaß beſtimmbaren Gedankenerzeugung des Urhebers angehörig bilden in einem gewiſſen Sinne wenigſtens ein ganzes unter ſich, nur weniger in Beziehung auf die Gattung eines beſtimmten Werkes als in Beziehung auf die Eigenthümlichkeit des Urhebers, weniger beitragend zum Verſtändniß des ganzen, ſofern es ein in der Sprache organiſirtes und lebendes iſt, als ſofern es einen fruchtbaren Keimesmoment ſeines Urhebers fixirt hat und zur Darſtellung bringt. Wie nun ſolche Reden die geringſte Aufgabe wären für dieſes Verhältniß des ganzen und einzelnen, wobei wir das ganze leicht von jedem einzelnen aus erfaſſen, und auch das einzelne faſt errathen könnten, wenn uns nur das ganze in den leiſeſten Umriſſen gegeben wäre: ſo wiederum ſind die größte ſolche Werke des ſchöpferiſchen Geiſtes, ſei übrigens Form und Gattung welche ſie wollen, welche jedes nach ſeiner Art ins unendliche gegliedert und zugleich im einzelnen uner-

ſchöpflich ſind. Jede Löſung der Aufgabe erſcheint uns hier immer nur als eine Annäherung. Denn die Vollkommenheit würde darin beſtehen, daß wir mit ſolchen Werken eben ſo verfahren könnten wie mit denen, welche wir als das minimum in dieſer Hinſicht bezeichnet haben, nämlich daß wir aus der Gliederung des ganzen und des einzelnen wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad der Aehnlichkeit ſelbſt erfinden könnten. Und wenn wir uns dieſes überlegen, finden wir darin wol einen mächtigen Grund, warum Wolf für den Ausleger wie für den Kritiker die Fertigkeit in der Compoſition als faſt unerlaßliche Bedingung fordert. Denn es möchte vielleicht faſt unmöglich ſein bei dieſer Aufgabe das divinatoriſche Verfahren, welches vorzüglich durch die eigne Productivität gewekkt wird, auch durch einen großen Reichthum von Analogien zu erſezen.

Doch mit dem bisher verzeichneten Umfang dieſer Aufgabe noch nicht zufrieden zeigt uns Herr Aſt einen nicht zu verachtenden Weg ſie noch einmal zu potentiiren. Nämlich wie das Wort zum Saz und der einzelne Saz zu ſeiner nächſten Gliederung und dieſe zu dem Werke ſelbſt wie ein einzelnes zu einer Geſammtheit oder ein Theil zum ganzen: ſo ſei auch wiederum jede Rede und jedes ſchriftlich verfaßte Werk eben ſo ein einzelnes, das nur aus einem noch größeren ganzen vollkommen könne verſtanden werden. Es iſt aber leicht zu ſehen, daß jedes Werk in zwiefacher Hinſicht ein ſolches einzelnes iſt. Jedes iſt ein einzelnes in dem Gebiet der Literatur, dem es angehört, und bildet mit andern gleichen Gehaltes zuſammen ein ganzes, aus dem es alſo zu verſtehen iſt in der einen Beziehung, nämlich der ſprachlichen. Jedes iſt aber auch ein einzelnes als That ſeines Urhebers, und bildet mit ſeinen anderen Thaten zuſammen das ganze ſeines Lebens, und iſt alſo nur aus der Geſammtheit ſeiner Thaten, natürlich nach Maaßgabe ihres Einfluſſes auf jene und ihrer Aehnlichkeit mit ihr, in der andern nämlich der perſönlichen Beziehung zu verſtehen. Der Unterſchied wird immer ſehr groß ſein, freilich größer oder kleiner nach der Beſchaffenheit des Werks,

zwiſchen einem Leſer, der auf dem bisher beſchriebenen Wege ſich das Verſtändniß des ganzen erwirbt, und einem andern, der den Verfaſſer in ſeinem ganzen Leben bis zur Erſcheinung des Werkes begleitet hat, und dem viel heller und beſtimmter als jenem im Gange des ganzen wie in allem einzelnen der ganze Menſch entgegentritt. Derſelbe Unterſchied aber auch zwiſchen jenem und dem, welcher mit dem ganzen Kreiſe verwandter Werke bekannt auf eine ganz andere Art den ſprachlichen Werth der einzelnen Theile und den techniſchen der ganzen Zuſammenſezung wird zu ſchäzen wiſſen. Sonach folgt auch für jedes ganze Werk als einzelnes, was für die kleineren Theile deſſelben folgte. Auch nach jenem wiederholten Auffaſſen bleibt alles Verſtehen in dieſer höheren Beziehung nur ein vorläufiges, und jedes wird uns in einem ganz andern Licht erſcheinen, wenn wir, nachdem wir das ganze ihm verwandte Gebiet der Compoſition durchlaufen haben, und eben ſo nach gemachter Bekanntſchaft mit andern auch verſchiedenartigen Werken deſſelben Verfaſſers und ſoviel möglich mit ſeinem ganzen Leben, zu dem einzelnen Werk zurükkommen. Wie nun, wo es auf das Verſtehen des einzelnen in einem Werk aus der Totalität des Werkes ankommt, uns Inhaltsanzeigen und ſchematiſche Ueberſichten keinesweges jene erneuerten Auffaſſungen, jene wiederholte Rükkehr vom Ende wieder zum Anfang, wirklich erſezen konnten, theils weil wir uns doch dabei auf die Auffaſſungen eines andern verlaſſen müſſen, und immer ſchon bedeutend können mißleitet ſein, ehe wir das falſche darin gewahren, theils auch weil alle ſolche Hülfsmittel zu ſehr am gänzlichen Mangel der Anſchaulichkeit leiden, als daß ſie das divinatoriſche Vermögen, worauf hier das meiſte ankommt, lebendig erregen könnten: ſo iſt auch hier, wo es auf das Verſtehen des Werkes theils aus der verwandten Literatur, theils aus der Geſammtthätigkeit des Verfaſſers ankommt, wenig Troſt und Hülfe bei allem, was um die Bekanntſchaft mit beiden zu erſezen in Prolegomenen und Commentaren geleiſtet zu werden pflegt. Denn von den verwandten Werken wird gewöhnlich nur beige-

bracht, was der Verfaſſer ſelbſt benuzt hat, und von ihm ſelbſt ſeinem Thun und ſeinen Verhältniſſen nur das, worauf Beziehung genommen wird in dem Werke ſelbſt. So daß auch dieſes nur dem einzelnen dient und keinesweges dem ganzen; daß aber eine lebendige und zuverläſſige Charakteriſtik des Verfaſſers aus der Geſammtheit ſeiner Erſcheinung gegeben würde, oder eine Morphologie der betreffenden Gattung durch die Vergleichung ganzer Gruppen, um das vollſtändige Verſtehen dadurch denjenigen zu erleichtern, welche etwa mit einem beſtimmten Werk ihre Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer oder mit der Gattung erſt beginnen: das wäre auch dem Ort und der Abſicht nicht angemeſſen.

Doch indem wir hier, was das Verſtehen des einzelnen aus dem ganzen betrifft, auf dem Gipfel der Forderung zu ſtehen ſcheinen: ſo mögen wir uns hier wol einen Rükkblikk auf das bisherige nicht verſagen. Wenn nämlich ſchon eben nur beiläufig bemerkt worden iſt, daß es wol zwei verſchiedene Claſſen von Auslegern ſein mögen, welche ſich in das Geſchäft theilen, die eine mehr auf die Sprachverhältniſſe jeder vorliegenden Schrift gerichtet, die andere mehr auf den urſprünglichen pſychiſchen Proceß der Erzeugung und Verknüpfung von Gedanken und Bildern: ſo ſcheidet ſich auf dieſem Punkte ganz beſonders klar die Differenz der Talente. Ich gebe nämlich hier das ganze Geſchäft das einzelne Werk in dem Zuſammenhang mit den analogen derſelben Literatur aufzufaſſen dem ſprachlichen Ausleger. Denn aus der Natur der Sprache und des mit ihr zugleich entwikkelten und an ſie gebundenen gemeinſamen Lebens bilden ſich die Formen aller Compoſition; das individuelle perſönliche iſt hier in dem, was am meiſten geltend geworden iſt, auch der am meiſten zurükktretende Factor. Wogegen wer einen Schriftſteller welcher Art er auch ſei in ſeiner Compoſition belauſchen will, und zu dieſem Ende ſich möglichſt ſeine ganze Art zu ſein vergegenwärtigt, um ſelbſt die Momente der Begeiſterung und der Conception, die den alltäglichen Zuſammenhang des Lebens wie

höhere Eingebungen unterbrechen, dann aber auch alles, was irgend auf den Gang der Erfindung im einzelnen mit Einſchluß ſogar der für die Idee des ganzen gleichgültigen Nebengedanken ſich bezieht, lebendig anſchauen will um richtig zu ſchäzen, wie ſich in ihm das ganze Geſchäft der Compoſition zu ſeinem geſammten Daſein verhält oder auch ſich für ſich betrachtet als ein eigenthümliches eine beſtimmte Perſönlichkeit darſtellendes entwikkelt: für den müſſen ſich natürlich alle jene Verhältniſſe weit in den Hintergrund zurükkziehen. Allein das vollkommne Verſtehen bleibt immer durch die Bemühungen beider bedingt, und es kann in keinem einzelnen Ausleger ſein, der ſo ganz auf der einen Seite ſtände, daß ihm auch die Empfänglichkeit für das was auf der andern geſchieht abgeht. Ein Ausleger von der lezten Art, der über das ſprachliche hinpfuſchen wollte, würde dennoch, auf wie verſtändige Art er auch in ſeinen Autor verliebt ſein möge, und wie ſehr er ſich auch hüten möge ihm nicht *wie es* ſo oft von ſolchen geſchieht Intentionen anzudichten, die ihm nicht in den Sinn gekommen ſind, doch nicht nur vielfältig irren, und zwar um ſo mehr je mehr der Autor ſelbſt ein Sprachbildner geweſen wäre, ſondern er könnte auf unſerm Gebiete doch immer nur ſein, was man nicht mit Unrecht auf dem Gebiet der künſtleriſchen Productivität — ich faſſe es allgemein, denn es trifft die Dichter und Redner, ja ich möchte auch ſagen die Philoſophen nicht minder als die Maler — einen Nebuliſten genannt hat. Der andere aber eben ſo gedacht, wenn er auch in der That die Verhältniſſe eines Werkes zu den übrigen ſeiner Gattung auf das richtigſte ausmittelte, ſo daß er ſich nicht nur mit ſcharfſinnigen Vergleichungen und Zuſammenſtellungen begnügte, ſondern die Bedeutung deſſelben tiefſinnig auffaßte, würde dennoch, weil er in dem Werke nicht den ganzen Menſchen zu ſehen und mit ihm zu leben wüßte, ſondern dafür die Fähigkeit ihm gänzlich fehlte, dem nicht entgehen was wir einen Pedanten nennen. Da es nun leichter iſt ſich von andern ergänzen zu laſſen in dem, was man ſelbſt wiewol unvollſtändig

beſizt, als ſich lebendig anzueignen, woran man ſelbſt gar keinen Theil hat: ſo ſcheint es, daß diejenigen, welche die Höhe, auf der wir uns jezt befinden, nur von der einen Seite erſteigen, weniger gut für ſich ſelbſt ſorgen als ſie nur andern nüzlich ſind; und jedem, der ein Ausleger werden will, möchte zu rathen ſein, daß er es lieber mit beidem verſuche, ſollte er auch deshalb nicht ſo leicht auf einer Seite ein Virtuoſe werden, weil er doch dem entgehen wird auf der andern ganz zu hinken. Wie wir nun dieſe beiden Seiten unſeres Geſchäfts ſchon von vorn herein unterſchieden haben: ſo bot ſich uns auch gleich jenes zwiefache Verfahren dar, das divinatoriſche und das comparative; und wir fragen wol billig danach, wie es ſich mit beiden auf dieſer höheren Stufe verhält. Vorher als wir noch ganz innerhalb des Werkes ſelbſt ſtanden, zeigte ſich uns, daß beide nothwendig waren für jede Seite, für die grammatiſche wie für die pſychologiſche. Nun aber wir es nicht nur einzeln der Sprache wegen zu thun haben mit Stellen aus andern Schriften, ſondern mit einem ganzen Gebiet literariſcher Production, und auf der andern Seite nicht mehr mit dem, was ſich aus dem Act der urſprünglichen Conception eines Werks in der Seele entwikkelt, ſondern die Aufgabe iſt dieſer ſelbſt mit der ganzen Art und Weiſe ſeiner wirklichen Entwikklung aus der Einheit und dem Totalzuſammenhang dieſes beſtimmten Lebens, nun iſt es vielleicht nicht mehr mit beiden daſſelbe. Betrachten wir nun zu dem Ende noch einmal jene beiden Seiten unſrer Aufgabe: ſo ſcheint doch die eine ſo ſehr zurükkſtehend an Ausbildung gegen die andere und daß ich ſo ſage zuſammengeſchrumpft, daß es ganz unrichtig ſcheint in einer dereinſtigen hermeneutiſchen Technik ſie ſo als gleiche neben einander zu ſtellen. Bleiben wir zunächſt beim claſſiſchen Alterthum ſtehn, welches doch immer der erſte Gegenſtand bleibt, an dem unſre Kunſt geübt wird, wie viele von den bedeutendſten Schriftſtellern giebt es nicht, von deren ganzem übrigen Leben und Sein wir ſo wenig wiſſen, daß überhaupt Bedenken entſteht, wie weit wir ih-

rer Perſon zu trauen haben. Und was wir von Sophokles und Euripides wiſſen außer ihren Werken, iſt es wol von der Art uns den geringſten Aufſchluß zu geben über die Differenz ihrer Compoſitionen? Oder ſo bekannte Männer wie Platon und Ariſtoteles, würde wol alles, was wir von ihrem Leben und ihren Verhältniſſen kennen, uns auch nur im mindeſten erklären, warum der eine dieſen und der andere einen ganz anderen Weg eingeſchlagen hat in der Philoſophie, und bis wie weit ſie ſich wol haben nahe kommen können in der Compoſition in den uns nicht mehr zu Gebot ſtehenden Schriften? Ja ſind wir wol mit einem einzigen alten ſo glükklich wie mit dem Römer Cicero, daß wir einen ganzen Schaz von Briefen als eigentliche Documente ſeiner Perſönlichkeit von ſeinen größern Werken abſondern können, um nun auch in dieſen vermittelſt jener ſeine ganze Perſönlichkeit zu erblikken. Gehen wir nun gar zu den Productionen des fernen und grauen Orients, wie wäre wol da an einzelne Geſtalten zu denken, die wir könnten unterſcheiden wollen, um durch die eigenthümliche Art wie ſich ihr Gemüth ausbildete auch ihre Werke zu erleuchten. Iſt doch ſelbſt auf dem vaterländiſchen Boden bei jenen früheren Erzeugniſſen, mit denen wir uns noch nicht gar lange kunſtmäßig beſchäftigen, dieſe Ernte noch ſehr ſparſam; und nur je näher wir unſerer Zeit kommen, und je mehr wir in dem weiten Umkreiſe des großen europäiſchen Marktes ſtehen bleiben, wo alles ſich kennt und alles gleichſam in denſelben Hallen luſtwandelt, ſcheint erſt der Beruf zu dieſer Behandlung des Gegenſtandes zu entſtehen, und bieten ſich die Hülfsmittel dazu in erfreulichem Maaße an. Außerdem aber wie kleinlich erſcheint doch dieſe Seite neben jener. Die eine führt uns immer mehr ins große und weite, und wenn wir freilich ſcheinen die ganze Literatur in Anſpruch zu nehmen für ein einzelnes Werk: ſo geſchieht es doch nur, damit dieſes ein deſto beſſer auszumeſſender deſto ſicherer zu behandelnder Beſtandtheil deſſelben großen ganzen ſei. Die andere hingegen hält uns immer mehr in dem engen Raume des Einzellebens feſt, und ein klares

Bild von dieſem erſcheint als das höchſte Ziel ſo angeſtrengter und mannigfaltiger Mühen. Allein auch die gröſste hiſtoriſche Conſtruction, der wir uns hier ja nur unterziehen um das einzelne Werk des einzelnen beſſer aufzufaſſen, findet doch mit dieſem zugleich ihre Verklärung zunächſt darin, daſs ſie unſer eigenes Selbſt und andere befruchtet. Und mit der Betrachtung des einzelnen, damit daraus nicht eine nur uns ſelbſt und unſere wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen verkleinernde Kleinlichkeit entſtehe, ſollen wir jene groſsartige verbinden. Die Kenntniſs des einzelnen Menſchen als ſolchen iſt auch nicht das Ziel dieſer Seite unſerer Aufgabe, ſondern nur das Mittel, um uns eben der Thätigkeiten deſſelben, welche uns auch zu jener objectiven Betrachtung aufregen, deſto vollſtändiger zu bemächtigen. Und das dürfen wir uns doch nicht läugnen, daſs man ſich auch in den Zeiten des claſſiſchen Alterthums ſelbſt um den Menſchen nicht minder bekümmerte, und daſs wir auch um deswillen den damaligen Leſern ein Verſtehen einräumen müſſen, um das wir ſie nur beneiden können, weil uns das Material dazu fehlt. Soviel iſt aber auch eben hieraus ſchon vollkommen gewiſs, daſs wir bei der pſychologiſchen Aufgabe ein Uebergewicht des divinatoriſchen nicht vermeiden können, wie es ja auch allen Menſchen umgekehrt ſo natürlich iſt, die ſich aus oft nur zu zerſtreuten Notizen den ganzen Menſchen vorzubilden pflegen. Aber nicht genug Vorſicht kann auch angewendet werden was ſich hypothetiſch ſo darſtellt nach allen Seiten hin zu prüfen, und es auch dann nur noch vorläufig aufzuſtellen, wenn ſich kein Widerſpruch dagegen findet. Niemand aber wird es wol billigen können, wenn dieſe Seite bei irgend einer hermeneutiſchen Aufgabe ganz vernachläſſigt wird, da ja ſchon die offenbar hieher gehörige Frage, ob das Werk ein in den ganzen Gang der geiſtigen Thätigkeit ſeines Urhebers hingehöriges ſei oder nur durch beſondere Umſtände veranlaſst war, ob es zur Uebung auf irgend etwas gröſseres geſchrieben worden oder aus einem aufgeregten Verhältniſs als Streitſchrift hervorgegangen iſt, von der gröſsten Wichtigkeit für

den Ausleger ſein muß. Das Verfahren auf der andern Seite iſt ſchon ſeiner Natur nach überwiegend comparativ, indem ja nur durch Gegeneinanderhaltung deſſen, was in mehreren Werken daſſelbe iſt, und der daneben beſtehenden Differenzen das allgemeine Bild einer Gattung ſich geſtalten, und das Verhältniß des fraglichen Werkes dazu ſich feſtſtellen läßt. Aber theils iſt auch hier ſchon etwas urſprünglich divinatoriſches in der Art die Frage zu ſtellen, theils bleibt, ſo lange die Stelle eines Werkes in der geſammten Ordnung der es angehört nicht vollkommen beſtimmt iſt, auch hier noch ein nicht zu vernachläſſigender Spielraum für das divinatoriſche Verfahren übrig.

Möchte es nun aber auch, wie ich jedoch nicht glaube, ein Mißgriff ſein, daß ich auch auf dieſer Stufe noch die Aufgabe des Auslegers als doppelſeitig aufgeſtellt: ſo kommt er auf meine Rechnung allein, denn meine Führer nehmen dieſes hier ſo wenig auf als vorher. Ja ich muß geſtehen, daß ich auch die andre Seite der Aufgabe hier anders gefaßt habe als Herr Aſt. Denn wo dieſer ein Werk im ganzen aus einem höheren verſtanden wiſſen will, da iſt ihm doch das ganze der Literatur, der es ſich anſchließt, auf der einen Seite eine zu ſchwerfällige Maſſe, auf der andern Seite die Formel noch zu beſchränkt, und indem er immer nur auf das claſſiſche Gebiet ſich bezieht ſubſtituirt er die Formel, es ſolle verſtanden werden aus dem Geiſte des Alterthums. Dies könnte man anſehn als eine Abkürzung des von uns angegebenen Verfahrens. Denn dieſer Geiſt wäre doch das allen Productionen derſelben Art gemeinſchaftlich inwohnende, was ſich alſo ergäbe, wenn man von dem was dem einzelnen eigenthümlich iſt abſtrahirt. Allein Herr Aſt proteſtirt ausdrükklich hiegegen und meint, dieſer Geiſt brauche nicht erſt zuſammengeſucht und geſezt zu werden aus dem einzelnen, ſondern er ſei in jedem einzelnen ſchon gegeben, weil jedes alterthümliche Werk nur eine Individualiſation dieſes Geiſtes wäre. Gegeben ohnſtreitig in jedem einzelnen, aber ob auch aus jedem

ohne weiteres erkennbar? zumal wenn doch in einer Rede z. B. des Demoſthenes auf dieſe Art beiſammen ſind der Geiſt des Alterthumes, ſtatt deſſen ich nur gleich den helleniſchen ſezen will, aber dann auch der Geiſt der atheniſchen Redekunſt, und noch der beſondere Geiſt des Demoſthenes, neben dieſem aber erſt als der Leib das, was der Zeit und der beſonderen Veranlaſſung angehört. Nehme ich nun noch dazu, daß der Geiſt des Alterthums doch auch anderwärts zu finden iſt als in den Productionen einer gewiſſen Art, ja daß er außer den Werken der Rede auch derſelbe ſein muß in den Werken der bildenden Künſte und wo nicht ſonſt noch: ſo ſcheint dieſe Formel ganz über die beſtimmten Grenzen der Hermeneutik hinauszugehn, die es immer nur mit dem in der Sprache producirten zu thun haben kann, weshalb es aber auch gewiß ihrer Anwendung überall an der rechten Haltung fehlen wird. Erinnern wir uns nur einen Augenblikk an das auf eben dieſen Saz gebaute vor einiger Zeit nicht ſeltene Verfahren, da man die Kunſtſprache eines Gebietes auf einem ganz andern gebrauchte: ſo wird wol niemand läugnen, daß wenn dergleichen Formeln nicht ein bloßes Spiel ſind, das ſich auf eine tüchtige Anſicht ſtüzt, ſie eben nur der verderblichen Nebelei und Schwebelei angehören können. Und von dieſer kann ich auch Herrn Aſt in dieſer ſeiner Theorie keinesweges freiſprechen. Denn wenn ich in eben dieſem Zuſammenhang höre, daß die Idee als die das Leben enthaltende Einheit erzeugt werden ſoll aus dem entfalteten Leben als der Vielheit und der Form deſſelben als der Einheit ſchlechthin, da man doch beſſer noch das umgekehrte ſagen würde: ſo finde ich mich allerdings unter ſolchen Nebeln, welche einer Theorie, die helles Licht verlangt, nicht günſtig ſein können. Soviel muß freilich jeder zugeben, daß auf welchem Gebiet wir uns mit der Auslegung bis zu dem jezt beſchriebenen Punkt erhoben haben, ein großes gewonnen iſt, um den Geiſt des Volks und der Zeit in dem Gebrauch der Sprache richtig aufzufaſſen, und daß es einer hierüber aufgeſtellten Theorie zu bedeutender Beſtätigung gereicht, wenn

die Betrachtung anderer Gebiete geiſtiger Productivität analoge Reſultate liefert; aber weder möchte ich wagen den umgekehrten Weg zu gehn, und erſt nach ſolchen allgemeinen Annahmen das einzelne begreifen wollen, noch möchte ich auch behaupten, daß dieſes noch in das Gebiet der Hermeneutik gehöre.

Dieſes nun führt mich auf einen andern Punkt, daß nämlich Herr Aſt ein dreifaches Verſtändniß unterſcheidet, ein hiſtoriſches ein grammatiſches und ein geiſtiges. Nun nennt er freilich das leztere, welches genau genommen wieder ein zwiefaches iſt in Beziehung auf den Geiſt des einzelnen Schriftſtellers und auf den Geiſt des geſammten Alterthums, ſo daß das ganze ein vierfaches wird, aber dieſes leztere von den dreien nennt er freilich das höhere, in welchem ſich die andern beiden durchdringen, und ſo könnte man glauben, er wolle hier eigentlich doch nur die beiden Stufen bezeichnen, die wir auf Veranlaſſung der Formel, daß das einzelne nur könne aus dem ganzen verſtanden werden, gefunden haben. Allein dies bleibt mindeſtens ſehr ungewiß. Denn wenn er ſich jenes zwiefache geiſtige als das höhere denkt, das grammatiſche und hiſtoriſche aber als das niedere, wie ſie denn auch wol auf Einer Stufe ſtehen müſſen um ſich gegenſeitig, wie er ſich ausdrükkt, in dem höheren zu durchdringen, warum hat er ſie nicht auch beide als eins zuſammengefaßt, und nur das niedere und das höhere unterſchieden? Allein es kommt noch dazu, daß er hernach auch eine dreifache Hermeneutik unterſcheidet, was doch unter dieſer Vorausſezung gar nicht möglich wäre, nämlich eine Hermeneutik des Buchſtaben des Sinnes und des Geiſtes. Dieſe Unterſcheidung eines dreifachen Verſtändniſſes von einer dreifachen Hermeneutik beruht nun zunächſt darauf, daß ihm Verſtehen nämlich auch der Rede und Auslegen nicht daſſelbe iſt, ſondern Auslegen iſt ihm Entwikklung des Verſtändniſſes. Allein dies, worin er viele ältere zu Vorgängern hat, verwirrt nur die Sache. Die Ent-

wikklung iſt hier nichts anders als die Darſtellung der Geneſis des Verſtändniſſes, die Mittheilung der Art und Weiſe wie einer zu ſeinem Verſtändniß gekommen iſt. Das Auslegen unterſcheidet ſich von dem Verſtehen durchaus nur wie das laute Reden von dem innern Reden: und käme zum Behuf der Mittheilung noch etwas anderes hinein: ſo könnte dies nur geſchehen als Anwendung der allgemeinen Regeln der Wohlredenheit, aber ohne daß zu dem Inhalt etwas hinzukäme oder etwas ſich daran änderte. Wollen wir indeß Herrn Aſt ſeinen Unterſchied gelten laſſen: ſo könnte es dann wol nur eine dreifache Hermeneutik geben, ſofern es ſo viele Arten gäbe das Verſtändniß zu entwikkeln, aber darauf weiſen ſeine Bezeichnungen weder hin noch werden ſie in dieſem Sinne ausgeführt, ſo weit dies überhaupt geſchieht. Eben ſo wenig aber treffen ſie auch mit ſeinen drei Arten des Verſtändniſſes zuſammen. Denn die Hermeneutik des Buchſtaben, welche die Wort- und Sacherklärungen an die Hand giebt, hat es ſowol mit dem hiſtoriſchen als grammatiſchen Verſtändniß zu thun, mithin bleibt die Hermeneutik des Sinnes und des Geiſtes beide nur für das geiſtige Verſtändniß. Dieſes iſt nun freilich ein zwiefaches, allein ſo unterſcheiden ſich wieder jene beiden Hermeneutiken nicht, daß die eine könnte ausſchließend auf den individuellen Geiſt des Schriftſtellers, und die andere auf den Geſammtgeiſt des ganzen Alterthums gehn. Denn die Hermeneutik des Sinnes hat es nur mit der Bedeutung des Buchſtaben in dem Zuſammenhang einer einzelnen Stelle zu thun, dagegen giebt es auch und zwar in beiden Beziehungen eine geiſtige Erklärung der einzelnen Stelle, ſo daß hier nichts zuſammenzuſtimmen ſcheint. Nur ſoviel iſt klar, daß Wort- und Sacherklärung noch keine Auslegung ſind, ſondern nur Elemente derſelben, und die Hermeneutik erſt mit der Beſtimmung des Sinnes allerdings vermittelſt jener Elemente beginnt. Und eben ſo, daß die Erklärung als Beſtimmung des Sinnes nie richtig ſein wird, wenn ſie nicht die Prüfung an dem Geiſt des Schriftſtellers ſowol als des Alterthums

ausħält. Denn keiner redet oder ſchreibt etwas gegen ſeinen eignen Geiſt außer in einem geſtörten Gemüthszuſtand, und ſo auch in der andern Beziehung müßte man doch erſt nachweiſen, daß der Schriftſteller dem Geiſte nach ein Miſchling ſei, wenn man in einem alten eine Erklärung als richtig annehmen wollte, die anerkannt mit dem Geiſt des Alterthums in Widerſpruch ſteht. Dies ſagt auch Herr Aſt ſelbſt, wo er von der Erklärung des Sinnes redet, daß wer den Geiſt eines Verfaſſers nicht begriffen habe auch nicht im Stande ſei den wahren Sinn einzelner Stellen zu enthüllen, und daß nur der der wahre ſei, der mit jenem Geiſt zuſammenſtimme. Alſo Herr Aſt, wie dreifach er auch ſeine Hermeneutik aufſtellt, giebt uns doch nur eine, die Hermeneutik des Sinnes, indem die des Buchſtaben keine iſt, und die des Geiſtes, ſofern ſie nicht in der des Sinnes aufgehn kann, auch über das hermeneutiſche Gebiet hinausgeht. Hier müſſen wir alſo bei Wolf bleiben aber freilich ſagen, daß wir um dieſe Kunſt an irgend einer Rede vollſtändig zu üben, im Beſiz ſein müſſen nicht nur der Wort- und Sacherklärungen, ſondern auch des Geiſtes des Schriftſtellers. Und dies meint auch wol Wolf ohngefähr, wenn er unterſcheidet eine grammatiſche eine hiſtoriſche und eine rhetoriſche Interpretation. Denn grammatiſch iſt die Wort- und hiſtoriſch die Sacherklärung, rhetoriſch aber gebraucht er gleichbedeutend mit unſerm heutigen äſthetiſch. Sonach wäre dieſes eigentlich nur die Auslegung mit Beziehung auf die beſondere Kunſtgattung, und enthielte nur einen Theil von dem, was Herr Aſt das geiſtige Verſtändniß nennt, inſofern nämlich die verſchiedenen Kunſtformen allerdings mit den Geiſt des Alterthums conſtituiren, und auf jeden Fall hätte er dann wol um unſer äſthetiſch zu erſchöpfen dem rhetoriſchen noch das poetiſche hinzufügen müſſen. Nähme er nun auch noch auf das individuelle oder den beſonderen Geiſt des Schriftſtellers Rükkſicht, ſo erſchöpfte ſich ſeine Hermeneutik in fünf verſchiedenen Interpretationen. Nur würde ich wie richtig auch die Sache ſein möge immer gegen dieſen Ausdrukk prote-

ſtiren, der immer den Schein hervorbringt, als ſeien die grammatiſche und die hiſtoriſche Interpretation jede etwas beſonderes für ſich. Die Theologen haben ſchon dieſe beiden, um die gute Sache zu verſtärken gegen eine ſchlimme, zu einer verbunden, und bedienen ſich des Ausdrukks grammatiſch-hiſtoriſcher Interpretation: ſie thun es aber an und für ſich gewiß mit großem Recht im Gegenſaz gegen eine dogmatiſche und eine allegoriſche Interpretation, als ob dieſe ebenfalls etwas für ſich ſein könnten gleichviel ob richtiges oder unrichtiges. In einen ähnlichen Fehler verfällt auch Herr Aſt, indem er unterſcheidet einen einfachen Sinn und einen allegoriſchen Sinn, welches eben klingt, als ob der allegoriſche Sinn ein doppelter wäre. Iſt aber eine Stelle allegoriſch gemeint: ſo iſt auch der allegoriſche Sinn der einzige und einfache Sinn der Stelle, denn ſie hat gar keinen andern, und wollte ſie jemand hiſtoriſch verſtehen: ſo gäbe er den Sinn der Worte gar nicht wieder, denn er legte ihnen nicht die Bedeutung bei, welche ſie in dem Zuſammenhang der Stelle haben; ſo wie umgekehrt, wenn eine anders gemeinte Stelle allegoriſch erklärt wird. Denn geſchieht dies wiſſentlich: ſo iſt es keine Auslegung mehr ſondern eine Nuzanwendung; wenn aber unwiſſentlich: ſo iſt es eine falſche Erklärung, wie es deren auch ſonſt genug giebt, die aber auch ganz aus denſelben Fehlern entſteht. Man könnte mit demſelben Recht für freimaureriſche und ähnliche Formeln noch eine myſteriöſe Interpretation erfinden, und den myſteriöſen Sinn von dem einfachen unterſcheiden. Hat uns nun ſchon ſeit langem außer der dogmatiſchen Interpretation, mit der es dieſelbe Bewandniß hat wie mit der allegoriſchen, ein Philoſoph noch mit einer moraliſchen beſchenkt: ſo ſteht zu hoffen, daß der endlich das rechte getroffen haben wird, der uns neuerlich erſt eine panharmoniſche erfunden hat. Denn er kann ja wol nichts anders damit gemeint haben, als daß bei einer richtigen Interpretation alle verſchiedenen Motive zu einem und demſelben Reſultat zuſammenſtimmen müſſen. Alle dieſe Neuerungen, als ob es verſchiedene Arten der Auslegung gebe, gleich-

ſam als ob man zwiſchen ihnen wählen könne, wobei es denn gar nicht weiter der Mühe lohnen würde zu reden und zu ſchreiben, ſcheinen freilich urſprünglich nur im Ausdrukk zu liegen; aber es iſt doch leider deutlich genug, daß ſie nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Sache ſelbſt geweſen ſind. Wie ſie nun ihren Grund in dem immer noch chaotiſchen Zuſtand dieſer Disciplin haben, ſo werden ſie auch nicht eher, aber dann gewiß, verſchwinden, wenn die Hermeneutik zu der ihr als Kunſtlehre gebührenden Geſtalt gelangt, und von der einfachen Thatſache des Verſtehens ausgehend aus der Natur der Sprache und aus den Grundbedingungen des Verhältniſſes zwiſchen dem redenden und vernehmenden ihre Regeln in geſchloſſenem Zuſammenhang entwikkelt werden.

5.

Ueber Begriff und Eintheilung der philologiſchen Kritik.*)

Wenn zwiſchen der Wiſſenſchaft und dem Leben wie wir uns auszudrükken pflegen der Streit zwiſchen Theorie und Praxis ſich oft ziemlich ſchroff geſtaltet: ſo finden wir ihn, wenn auch nicht in demſelben Maaße, auf dieſelbe Weiſe auch innerhalb des wiſſenſchaftlichen Gebietes wieder in demſelben Maaß, als die Leiſtungen auf irgend eine Weiſe als Kunſtwerke können angeſehen werden. Hievon geben ſowol die naturwiſſenſchaftlichen als die geſchichtlichen Diſciplinen Beweiſes genug. Daher iſt nichts wünſchenswerther, als wenn diejenigen, welche ſelbſt zu großen Leiſtungen berufen ſind, zugleich auch für die reine Theorie Aufgaben ſtellen, welche nicht nur die Keime zu neuen Leiſtungen entwikkeln, ſondern auch, wenn ſie gelöſt werden, eine feſte Norm darbieten und dadurch das Verfahren ſelbſt regeln und ſicherſtellen.

Wir verdanken unſerm F. A. Wolf ſehr bedeutende Leiſtungen auf dem Gebiet der oben genannten Wiſſenſchaft, theils die er von andern aufgenommen und der Vollendung näher gebracht, theils die von ihm ſelbſt ausgegangen und bis auf einen bedeu-

*) Geleſen in der Sitzung der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe am 20. März 1830. J.

tenden Punkt gefördert worden ſind. Aber die Aufgabe, die er für dieſe Doctrin in ſeinem encyclopädiſchen Aufſaz ſtellt, daß nämlich die Grundſäze, wornach in derſelben verfahren wird, mit philoſophiſcher Genauigkeit aufgeſtellt werden ſollten und könnten, eine Aufgabe, die vielleicht früher gar nicht gefaßt werden konnte, iſt ein befruchtender Keim, der wenn er auf guten Boden gefallen wäre ſchon hoch müßte empor gewachſen ſein, ja nach allen Seiten hin Abſenker getrieben haben. Allein Wolf hat nur die Aufgabe geſtellt und nicht ſelbſt Hand angelegt, ja die Art wie er ſie ſtellte zeigt, daß er nur im Kampf gegen herrſchende geringſchäzige Vorſtellungen ſolche Anſprüche für dieſe Diſciplin geltend machen konnte. Wo aber von philoſophiſcher Genauigkeit die Rede iſt, da muß wol auch die Philoſophie mitwirken oder einwirken wenigſtens. Dieſe aber iſt bei uns noch immer zu ſehr mit ihrem innerſten Leben, mit der Ausbildung der Formen für ihre Principien beſchäftigt, als daß ſie ſo bald ſollte zu ſolchen nach außen gerichteten Thätigkeiten ſich hergeben können. Es ſcheint mir aber, ehe man an eine ſolche Behandlung dieſer Wiſſenſchaft ernſtlich denken kann, iſt noch manches zu berichtigen, was gleichſam zum kleinen Dienſt gehört. Dahin rechne ich nun vornämlich, daß Umfang und Inhalt derſelben genau beſtimmt werde. Dies ſcheint Wolfs Erklärung noch nicht zu leiſten, und die welche Herr Aſt giebt eben ſo wenig. Ich führe dieſen wieder an, weil mir kein anderer Schriftſteller bekannt iſt, der ſeitdem von dieſen Gegenſtänden mit einer philoſophiſchen Tendenz gehandelt hat.

Wolf ſagt, die philoſophiſche Kritik erforſche vornämlich Alter Aechtheit und Authentie der ſchriftlichen Werke, und beurtheile deren originale Richtigkeit, oder ihre bald zufälligen bald vorſäzlichen Verderbniſſe. Herr Aſt faßt kürzer zuſammen, und erklärt die Kritik als Forſchung über die Aechtheit der Schriften, ihrer einzelnen Theile Stellen und Wörter, und freilich läßt ſich auf dieſen Begriff der Aechtheit alles auch in der wolfiſchen Erklärung zurükkführen. Die weitere Verhandlung aber zeigt

bei beiden, am deutlichſten jedoch die wolfiſche, wie ſich die Aufgabe einer genaueren Begriffsbeſtimmung von der andern, nämlich der Eintheilung, nicht trennen läßt. Bekanntlich nämlich iſt man ſchon immer gewohnt die philologiſche Kritik zu theilen in eine höhere und eine niedere. Gäbe es nun keine andere Art der Kritik als die philologiſche, nun ſo könnte man den Begriff beſtimmen, und hernach die Frage aufwerfen, ob hinreichender Grund ſei zu dieſer Theilung, und worin er beſtehe, und dem gemäß das Gebiet entweder ungetheilt laſſen, oder es ſo oder anders theilen nach Maaßgabe der vorangegangenen Begriffsbeſtimmung. Nun aber ſind dieſe beiden Ausdrükke Benennungen von verſchiedenen Operationen, welche unabhängig von einander vorgenommen werden; und wenn es nun noch andere Arten der Kritik giebt: ſo entſteht die Frage, ob dieſe beiden wirklich mit einander genauer verbunden ſind, oder ob nicht vielleicht eine davon einer andern Art der Kritik näher ſteht als der andern Hälfte der philologiſchen Kritik, d. h. ob der leztere Ausdrukk mehr iſt als nur eine willkührliche Zuſammenfaſſung zweier ganz verſchiedenen Thätigkeiten, vielleicht bloß deswegen, weil ſie es beide mit Erzeugniſſen des claſſiſchen Alterthumes zu thun haben. Daß nun der leztere Grund nicht hinreicht die philologiſche Kritik als Eine beſondere Disciplin zu ſezen, deshalb brauche ich mich nur auf das in meiner Abhandlung über die Hermeneutik geſagte zu berufen, indem es hier ebenfalls anwendbar iſt. Es giebt auch in den neuern und den nicht claſſiſchen Sprachen dieſelbe Forſchung, wenn auch nicht ſo häufig, über Alter Aechtheit und Richtigkeit der Schriften; ja auch bei der mündlichen Rede, theils unmittelbar, theils nachdem ſie zur Ueberlieferung geworden, kommen dieſelben Aufgaben vor. Wenn nun bei Wolf außer der philologiſchen noch von einer und zwar vielfach doctrinalen und von einer wahrſcheinlich auch ihr untergeordneten rhetoriſchen Kritik die Rede iſt, die ſich auch unter anderm mit den ſchriftlichen Werken des claſſiſchen Alterthums beſchäftigt, und wenn unter den philologiſchen Wiſſenſchaften ſelbſt Wolf auch eine

hiſtoriſche Kritik aufführt: ſo wäre es ſehr leicht möglich, daß die ſogenannte höhere Kritik mit einer von jenen näher verwandt wäre als mit der niedern, oder dieſe mit einer von beiden näher als mit der höheren. Und alsdann wäre es Unrecht die eine von dem verwandteren zu trennen und ſie mit einem fremderen zu verbinden. Wir können alſo nicht den Begriff der philologiſchen Kritik beſtimmen, ehe wir wiſſen, wie ſich was man höhere und was man niedere Kritik nennt gegen einander verhalten.

Meine beiden Autoren nun ſtimmen hierin nicht zuſammen. Wolf unterſcheidet nach Verfahrungsweiſen. Nämlich die niedere, die er deswegen lieber die beurkundende nennen möchte, belegt ihre Entſcheidungen mit urkundlichen Zeugniſſen; die höhere aber, die er deshalb lieber die divinatoriſche nennen möchte, findet ihre Ergebniſſe mit Hülfe von innern Beweisgründen. Aſt hingegen unterſcheidet nicht nach der Verfahrungsweiſe, ſondern nach dem Gegenſtand. Die Kritik, welche die Aechtheit einzelner Stellen und Wörter erforſcht, nennt er die niedere; die aber, welche es mit ganzen Schriften und mit Theilen derſelben zu thun hat, nennt er die höhere. Beides iſt offenbar nicht daſſelbe, ſondern beide Eintheilungen kreuzen ſich; jede der wolfiſchen kann angewendet werden bei beiden aſtiſchen, und jede der aſtiſchen wird beide wolfiſchen in Anſpruch nehmen. Wenn anders die aſtiſche eine wirkliche Eintheilung iſt, denn ſind nicht Stellen und Wörter auch Theile einer Schrift? Und wenn anders, möchte ich hinzufügen, auch die wolfiſche eine iſt. Denn da Wolf ſelbſt ſagt, beide Gattungen arbeiteten ſelten allein, und das meiſte ſo wie auch das ſicherſte ſei eine aus beiden zuſammengeſezte Kritik: ſo ſcheint er mehr verſchiedene Elemente deſſelben Verfahrens — ſo daß es nur zufällig geſchehen kann, daß bei einer kritiſchen Aufgabe nur das eine und nicht auch das andere vorkomme — als wirklich zwei verſchiedene Gattungen oder Arten beſchrieben zu haben. Herr Aſt hingegen hat für daſſelbe aus beiden wolfiſchen Elementen zuſammengeſezte Verfahren mehr zwei

Felder von verſchiedener Größe beſchrieben, als daß er die Kunſt ſelbſt getheilt hätte. Ich bin aber weit entfernt deshalb den Unterſchied zwiſchen niederer und höherer Kritik als zwei wirklich verſchiedenen Zweigen derſelben Kunſt aufheben zu wollen. Denn dieſer iſt viel zu allgemein anerkannt, als daß ihm nicht etwas wahres zum Grunde liegen ſollte. Eben ſo wenig kann ich glauben, daß meine beiden Schriftſteller dieſe Wahrheit ganz ſollten verfehlt haben. Vielmehr bin ich gern damit einverſtanden, wenn man ſagt, daß beide gut genug zuſammenſtimmen, ihre Benennungen aber nur a parte potiori hergenommen hätten. Unter niederer und höherer Kritik hätten beide daſſelbe gedacht, Aſt habe ihr kleinere Stellen und Wörter angewieſen, weil eben Wolfs beurkundende Kritik am meiſten über Auslaſſungen Zuſäze und Veränderungen aus Verirrungen der Hand oder des Auges entſcheide, und Wolf habe die Kritik, welche über die Aechtheit ganzer Werke und großer Abſchnitte derſelben entſcheide, die divinatoriſche genannt, weil nur innere Gründe und die richtige oft ſehr verwikkelte Gegeneinanderſtellung vieler geſchichtlichen Momente hier über Aechtheit und Unächtheit entſcheiden. Nur daß eine Eintheilung, die ſo gemacht iſt, wenig verſpricht für die philoſophiſche Genauigkeit der Behandlung. Denn beide Begriffe bleiben doch ſchwankend, da es nicht fehlen kann, daß es Fälle giebt, die der eine zur niedern Kritik rechnet, der andere aber zur höheren; und wenn ſie nun ſo ſchwankend den höheren Begriff der philologiſchen Kritik conſtituiren: ſo kann es um dieſen auch nicht am beſten ſtehn.

Will ich nun doch lieber es noch weiter mit meinen beiden Führern verſuchen, als für mich allein faſt auf Gerathewohl eine neue Begriffsbeſtimmung von vorne anlegen: ſo kommt mir zum guten Glükk noch zweierlei zu Hülfe. Die philologiſche Kritik nämlich muß doch in einem beſtimmten Verhältniß ſtehen zu den beiden Diſciplinen, mit welchen Herr Aſt ſie in ſeinem Lehrbuch zuſammenfaßt, und mit denen ſie bei Wolf das Organon der Alterthumswiſſenſchaft bildet; dann aber muß ſie doch auch irgend-

wie als Kritik daſſelbe ſein mit der doctrinalen Kritik und der hiſtoriſchen Kritik, welche in dem wolfiſchen Cyclus ebenfalls vorkommen. Doch läßt mich auch Herr Aſt hier nicht ganz im Stich, denn er ſchließt die Kritik zunächſt an die Würdigung der Schriften des Alterthums im ganzen und einzelnen, und dieſe Würdigung, die er, nur weil ſie durch dieſelbe bedingt iſt etwas ſonderbarer Weiſe, mit zur Hermeneutik rechnet, iſt nichts anderes als Wolfs doctrinale Kritik. Wenn ich nun dieſe zu Hülfe nehmen will, um nur vorläufig zu beſtimmen, ob etwas und was die philologiſche Kritik mit dieſer gemein hat: ſo habe ich es freilich mit einem vielleicht noch eben ſo wenig zum Behuf eines philoſophiſch genauen Verfahrens gehörig beſtimmten Begriff zu thun; indeß glaube ich wenigſtens nicht aus Bequemlichkeit zu fehlen, wenn ich einigermaßen an Herrn Aſt mich anſchließend ſage, dieſe Kritik ſei die Würdigung eines Werkes in Bezug auf ſeinen Gattungsbegriff. Ich ſage abſichtlich einigermaßen: denn was Herr Aſt als Würdigung des Geiſtes einer Schrift aufſtellt, und zwar in einer dreifachen Abſtufung des relativen nationalen und unbedingten, ſcheint weit mehr zu umfaſſen; demohnerachtet aber glaube ich, daß bei einem richtigen Gebrauch meiner Erklärung ſie für alles ausreichen wird, was Herr Aſt meint, und daß auch Wolf nicht viel dagegen einwenden würde. Iſt der Gegenſtand dieſer Kritik ein Werk der ſchönen Redekunſt: ſo gebührt das Geſchäft der rhetoriſchen oder äſthetiſchen Kritik; ſonſt gehört es den andern Doctrinen. Aber dieſelbe Kunſt verbreitet ſich dann auch und zwar ohne Unterſchied der Sprache weiter über die ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Compoſitionen, ja auch über die Werke der bildenden und mimiſchen Künſte. Ja ich könnte ſagen noch weiter als über die Werke, auch über die Thaten, ſo daß alle politiſche und ethiſche Würdigung eines in ſich abgeſchloſſenen ganzen unter denſelben Begriff gehörte. Aber ich fürchte, die Antwort, was dieſer Kritik mit unſerer philologiſchen gemein ſei, wird nur immer ſchwieriger, je größer uns dieſes Feld erſcheint. Indeß wenn wir dabei

ſtehn bleiben, daß doch auch alle Werke des Alterthums Gegenſtände für dieſe doctrinale Kritik ſind: inwiefern ſind denn, wenn wir doch von etwas gemeinſamem ausgehn wollen, dieſelbigen auch Gegenſtände der philologiſchen Kritik? Offenbar ſind es die Werke ſelbſt gar nicht; denn ſobald wir überzeugt ſind, daß wir das Werk ſelbſt vor uns haben, hört die philologiſche Kritik auf, die höhere ſowol als die niedere. Und wenn jemand etwas verdächtig finden wollte oder gar ändern, weil er glaubte etwas dem Gattungsbegriff des Werkes angemeſſeneres an die Stelle ſezen zu können: ſo wäre dies eine Ueberſchreitung der Grenzen der philologiſchen Kritik, und ein Uebergang in die doctrinale. Die philologiſche hat es daher nur mit der Schrift im äußerlichen Sinn zu thun, und es kommt nur darauf an, ob ihr Verfahren mit dieſer ſich auch auf einen ähnlichen Begriff zurükführen läßt. Dieſes nun ſcheint nicht ſchwierig, und die Aufgabe würde auszudrükken ſein als die Würdigung der Schrift in Bezug auf die Treue; denn das iſt der Begriff der Schrift, daß man das Wort, gleichviel ob äußerlich geſprochen, gleichviel ob einzeln oder in großem Zuſammenhange, daraus vollſtändig muß herſtellen können. Und auch für eine Urſchrift gilt dieſelbe Aufgabe und dieſelbe Art ſie zu löſen wie für die Abſchriften, denn auch jene kann durch Schreibfehler aller Art entſtellt ſein. Nur wie die Sachen jezt liegen in Bezug auf die Schriften des Alterthums werden wir wol ſagen müſſen, daß der geſammte Vorrath von Abſchriften eines Werks als Repräſentant der Urſchrift Gegenſtand der Würdigung ſei. Denken wir uns nun dieſe durch alles einzelne durchgeführt, und überall das getreue angegeben: ſo werden wir damit einen großen Theil der Aufgabe der philologiſchen Kritik beſchrieben haben. Auch ſehen wir hieraus gleich nach Maaßgabe wie der Stoff in einer Maſſe von Copien deſſelben Werkes vor uns liegt, eine ſecundäre Aufgabe ſich entwikkeln, nämlich die Copien ſelbſt in verſchiedene Abtheilungen zu bringen, je nachdem ſie ſowol was den Grad als auch die Art und Weiſe der Treue und Untreue betrifft ſich mehr oder weni-

ger von einander entfernen. So können wir auch das Verhältniß dieſer kritiſchen Thätigkeit zu der hermeneutiſchen ſowol als der grammatiſchen auf eine ziemlich einfache Formel bringen. Um nun bei der lezten anzufangen: ſo iſt offenbar, daß die Grammatik vorausgeſezt wird bei der Ausübung der Kritik. Denn jede Schrift will ſchon als öffentliche Rede dafür angeſehn ſein, daß ſie den Geſezen der Sprache folge, und wo wir alſo etwas dieſen offenbar widerſprechendes finden, werden wir die Treue der Copie in Anſpruch nehmen. Eben deshalb nun ſcheint mir nicht, daß man beurkundende Kritik und divinatoriſche in dem Sinne wie Wolf beide Ausdrükke nimmt ſo beſtimmt von einander trennen könne, da wir ja den Werth der Urkunden großentheils nur nach ihrer grammatiſchen Angemeſſenheit ſchäzen können, und dieſes doch immer innere Gründe ſind, ſo daß die beurkundende Kritik ſich ſelbſt wieder auf die divinatoriſche bezieht und dieſe vorausſezt. Gründet ſich nun aber auf der einen Seite das kritiſche Urtheil auf die ſchon erworbene Sprachkunde: ſo iſt eben ſo offenbar, daß die Sprachkunde zum großen Theil erworben worden iſt durch den Umgang mit eben den Urkunden, welche der Gegenſtand der kritiſchen Thätigkeit ſind. Kann es nun geſchehen ſein, wie der Fall denn genug zu Tage liegt, daß gewiſſe grammatiſche Säze ſich gebildet und Glauben erworben haben auf den Grund von ſchlechteren Urkunden, weil die beſſeren damals noch nicht aufgedekkt waren: ſo wird die Grammatik auch ihrerſeits wieder auf die Kritik zurükkgehn, und im einzelnen bedeutend verbeſſert werden können, wenn die Urkunden richtig gewürdigt und vollſtändig benuzt werden. Es findet alſo ein unverkennbares Wechſelverhältniß ſtatt zwiſchen philologiſcher Kritik und Grammatik, indem beide von einander abhangen und beide ſich gegenſeitig fördern. Was aber das Verhältniß unſerer Kritik zur Hermeneutik betrifft: ſo leuchtet wol ein, daß die kritiſche Thätigkeit die beſtändige Begleiterin der hermeneutiſchen iſt, ſo jedoch daß wir ſagen müſſen, im ganzen gehe die hermeneutiſche voran, und die kritiſche entſtehe erſt mit den Schwie-

rigkeiten, durch welche die hermeneutiſche ſich gehemmt fühlt. Nur dann kann ſcheinen der umgekehrte Fall einzutreten, wenn eine Schrift ſich für etwas ganz unwahrſcheinliches ausgiebt; dann iſt das kritiſche Intereſſe das erſte. Tritt ein ſolcher Fall ein, dann ordnet ſich, bis der Thatbeſtand vollkommen überſehen werden kann, das hermeneutiſche Verfahren ganz dieſem kritiſchen unter. Aber freilich iſt dies grade ein Fall, der in unſerer vorläufigen Erklärung nicht enthalten iſt, ja ſo ganz aus derſelben herausgeht, daß wir es hier gar nicht mehr mit den Abſchriften zu thun zu haben ſcheinen; ſondern überall, wo ſich eine Schrift für etwas ausgiebt was ſie nicht iſt, oder ein Complexus von Gedanken als Theil einer Schrift erſcheint, der er nicht angehört, haben wir es mit den Werken ſelbſt zu thun, nur in einer andern Hinſicht als die doctrinale Kritik. Nun liegen aber grade auf dieſem Gebiet die größten Aufgaben und die größten Triumphe der höhern Kritik, und es iſt beinahe zu befürchten, daß Herr Aſt mit ſeiner Art höhere und niedere Kritik zu ſondern Recht behalten, unſere bisherige Erklärung aber nur für die niedere Kritik gelten wird, und wir mithin auch noch nicht auf dem Wege ſind, eine befriedigende Erklärung der philologiſchen Kritik als Einheit zu finden, welche ſich dann leicht in höhere und niedere ſpalten ließe. Hiezu kommt noch, daß in unſerer Erklärung auch die eigentliche Verbeſſerungskunſt nicht mit enthalten iſt, für die es auch gewiß im Gebiet der doctrinalen Kritik keine Analogie giebt, und die wir doch von der philologiſchen Kritik nicht gänzlich als etwas anderes und eigenes abſondern können.

Kommen wir nun mit dieſer Analogie nicht weiter als das bisherige: ſo möchte es gerathen ſein, daß wir uns nach einer andern Art der Kritik umſehen, von welcher auch ſchon beiläufig die Rede geweſen iſt, nämlich der hiſtoriſchen Kritik. Dieſer Ausdrukk iſt freilich wol noch nicht vollkommen wiſſenſchaftlich zu einem genau beſtimmten Werth ausgeprägt, und wenn wir gleich eine Menge vortrefflicher Leiſtungen auf dieſem Gebiet beſizen, darum auch wol mein Autor ſich gar nicht weiter darüber

ausgelaſſen hat: ſo fehlt viel, daß es ausgemeſſen und eingetheilt ſein ſollte, und noch weniger iſt es auf Regeln gebracht. Ich glaube indeß nicht was die Sache betrifft weit zu fehlen, wenn ich darunter die Kunſt verſtehe aus Erzählungen und Nachrichten die Thatſachen auszumitteln. Es gehört dazu keinesweges nur Täuſchung und Irrthümer von der Wahrheit zu ſondern: auch das, was des Erzählers Urtheil und Zuthat iſt, von der eigentlichen Wahrnehmung, und den Reflex, der aus ſeiner Art afficirt zu ſein auf die Zeichnung fällt, von der Zeichnung ſelbſt. Unter dieſe Formel aber können wir alle Aufgaben der philologiſchen Kritik über Aechtheit von Werken und Theilen derſelben zu entſcheiden ohne weiteres ſubſumiren. Giebt ſich eine Schrift für ein Werk des Platon oder des Cicero an: ſo iſt dies eine Erzählung, die wir in ihren einzelnen Theilen zu prüfen und mit andern verwandten zu vergleichen haben, um die eigentliche Thatſache auszumitteln, ob ſie das ſei wofür ſie ſich ausgiebt oder was ſonſt, und dann wann und wo entſtanden und wo möglich wie zu dem falſchen Ruf gelangt. Daſſelbe gilt nun auch von einzelnen Theilen größerer ganzen in ſehr verſchiedenen Abſtufungen. Eine Rolle, welche mehrere Werke unter dem Namen deſſelben Schriftſtellers enthält, iſt eine Erzählung, daß dieſe Werke demſelben Verf. angehören, aus der nun die eigentliche Thatſache, ob die einzelnen Theile den Namen mit demſelben Rechte tragen u. ſ. w., erſt muß ausgemittelt werden. Eben ſo aber iſt auch die Abſchrift eines einzigen Werkes eine Erzählung der Thatſache, daß der genannte dieſen Complexus von Gedanken ſo ausgedrükkt und in ſolcher Folge niedergeſchrieben habe oder zum Niederſchreiben geſprochen, und das eigentliche Verhalten dieſer Thatſache iſt dann auszumitteln bis auf den Grad von Continuität, wenn man will und kann, der bei der Compoſition obgewaltet. Aber es ſcheint, daß wir nicht nur den einen Theil der philologiſchen Kritik aus dieſer Formel, welche der hiſtoriſchen Kritik eignet, am beſten verſtehn, den andern aber von dieſem getrennt in der zuerſt aufgeſtellten Analogie mit der

doctrinalen Kritik laſſen müſſen; vielmehr können wir jenen auch hier unterbringen, indem auch die Abſchriften als ſolche Erzählungen ſind von der Folge von Sprachelementen, in welche ein Autor ſein Werk äußerlich geſtaltet; und nun findet hier auch die Verbeſſerungskunſt ihren Ort, denn jede Emendation will ja nichts anders ſein als die aus den Ausſagen mittelbar oder unmittelbar hergeſtellte urſprüngliche Thatſache. Dieſe erſcheint uns nun als ein nothwendiger Theil, als die eigentliche Vollendung der zuerſt aufgeſtellten kritiſchen Aufgabe; und die Frage, Ob ein kritiſcher Herausgeber auch emendiren ſoll, oder ob ſein Text nur ſein ſoll die Geſammtheit ſeiner Urtheile über die Treue der Handſchriften, dieſe zu verſchiedenen Zeiten ſo verſchieden beantwortete Frage iſt keine Frage über die Grenzen der Kritik, ſondern nur über die Grenze der Edition. Und die jezt wie es ſcheint wieder überwiegende Verneinung gründet ſich theils darauf, daß da, wo Subſtitutionen nothwendig ſind, gewöhnlich auch mehrere möglich ſind, und dieſes ungewiſſe mit dem weit gewiſſeren Ergebniß der Copien nicht dürfe vermiſcht werden: eine Maxime, von welcher aus mehrere vermittelnde Zwiſchenmaaßregeln ſich ergeben, die auch oft ſind eingeſchlagen worden. Theils hat dieſe Enthaltſamkeit ihren Grund darin, daß die Edition doch ſelbſt in die Claſſe der Copien d. h. der Erzählungen gehöre, wie denn grade dieſes die meiſte Noth mache, daß auch die alten Handſchriften nicht ſelten ſchon Ausmittelungen ſein wollten und Subſtitutionen aufnehmen, welchen nichts gegebenes zum Grunde lag. Darum müſſe man dieſe Geſchäfte ſondern, indem das andere, die Thatſache auszumitteln, nur in Verbindung mit dem hermeneutiſchen Geſchäft möglich ſei, vor welchem und nicht in welchem der Herausgeber ſeine Stellung zu nehmen habe. Die bejahenden werden natürlich ſagen, daß nur derjenige, welcher am meiſten in der Vergleichung der Handſchriften geübt ſei, auch am beſten ſubſtituiren werde, und daß doch auch in der bloßen Abſchäzung der Richtigkeit des vorhandenen auf Sinn und Zuſammenhang d. h. auf die hermeneutiſche Thä-

Es bleibt nun nur noch die Frage übrig, ob, die Sache ſo betrachtet, der Unterſchied zwiſchen niederer und höherer Kritik ein wirklich theilender iſt, und wie dann zu faſſen. Hier nun will ich meinen alten Gang verfolgen und zu der Differenz zwiſchen meinen beiden Führern zurükkehren. Wenn durch eine kritiſche Operation ausgemittelt wird, eine Schrift oder ein Abſchnitt einer Schrift habe einen andern Urheber als den bisher dafür ausgegebenen: ſo nennt dies jedermann eine Operation der höheren Kritik; faſt immer wird darin divinatoriſches und beurkundendes in verſchiedenem Verhältniß gemiſcht ſein. Wenn aber ein kleiner Saz nachgewieſen wird als ein Gloſſem, ja wenn eine Leſeart erkannt wird als eine auf keiner Autorität beruhende Correction: iſt nicht in beiden Fällen das Verhältniß daſſelbige, nämlich die Ausmittelung eines andern Urhebers? und kann es in dem einen auf einem andern Wege erlangt ſein als in dem andern? Dies dürfte ſich ſchwerlich behaupten laſſen, mithin nach Theilen Stellen und Wörtern können wir nicht theilen. Faſt aber könnten wir die obige Theilung geltend machen in eine Kritik, die es mit den Werken das heißt dem Gedankengehalt zu thun hat, und die es mit den Abſchriften d. h. dem Bezeichnungsgehalt zu thun hat, und dies als den eigentlichen Sinn der Unterſcheidung zwiſchen höherer und niederer Kritik anſehn. Aber doch nur faſt, denn der lezte Fall ſchien doch den andern gleichartig, und würde doch in den meiſten Fällen nur den Bezeichnungsgehalt betreffen. Das Faſt will nun freilich unſerer Abſicht nicht genügen, es ſcheint aber wenn wir es nicht wollen gelten laſſen, werden wir die Theilung gar nicht aufrecht halten können, denn welche Operation der philologiſchen Kritik ließe ſich nicht darauf zurükführen verſchiedene Urheber zu unterſcheiden. Ein einziger Verſuch ſcheint mir noch übrig zu ſein. Nämlich im eigentlichen Sinne des Wortes iſt nur Urheber, wer etwas mit Wiſſen und Willen hervorbringt, eine Menge aber von Aufgaben für die philologiſche Kritik bezieht ſich auf ohne Wiſſen und Willen irgend jemandes entſtandenes. Aber auch dieſe

bleiben keineswegeſ bei Worten oder einzelnen Säzen ſtehn, welche ausgelaſſen oder eingeſchaltet werden, ſondern auch größere Abſchnitte können leicht, wo ſie als Fragmente vorkommen, durch einen bloßen Schreibfehler einem falſchen Autor zugeſchrieben werden. Nur freilich, ob das eine oder das andere der Fall ſei, weiß man nicht im voraus, ſondern es ergiebt ſich gewöhnlich erſt aus der Unterſuchung. Wollen wir aber durch die Eintheilung doch verſchiedene Operationen unterſcheiden, die ihre eignen Regeln haben: ſo müſſen wir nicht auf das Ende ſondern auf den Anfang ſehen. Sonach würden wir ſagen, Ueberall wo von der Vorausſezung ausgegangen wird, daß ſich zwiſchen das urkundlich vorliegende und die urſprüngliche Thatſache eine willkührliche Handlung geſtellt und die Uebereinſtimmung des erſten mit der lezten alterirt habe, da befinden wir uns in dem Gebiet der höhern Kritik und haben nach den Regeln derſelben zu verfahren, wobei die höchſte Aufgabe iſt, die dazwiſchen getretene Handlung ſelbſt ſo genau als möglich zu beſtimmen, und Grund und Abſicht der Verfälſchung und einen Hergang bei derſelben zur Darſtellung zu bringen. Denn nur, wenn wir die wirkliche Thatſache grade ſo, wie ſie auf die urſprünglichſte Weiſe urkundlich hätte mitgetheilt werden können, anſchaulich vor uns haben, können wir ſagen, daß die Aufgabe im Sinn der hiſtoriſchen Kritik vollkommen gelöſt ſei. Gehen wir hingegen von der Vorausſezung aus, daß nur unwillkührliche Handlungen die Differenz hervorgebracht haben: ſo verſiren wir im Gebiet der niederen Kritik; aber auch hier kommt es darauf an die Handlung beſtimmt anzugeben, und ſie als Geſchichte zur Anſchauung zu bringen.

Ich würde hier abbrechen, wenn mir nicht noch die unbequeme Frage vorſchwebte, ob ſich denn die Theorie nicht auch noch die Krone aufſezte, Regeln anzugeben, von welcher Vorausſezung man ausgehen müſſe in den verſchiedenen Fällen, oder ob dieſes das ſchlechthin divinatoriſche bleibe, wofür ſich keine Grundſäze angeben ließen. Und wiederum wenn es auch hiefür

tigkeit müſſe zurükkgegangen werden, ſo daß man deutlich ſieht, wie die verſchiedenen Maximen ſich auf die verſchiedenen Momente der hier entwikkelten Verhältniſſe beziehen.

Können wir nun die ganze philologiſche Kritik unter den Geſichtspunkt der hiſtoriſchen zuſammenfaſſen und nur als ein beſonderes Gebiet derſelben anſehn: ſo würde das ganze wie es ſcheint ſo zu ſtellen ſein. Unſer ganzer claſſiſcher Apparat iſt dann die Erzählung, aus welcher wir die urſprüngliche Thatſache, nämlich die Entſtehung und Beſchaffenheit der ſchriftlichen Werke des claſſiſchen Alterthums auszumitteln haben, und dieſes allein ſcheint mir die einfache und zugleich vollſtändige Beſchreibung der philologiſchen Kritik zu ſein, aus welcher ſich auch ſo manches noch ohne Weitläuftigkeit entwikkeln läßt, was Wolf in ſeiner diffuſen und eben deshalb unzureichenden Erklärung übergangen hat. Soll jemals die Rede davon ſein die Grundſäze, von denen die Kritiker bei ihrer Ausübung geleitet werden, wenn wirklich ihre Operationen mit demſelben Recht divinatoriſch heißen, mit welchem auch behauptet werden kann, daß ſie nicht Ahndungen ſondern wirklich Grundſäzen folgen, mit philoſophiſcher Genauigkeit zu entwikkeln: ſo dürfte dies wol nur im Zuſammenhang mit den Principien der hiſtoriſchen Kritik im allgemeinen geſchehen können, und indem die literariſche Thatſache zwar in ihrer beſonderen Beſchaffenheit aber doch immer mit Beziehung auf das allgemeine Verhältniß zwiſchen Thatſache und Erzählung betrachtet wird. Ich wollte, ich könnte es hier umgehen, daß ich die urſprünglich aufgeſtellte Analogie zwiſchen der philologiſchen und der doctrinalen Kritik ganz ſcheine fahren gelaſſen zu haben, um jene ganz unter die hiſtoriſche zu ſtellen; denn ſoll ich mich darüber rechtfertigen: ſo muß ich mich noch weiter von meinem Gegenſtand entfernen, um den Ausdrukk Kritik in ſeinem weiteſten Umfang zu betrachten. Die Tripartition, doctrinale philologiſche hiſtoriſche Kritik, haben wir nicht abgeleitet ſondern nur aufgenommen, und aus dem bisherigen würde folgen, daß die philologiſche kein gleich ſelbſtändiges Glied

wäre wie die andern beiden, ſondern ſchillernd bald dem einen ſich aſſimilire bald unter das andere ſich ſubſumiren laſſe. Laſſen wir dies einſtweilen gelten, und fragen wir, wie es denn um die übrigbleibende Theilung zwiſchen doctrinaler und hiſtoriſcher Kritik ſtehe: ſo iſt das Verhältniß, welches wir für jene zum Grunde legten, doch nicht ſo zu faſſen, daß die Gattungsbegriffe etwas äußerlich gegebenes wären, vielmehr ſind ſie als ſolche nirgend, ſondern ſie ſind nur ein innerlich gegebenes als Richtungen und Typen der Production. Aber was ſind ſie ſo betrachtet anders als die eigentlichſte innerſte Thatſache, und die einzelnen Werke ſelbſt ſind nichts anderes als Erzählungen von dieſer Thatſache, Erſcheinung oder Wiederſchein derſelben in einem einzelnen. Und ſo läßt ſich die doctrinale Kritik ebenfalls in die hiſtoriſche auflöſen. Aber daſſelbe begegnet dann derjenigen hiſtoriſchen, die wir bis jezt betrachtet haben, auch. Denn zu den einzelnen Thatſachen im Leben einer Nation giebt es auch ein gemeinſames inneres, nämlich den eigenthümlichen Lebenstypus ſelbſt, von welcher innern That die einzelnen Lebensmomente ſelbſt wieder nur Erzählungen ſind. In dieſe Formel läßt ſich dann alles, was wir irgend im wiſſenſchaftlichen Sinne des Wortes Kritik nennen, zuſammenfaſſen, dieſe hat aber auch eine ſolche Allgemeinheit, daß wir leicht ſehen, es giebt nur außer der kritiſchen Thätigkeit noch eine nämlich die productive in eben ſo mannigfaltigen Abſtufungen, und beide in ihrer Beziehung auf einander conſtituiren das ganze geiſtige Leben. Die kritiſche aber iſt nur um ſo mehr doctrinal oder hiſtoriſch, um ſo mehr divinatoriſch oder urkundlich, als das urſprüngliche, welches ſie aus dem abgeleiteten herſtellt, ſeiner Natur nach auch wieder als ein abgeleitetes erſcheinen und als einzelnes vollkommen beſtimmt gegeben werden kann oder nicht. Und ſo erſcheint denn natürlich, daß auch die philologiſche Kritik, die ein eignes ganzes nur iſt in einem poſitiven Sinne in Bezug auf einen als einzeln gegebenen geſchichtlichen Zuſammenhang, theils mehr das eine iſt theils mehr das andere.

Regeln gebe, ob dieſe dann zu einer von beiden Arten der Kritik gehörten ohne Unterſchied beider, oder ob ſie ein drittes Gebiet bildeten. Das leztere Dilemma ſcheuend würde ich kein Bedenken tragen zu ſagen, dies gehöre mit zu der Anwendung der Regeln, welche ſelbſt nicht wieder unter Regeln zu bringen ſei, wie das der Fall iſt bei allem was wir in dem höheren Sinne des Wortes Kunſt nennen. Aber freilich verhält es ſich anders damit, wenn in jedem Fall die Richtung auf ein kritiſches Verfahren erſt eintreten ſoll, wenn eine hermeneutiſche Schwierigkeit ſich einſtellt, oder wenn die Verſchiedenheit der Handſchriften eine Wahl nothwendig macht, und anders, wenn von der Vorſtellung des Geſammtzuſtandes der alten Literatur die kritiſche Richtung immer von Anfang an die hermeneutiſche begleitet. Wenn lezteres vielleicht bei reizbarer Ungeduld den kritiſchen Vorwiz erzeugt: ſo iſt es das einzige Mittel ein richtiges kritiſches Gefühl auf dem Wege der Beobachtung zu entwikkeln, wogegen bei jenem es immer eine Sache des Zufalls bleibt, ob die Aufgaben geſehen werden oder nicht, und dann aus Mangel an kritiſcher Vorübung die kritiſche Willkühr in allen Beziehungen eintritt.

VI.

Zur Geſchichte der Philoſophie.

Unterſuchung über den Philoſophen Hippon. Geleſen in der Sizung der philoſophiſchen Claſſe am 14ten Februar 1820.

Ueber den Philoſophen Hippon. *)

Mehrere alte Schriftſteller erwähnen nach Ariſtoteles eines Mannes dieſes Namens theils theologiſcher theils phyſiologiſcher Behauptungen wegen. Allein dies geſchieht auf ſo verſchiedene Weiſe, und das wenige von ihm gemeldete bildet ſo wenig ein ganzes, daß deshalb ſeine ganze Stellung in der Geſchichte der Philoſophie noch ſehr unzuverläſſig iſt, und eine neue Unterſuchung, wenn ſie nur einige feſte Punkte giebt, und zeigt was wir wiſſen können und was nicht, ſchon etwas erſprießliches wäre.

Die erſte Frage iſt nun, ob alle, welche des Hippon erwähnen, denſelbigen meinen, welches, da ſowol ſein Vaterland verſchieden angegeben wird, als auch die Urtheile ſehr verſchieden ſind, noch nicht als entſchieden angeſehen werden kann. Eines will ich hier gleich abthun. Antigonus Caryſtius **) nämlich führt von Hippon ein Buch an *περὶ τῶν λεγομένων τόπων φθείρειν τὰ εμπίπτοντα*, welches, iſt der Name anders richtig (Voſſius will Hippys leſen), offenbar ein anderer und weit ſpäterer ſein muß.

---

*) Geleſen in der Sizung der philoſophiſchen Claſſe am 14. Februar 1820. J.

**) S. Fabr. bibl. gr. II. p. 658. Harl.

Ariſtoteles in beiden Stellen de anim. I, 2 und Metaph. I, 3 giebt das Vaterland des Hippon gar nicht an; ebenſowenig Plutarch adv. Stoic. p. 1075 und Aelian Var. Hist. II, 31. Alex. Aphrod. und Simplicius zu den angeführten Stellen; auch Nemesius de nat. hom. c. 2 nicht. Allein Sext. Emp. Pyrrh. III, 430. und Pseudo-Orig. philos. ep. XVI. nennen ihn Ῥηγῖνος. Dagegen Clemens Alex. Adh. p. 20. Μήλιος, und Cenſorinus einen Metapontiner, mit Anführung, daß Ariſtoxenus ihn einen Samier genannt. Man ſollte nun meinen, Cenſorin müſſe noch eine beſſere Autorität gehabt haben für jene Behauptung. Man ſieht aber aus dieſer Stelle deutlich, es ſei derſelbe Mann von einigen für einen Großgriechen, von andern für einen Kleinaſiaten gehalten worden, und dann kann man ſich wol leicht denken, wie auch Rhegium oder Metapont und Melos oder Samos ſind zweifelhaft geworden; zumal die Schriften des Mannes zeitig müſſen verloren gegangen ſein. Denn nicht nur Simplic. ſagt ſchon von ihm: ὃς δοκεῖ καὶ ἄθεος γεγονέναι *) und: ὡς εἰκὸς οὕτως ἐνόμισεν **), ſondern auch Alex. Aphrod. ad Metaph. I. ſagt ſchon, Hippon narratur. Die Identität geht aber auch ganz einfach aus folgender Combination hervor. Seine Meinung über die Seele und ſeine Theorie vom thieriſchen Samen, welche dem Rheginer beigelegt wird, hangen offenbar zuſammen unter ſich und mit ſeiner Annahme, daß das ὕδωρ ἀρχή ſei. Wo Ariſtoteles jene anführt, nennt er ihn φορτικός und Simplic. ſucht den Grund hievon in dem Atheismus, den Clemens dem Melier beilegt. Alſo wird daſſelbe von dem Aſiaten und dem Großgriechen geſagt. Auch Nemeſius, der die Grundmeinung, die Seele ſei Waſſer, von ihm anführt, ſagt geradezu Ἵππων ὁ φιλόσοφος. Er hat alſo nur Einen als Philoſophen gekannt.

Daß nun dieſer ihn φιλόσοφος nennt, Ariſtoteles aber ihn als einen φορτικός nicht unter die Philoſophen zu ſezen wagt,

---

*) ad Phys. p. 6. **) in Arist. de anim. 8.

beweiſt freilich eine ſehr verſchiedene Schäzung, über deren Grund aber erſt, wenn alles vor Augen liegt, Vermuthungen aufgeſtellt werden können.

Nun aber erſcheinen freilich auch in dem, was von ihm angeführt wird, Widerſprüche. Simplic.*) nämlich ſagt, er habe wie Thales das Waſſer als ἀρχή geſezt. Dieſes modificirt Alex. Aphrod. ſo, den Nachrichten zufolge habe er das feuchte unbeſtimmt als Princip geſezt, nicht erläuternd, ob er Waſſer darunter verſtehe oder Luft. Origenes dagegen ſchreibt ihm zwei Principien zu, Waſſer als das kalte, Feuer als das warme. Und Joannes Diaconus in ſeinen allegor. zum Hesiodus ad v. 116. ſagt gar die Erde. Das leztere könnte man nun als ganz widerlegt anſehen durch Ariſtoteles, welcher behauptet, kein Philoſoph habe die Erde als ἀρχή geſezt, wenn nur Ariſtoteles den Hippon als einen Philoſophen conſtituirt hätte. Allein man ſollte doch meinen, er würde ihn, da er ihn auch nicht beſtimmt ausſchließt, als Ausnahme ähnlich angeführt haben. Alſo muß man wol glauben, daß hier nicht von der urſprünglichen, ſondern nur von einer abgeleiteten Erzeugung, wozu die γῆ das Princip iſt, die Rede iſt. Des Origenes Ausſage von zwei Principien iſt aber ohnedies nicht genau. Denn er ſezt unmittelbar darauf hinzu, das Feuer ſei aus dem Waſſer erzeugt und habe dieſes hernach beſiegt. Das erzeugte iſt aber nicht in demſelben Sinn ἀρχή, als das erzeugende. Auch Sext. Emp.**) ſagt zwar, Ἵππων πῦρ καὶ ὕδωρ. Allein da er es in Verbindung ſezt mit dem xenophaniſchen πάντες γὰρ γαίης καὶ ὕδατος ἐκγενόμεσθα: ſo ſcheint auch hier nicht die urſprünglichſte Erzeugung ſondern vielleicht nur die des einzelnen Lebens, womit auch Hippon am meiſten zu thun hatte, gemeint zu ſein. Alſo bleiben wir zwiſchen den Ausſagen des Simplic. und des Alex. Da nun die leztere die beſtimmtere iſt, und die erſtere um ſo

*) ad Phys. p. 6.

**) adv. math. IX. 361. cf. Pyrrh. hyp. III. 4. 30.

mehr nach dieſer gedeutet werden kann, als zumal bei einem Ariſtoteliker nach Ariſtot. ὕδωρ ἀρχὴ φύσεως τοῖς ὑγροῖς ſehr leicht ὕδωρ für ὑγρόν ſteht; wozu noch kommt, daß Ariſtoteles den Hippon gar nicht Urſache gehabt hätte anzuführen, wenn er ganz daſſelbe wie Thales geſagt hätte: ſo bekommt die Angabe des Alex. hiedurch die größte Wahrſcheinlichkeit. Herakleits θάλασσα.

Die zweite Hauptmeinung, welche von ihm angeführt wird, iſt die, die Seele ſei Waſſer. Dieſe legt ihm, wie es ſcheint auch anderen, Ariſtoteles *) bei, führt auch an, dies ſei aus der wäſſrigen Beſchaffenheit des thieriſchen Samens erwieſen worden. Hermias **) beſtimmt dieſes näher und ſagt, ſie ſei ὕδωρ γονοποιόν ein ſamenbildendes Waſſer, und allerdings giebt es kein Leben ohne Samenbildung. Hiebei alſo ſtehen geblieben haben wir alle Urſache ihn dem Anaximenes und Diogenes ſo nahe zu ſtellen als möglich, und ihn alſo, wenn wir ihn unter die Philoſophen ſtellen wollen, im allgemeinen den Joniern beizugeſellen. Dies iſt auch gewiß des Ariſtoteles Meinung geweſen, wie man aus ſeiner Stellung ſieht. Allein wie iſt er nun in den Katalogus der Pythagoreer gekommen? Vom Jamblichus iſt es bekannt, daß er die Pythagoreer mit Gewalt zuſammengeleſen, und die Reinigung ſeines Verzeichniſſes wäre keine unverdienſtliche Arbeit. Fabricius aber drükkt ſich aus, als ob außer dem Jamblichus noch Cenſorinus den Hippon einen Pythagoreer nenne. Allein in der Hauptſtelle Cap. 5. nennt er ihn nur den Metapontiner, und das frequenter iſt mir zweifelhaft, da er mir ſonſt nirgend aufgeſtoßen. Auch Brucker führt keine andere Stelle an, ſieht auch den Pythagoreismus des Hippon nicht als etwas ausgemachtes an, ſondern ſucht ihn zu erweiſen. Dies beſchränkt ſich aber lediglich darauf, daß er eine Analogie findet zwiſchen dem Siege des Feuers über das Waſſer und der daraus hervorgehenden Weltbildung und den pythagoreiſchen

---

*) de anim. I, 2. **) irris. p. 175.

Philoſophemen; allein es bedarf der größten Willkührlichkeit, um etwas ſehr wenig bedeutendes zu Stande zu bringen. Simplicius *) hat gewiß nicht gewußt, daß einige den Hippon für einen Pythagoreer hielten. Er redet kurz vorher vom Alcmaeon, und erzählt dabei, er werde von vielen für einen Pythagoreer gehalten, warum ſollte er nicht daſſelbe vom Hippon geſagt haben, wenn es irgend angenommen geweſen wäre?

Im Zuſammenhang mit jener Meinung von der Seele ſteht nun auch die vom thieriſchen Samen. Cenſorin führt darüber zweierlei an, der männliche Same entſtehe aus dem Mark, und der Fötus entſtehe lediglich aus dem männlichen Samen. Cenſorin ſagt, daß in der lezten Meinung Hippon auch mit Diogenes Apoll. ſtimme, daß aber Alcmaeon derſelben zuwider ſei; von der erſten Meinung ſagt er geradezu, daß Alcmaeon ſie widerlege, und zwar grade die Gründe, welche Hippon angeführt, woraus man auf das Alter des Hippon ſchließen muß, indem nach Ariſtoteles Alcmaeon jung geweſen, als Pythagoras alt. Was aber Pſeudo-Origines von der Seele und dem Samen anführt, iſt ſo verfälſcht, daß ohne Conjectur nicht zu helfen iſt. Aber weder Brucker, der es ſehr leichtſinnig paraphraſirt, noch die Herausgeber des Origenes haben etwas dafür gethan. Aus der Stelle des Ariſtoteles muß man ſchließen, Hippon habe den Samen *πρώτη ψυχή* genannt.

Es iſt nun noch übrig, von dem Atheismus des Hippon zu handeln. In dieſem wird er mit Diagoras, Euemerus, Theodorus, Diogenes und den anderen von mehreren zuſammengeſtellt. Plutarchus **) entſchuldigt dieſen Atheismus; ſie hätten nicht ſagen wollen, die Götter wären ſterblich, ſondern ſie hätten nur nicht geglaubt, daß es etwas unvergängliches gebe, welches für uns freilich die ſchlimmſte Beſchuldigung des Atheismus iſt. Auf eine andere Weiſe entſchuldigt oder vielmehr rechtfertigt

---

*) l. c.

**) adv. Stoic. p. 1075.

ihn Clemens *), den man dahin auslegen kann, ſie hätten nicht das unvergängliche bezweifelt, ſondern nur, daß die mythologiſchen Perſonen unvergänglich wären. Aber wodurch Hippon Veranlaſſung gegeben ihn dieſen Beſtreitern des Polytheismus zuzugeſellen, das wird uns nirgend geſagt. Clemens **) führt ein Epitaphion an, welches Hippon ſich ſelbſt geſezt habe, welches freilich ganz nach der Idee des Clemens ausgelegt werden kann, vielleicht aber iſt darin bloß die Ruhmredigkeit alter Phyſiologen ausgedrükkt, und dann wäre es eher gegen ſeinen Atheismus. Daß um dieſeswillen Ariſtoteles ihm ſollte eine εὐτελὴς διάνοια zugeſchrieben haben, hat Simplic. gewiß nur in der Verlegenheit geſagt. Denn wir, denen ſeine Schriften fehlen, wiſſen gar nicht, worauf dies zu beziehen iſt. In allen von ihm angeführten Meinungen hat er angeſehene Genoſſen und Nachfolger. Es ſcheint mehr in der Art des Vortrags und in der Begründung zu liegen, worüber wir aber nichts vermuthen können, da wir von dem eigentlichen Inhalt und der Abzwekkung ſeiner Schrift, deren Ueberſchrift ſich nicht einmal erhalten hat, ja von der wir nicht einmal wiſſen, ob ſie proſaiſch war oder in Verſen, auch gar nicht unterrichtet ſind.

*) l. c. **) p. 48.

EIGENTHUM DER STADT

Schleiermacher, Friedrich,

Reden und Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften

Berlin 1835

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 621
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11245984-5